This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

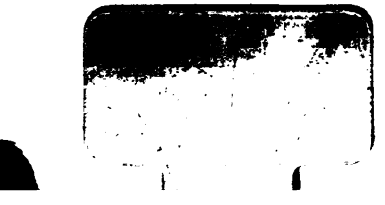
ML
410
.B515
A15
1903
v.4

1,456,266

Hector Berlioz

Literarische Werke

Neue Briefe



Hector Berlioz.

Literarische Werke.

Erste Gesamtausgabe.

IV. Band.

Neue Briefe.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1904.

Hector Berlioz.

Neue Briefe.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Gertrud Savić.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1904.

IUUSI
ML
410
.B515
A15
1903
v.4

Bodansky Estate
6/13/90

618-8400

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	An Ignaz Pleyel	1
II.	An Rudolf Kreutzer	1
III.	An Fétis	2
IV.	An Ferdinand Hiller	4
V.	An denselben	6
VI.	An denselben	7
VII.	An denselben	9
VIII.	An Gounet, Girard, Hiller, Desmarets, Richard, Sichel	10
IX.	An Ferdinand Hiller	20
X.	An denselben	21
XI.	An denselben	22
XII.	An denselben	26
XIII.	An denselben	28
XIV.	An Frau Horace Vernet	30
XV.	An Ferdinand Hiller	34
XVI.	An den Generalintendanten der Zivilliste	36
XVII.	An Joseph d'Ortigue	36
XVIII.	An denselben	37
XIX.	An Ferdinand Hiller	38
XX.	An Joseph d'Ortigue	40
XXI.	An denselben	40
XXII.	An Hofmeister	41
XXIII.	An Robert Schumann	44
XXIV.	An Moritz Schlesinger	49
XXV.	An Liszt	50
XXVI.	An Buloz	57
XXVII.	An Joseph d'Ortigue	58
XXVIII.	An Griepenkerl	61
XXIX.	An Michel Glinka	62
XXX.	An Louis Berlioz	62
XXXI.	An Joseph d'Ortigue	63
XXXII.	An denselben	65

		Seite
XXXIII.	An Joseph d'Ortigue	66
XXXIV.	An denselben	69
XXXV.	An Tajan-Rogé	70
XXXVI.	An Auguste Morel	75
XXXVII.	An denselben	76
XXXVIII.	An denselben	78
XXXIX.	An Alexis Lwow	81
XL.	An Auguste Morel	84
XLI.	An denselben	85
XLII.	An Joseph d'Ortigue	86
XLIII.	An Auguste Morel	88
XLIV.	An denselben	89
XLV.	An Wilhelm Lenz	91
XLVI.	An Alexis Lwow	93
XLVII.	An Lecourt	94
XLVIII.	An Auguste Morel	95
XLIX.	An Joseph d'Ortigue	96
L.	An Alexis Lwow	98
LI.	An Auguste Morel	100
LII.	An Joseph d'Ortigue	101
LIII.	An denselben	102
LIV.	An Louis Berlioz	103
LV.	An Ferdinand Hiller	105
LVI.	An Joseph d'Ortigue	105
LVII.	An denselben	108
LVIII.	An denselben	109
LIX.	An Auguste Morel	111
LX.	An den Direktor des Journal des Débats	114
LXI.	An Joseph d'Ortigue	115
LXII.	An Brandus	117
LXIII.	An B. Jullien	118
LXIV.	An Louis Berlioz	119
LXV.	An denselben	120
LXVI.	An denselben	122
LXVII.	An Hans von Bülow	123
LXVIII.	An Auguste Morel	124
LXIX.	An Hans von Bülow	125
LXX.	An Louis Berlioz	127
LXXI.	An Léon Kreutzer	129
LXXII.	An Tajan-Rogé	130
LXXIII.	An Auguste Morel	133
LXXIV.	An Richard Wagner	134
LXXV.	An Louis Berlioz	136

		Seite
LXXVI.	An Auguste Morel	136
LXXVII.	An denselben	138
LXXVIII.	An denselben	139
LXXIX.	An Théodore Ritter	141
LXXX.	An Ernest Legouvé	141
LXXXI.	An Auguste Morel	142
LXXXII.	An denselben	143
LXXXIII.	An Abbé Girod	144
LXXXIV.	An Bennet	145
LXXXV.	An Auguste Morel	147
LXXXVI.	An denselben	149
LXXXVII.	An denselben	150
LXXXVIII.	An denselben	151
LXXXIX.	An denselben	153
XC.	An denselben	153
XCI.	An Hans von Bülow	155
XCII.	An Louis Berlioz	160
XCIII.	An denselben	161
XCIV.	An denselben	163
XCV.	An Auguste Morel	164
XCVI.	An denselben	165
XCVII.	An denselben	166
XCVIII.	An Louis Berlioz	167
XCIX.	An Auguste Morel	169
C.	An Louis Berlioz	170
CI.	An denselben	171
CII.	An denselben	172
CIII.	An denselben	175
CIV.	An denselben	176
CV.	An Frau Massart	177
CVI.	An Louis Berlioz	178
CVII.	An denselben	178
CVIII.	An denselben	179
CIX.	An denselben	180
CX.	An denselben	181
CXI.	An denselben	182
CXII.	An Auguste Morel	183
CXIII.	An Louis Berlioz	184
CXIV.	An denselben	185
CXV.	An denselben	187
CXVI.	An denselben	187
CXVII.	An Paul Smith	188
CXVIII.	An Louis Berlioz	190

		Seite
CXIX.	An Herrn und Frau Massart	191
CXX.	An dieselben	192
CXXI.	An Frau Massart	195
CXXII.	An Johannes Weber	197
CXXIII.	An Alexis Lwow	197
CXXIV.	An Bennet	199
CXXV.	An denselben	200
CXXVI.	An Herrn und Frau Massart	201
CXXVII.	An Auguste Morel	202
CXXVIII.	An Herrn und Frau Damcke	203
CXXIX.	An Frau Ernst	204
CXXX.	An Frau Damcke	206
CXXXI.	An Louis Berlioz	207
CXXXII.	An Frau Massart	208
CXXXIII.	An Herrn Damcke	209
CXXXIV.	An Louis Berlioz	209
CXXXV.	An denselben	210
CXXXVI.	An Herrn und Frau Damcke	211
CXXXVII.	An Frau Massart	212
CXXXVIII.	An Louis Berlioz	215
CXXXIX.	An denselben	216
CXL.	An Asger Hamerik	217
CXLI.	An Frau Massart	219
CXLII.	An dieselbe	220
CXLIII.	An Herrn Ernest Reyer	223
CXLIV.	An Herrn Ferdinand Hiller	224
CXLV.	An denselben	225
CXLVI.	An Frau Damcke	226
CXLVII.	An Herrn und Frau Massart	228
CXLVIII.	An dieselben	229
CXLIX.	An Edouard Alexandre	230
CL.	An Herrn und Frau Massart	231
CLI.	An Damcke	233
CLII.	An Herrn und Frau Massart	234
CLIII.	An Wladimir Stassow	236
CLIV.	An denselben	237
CLV.	An Auguste Morel	238
CLVI.	An Wladimir Stassow	239
Anhang		241

I.

An Ignaz Pleyel.

La Côte-Saint-André (Isère), 6. April 1819.

Geehrter Herr,

Ich beabsichtige verschiedene Musikstücke, die ich komponiert habe, stechen zu lassen und wende mich an Sie in der Erwartung, daß Sie meinen Wunsch erfüllen können. Ich möchte, daß Sie für Ihre Rechnung die Herausgabe eines Konzert-Potpourri[1] übernehmen, bestehend aus auserwählten Stücken, für konzertierende Flöte, Horn, zwei Violoncelli, Bratsche und Baßgeige.

Sehen Sie zu, ob es sich machen läßt und wie viele Exemplare Sie mir geben können. Ich bitte Sie, wenn es Ihnen paßt, mir möglichst bald zu antworten, wie viel Zeit der Druck erfordert und ob ich das Paket frankieren muß.

Ich verbleibe mit der größten Hochachtung

Ihr ergebener Diener.

II.

An Rudolf Kreutzer.[2]

(1826 . . . . . ?)

O Genie!

Ich unterliege! Ich sterbe! Die Tränen ersticken mich! La Mort d'Abel! Ihr Götter! . . .

[1] Es handelt sich ohne Zweifel um ein Potpourri aus italienischen Opern. Berlioz sagt selbst, daß er verschiedene derartige Werke komponiert habe (s. die ersten Kapitel der Memoiren). Dieser Brief ist in den Musiciana von Weckerlin veröffentlicht worden.

[2] Das Datum dieses Briefes ist schwer festzustellen. La Mort d'Abel, von dem die Rede ist, wurde 1810 gegeben und ist nie wieder aufgeführt

Wie schändlich ist doch das Publikum! Für nichts hat es Verständnis! Was muß man tun, um es aufzurütteln? . . .

O Genie! Was soll ich denn tun, wenn ich eines Tages durch meine Musik Leidenschaften schildern will? Man wird mich nicht verstehen, denn sie haben ja den Autor des herrlichsten Werkes nicht einmal mit Kränzen begrüßt, ihn nicht im Triumph umher getragen, sich nicht vor ihm auf die Knie geworfen!

Erhaben, herzzerreißend, pathetisch!

Ach! ich kann nicht mehr an mich halten; ich muß schreiben! An wen soll ich schreiben? An das Genie? Nein, das wage ich nicht.

An den Menschen, an Kreutzer will ich schreiben. Er wird über mich spotten . . . Das ist mir gleichgültig . . .; ich würde sterben . . . wenn ich schwiege.

Ach! daß ich ihn nicht sehen, nicht zu ihm reden kann. Er würde mich anhören, er würde sehen, was in meiner zerrissenen Seele vorgeht. Vielleicht könnte er mir den Mut zurück geben, den ich verloren habe bei dem völligen Mangel an Gefühl und Verständnis dieser unempfindlichen Lumpen, die kaum würdig sind, die Possen dieses Hampelmanns Rossini anzuhören. Wenn die Feder mir nicht aus der Hand fiele, so käme ich nie zu Ende.

Ach Genie!!!

III.

An Herrn Fétis, Direktor der Revue musicale.[1]

(16) Mai 1828.

Herr Redakteur,

Gestatten Sie mir, meine Zuflucht zu Ihrem Wohlwollen zu nehmen und den Beistand Ihrer Zeitschrift zu erbitten, um mich

worden. Ohne Zweifel hatte Berlioz nur einige Bruchstücke dieser Oper gehört. Da er seinen Brief unterschrieben hat: H. Berlioz, élève de Lesueur, und da er in die Klasse dieses Lehrers 1826 eingetreten und bis Ostern 1828 dort geblieben ist, so kann man das Datum des wunderlichen Dokuments, welches wir hier abdrucken, auch nur annähernd angeben.

[1] Die Revue musicale, herausgegeben von Fétis, hatte noch nicht ihre

in den Augen des Publikums gegen verschiedene schwere Anschuldigungen zu rechtfertigen.

In der musikalischen Welt ist das Gerücht verbreitet, daß ich ein Konzert geben wolle, welches lediglich aus meinen eigenen musikalischen Werken zusammengesetzt sei. Schon jetzt werden Stimmen laut, die mich tadeln, man wirft mir Vermessenheit vor und schiebt mir die lächerlichsten Absichten unter.

Auf alles das antworte ich, meine Absicht ist nur die: Ich möchte, wenn möglich, den Autoren und Direktoren unserer lyrischen Theater einiges Vertrauen einflößen. Kann man einem jungen Manne einen solchen Wunsch verdenken? Ich glaube nicht. Wenn man daher gegen die Absicht selbst nichts einzuwenden hat, so kann man auch nichts gegen die Mittel sagen, deren ich mich bediene.

Weil man Konzerte gegeben hat, deren Programme ausschließlich aus Werken von Mozart oder Beethoven bestanden, folgt etwa daraus, daß ich solche abgeschmackte Prätentionen hätte, wie man annimmt? Ich wiederhole, daß ich nur so handle, um mich des einfachsten Mittels zu bedienen, meine dramatischen Versuche bekannt zu machen.

Was die Kühnheit anbelangt, mich dem Publikum in einem Konzert vorzustellen, so ist sie nur zu natürlich und findet ihre Entschuldigung darin, daß ich seit vier Jahren an alle Türen geklopft habe und sich mir bisher keine öffnete. Ich kann weder einen Text zu einer Oper bekommen, noch die Aufführung einer mir anvertrauten Dichtung[1] durchsetzen. Vergebens habe ich alle Mittel angewandt, um meine Werke zu Gehör zu bringen; es bleibt mir nur noch das eine übrig. Ich bediene mich desselben und ich glaube gut zu tun, den Vers Virgils als Devise zu nehmen:

Ulla salus victis nullam sperare salutem.

Genehmigen Sie ꝛc.

Vereinigung mit Schlesingers Gazette musicale vollzogen, die 1834 von Schlesinger begründet wurde.

[1] Das Ballett Faust nach einem Textbuch von Bohain (s. d. Notiz).

Hector Berlioz.

Literarische Werke.

Erste Gesamtausgabe.

IV. Band.

Neue Briefe.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1904.

Hector Berlioz.

Neue Briefe.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Gertrud Savić.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1904.

M1151
ML
410
.B515
A15
1903
v.4

Bodansky Collection
6/13/90

618-8400

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	An Ignaz Pleyel	1
II.	An Rudolf Kreutzer	1
III.	An Fétis	2
IV.	An Ferdinand Hiller	4
V.	An denſelben	6
VI.	An denſelben	7
VII.	An denſelben	9
VIII.	An Gounet, Girard, Hiller, Desmarets, Richard, Sichel	10
IX.	An Ferdinand Hiller	20
X.	An denſelben	21
XI.	An denſelben	22
XII.	An denſelben	26
XIII.	An denſelben	28
XIV.	An Frau Horace Vernet	30
XV.	An Ferdinand Hiller	34
XVI.	An den Generalintendanten der Zivilliſte	36
XVII.	An Joſeph d'Ortigue	36
XVIII.	An denſelben	37
XIX.	An Ferdinand Hiller	38
XX.	An Joſeph d'Ortigue	40
XXI.	An denſelben	40
XXII.	An Hofmeiſter	41
XXIII.	An Robert Schumann	44
XXIV.	An Moritz Schleſinger	49
XXV.	An Liſzt	50
XXVI.	An Buloz	57
XXVII.	An Joſeph d'Ortigue	58
XXVIII.	An Griepenkerl	61
XXIX.	An Michel Glinka	62
XXX.	An Louis Berlioz	62
XXXI.	An Joſeph d'Ortigue	63
XXXII.	An denſelben	65

Zunächst bin ich nicht „der Leute“ wegen in Verzweiflung; dann muß ich Ihnen sagen, daß, wenn Sie Ihre Gründe haben, um streng über die Person zu urteilen, wegen der ich in Verzweiflung bin, so habe ich allen Grund, Ihnen zu versichern, daß ich ihren Charakter jetzt besser kenne als sonst irgend jemand. Ich weiß recht gut, daß sie für ihre Person nicht verzweifelt. Der Beweis dafür ist, daß ich hier bin. Wenn sie darauf bestanden hätte, mich zu bitten, daß ich nicht abreiste, wie sie es sonst tat, so wäre ich geblieben. Weshalb sollte sie verzweifeln? Sie weiß sehr wohl, was sie von mir zu halten hat; sie weiß, daß mein Herz ihr ganz ergeben ist, und doch weiß sie noch nicht alles; es gibt noch ein Opfer, das größte von allen, das sie noch nicht kennt und das ich ihr bringen werde. Sie wissen nicht, was mich quält, niemand in der Welt weiß es außer ihr, und sie hat es auch bis vor kurzem nicht gewußt.

Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihren epikureischen Ratschlägen; das hat für mich gar keinen Wert. Damit erreicht man nur ein Alltagsglück, und das verschmähe ich. Entweder das große Glück oder den Tod, ein Leben voll Poesie, oder Vernichtung. Sprechen Sie mir daher nicht von einer wunderschönen Frau von herrlichem Wuchs und von dem Anteil an meinem Kummer, den die Wesen, die mir teuer sind, nehmen oder nicht nehmen; denn davon wissen Sie nichts, wer hat es Ihnen gesagt? ... Sie wissen nicht, was sie empfindet, was sie denkt. Wie können Sie wohl daraus, daß Sie sie in einem Konzert heiter und zufrieden gesehen haben, einen für mich verhängnisvollen Schluß ziehen. Wenn das richtig wäre, was würden Sie wohl aus meinem Benehmen in Grenoble gefolgert haben, wenn Sie mich eines Tages bei einem großen Familiendiner gesehen hätten, wo neben mir rechts und links meine beiden reizenden Cousinen von siebzehn und achtzehn Jahren saßen, mit denen ich in der ungewöhnlichsten Weise gescherzt und gelacht habe? ...

Mein Brief ist grob, lieber Freund, aber Sie hatten mich furchtbar verletzt. Ich bleibe mindestens noch neun Tage hier; Ferrand kommt morgen. Wenn Sie mir umgehend einen zweiten Brief schreiben wollen, so würden Sie mir ein großes Vergnügen machen und er würde noch rechtzeitig ankommen.

Leben Sie wohl. Tausend Grüße an Sina und Girard. Wenn Sie in der Gesellschaft von meiner Hochzeit sprechen hören, so sagen Sie es mir, und was man darüber sagt.

Haben Sie die Güte, bei Gounet, rue Saint-Anne 34 oder 36, vorzusprechen und ihm viele Grüße von mir zu bestellen. Ich schreibe ihm, sobald Ferrand angekommen ist.

VII.

An denselben.

La Côte-Saint-André, 31. Januar 1831.

Obgleich die verzehrende Aufregung mich noch keinen Augenblick seit meiner Ankunft hier verlassen hat, so kann ich Ihnen heute doch mit etwas mehr Ruhe schreiben. Da Sie in Ihrem Alter bereits eine Goldader getroffen haben in dieser armseligen Mine, in der wir alle wühlen, so suchen Sie dieselbe bis ans Ende zu verfolgen, aber bedenken Sie wohl, daß Sie unter einem Gewölbe sind, das Sie beim Vorrücken aushöhlen und daß es hinter Ihnen einstürzen kann. Das Versehen, das Sie gemacht haben, indem Sie von Cherubini den Saal des Konservatoriums verlangten bevor die Gesellschaftskonzerte zu Ende sind, ist unverzeihlich. Sie hätten doch wissen müssen, daß diese Herren nie darein willigen würden und es ist sehr unangenehm, sich einen Querstrich machen zu lassen durch einen Willen, gegen den der eigene machtlos ist. Ich muß gestehen, daß Sie manchmal übereilt zu Werke gehen. Man muß, wie ich glaube, reiflich überlegen, was man vor hat, und wenn man seine Maßregeln getroffen hat, einen solchen Schlag ausführen, daß er alle Hindernisse zerbricht. Vorsicht ist Macht, es gibt in der Welt nur diese beiden Mittel um zum Ziel zu kommen. Ich fürchte, man wird mich nicht vor Sonnabend oder gar vor nächsten Montag reisen lassen. Ich bin immer krank, ich stehe manchen Tag gar nicht auf, es ist barbarisch kalt. Und all die schöne Zeit geht verloren, während ich doch noch eine ganze Reihe von Monaten überwinden muß.

Ja, lieber Freund, ein furchtbarer Kummer, unter dem ich wohl noch lange zu leiden haben werde, muß Ihnen noch ein Geheimnis

bleiben. Es hängt das mit Umständen meines Lebens zusammen, die allen unbekannt sind (ausgenommen C. . . .); ich habe wenigstens den Trost, es ihr mitgeteilt zu haben ohne daß . . . (genug).

Obgleich ich genötigt bin, auch vor Ihnen mein Geheimnis über diesen Punkt zu bewahren, so glaube ich doch nicht, daß Sie Grund haben, über andere Dinge mir gegenüber zurückhaltend zu sein. Ich bitte Sie daher mir zu sagen, was Sie mit diesem Satz in Ihrem letzten Briefe meinen: „Sie wollen ein Opfer bringen; schon lange denke ich mit Furcht an eins, welches Sie, wie ich unglücklicherweise annehmen muß, eines Tages bringen werden." Was meinen Sie damit? Ich beschwöre Sie, sprechen Sie in Ihren Briefen nicht in versteckten Redensarten, zumal wenn es sich um sie handelt. Das peinigt mich. Vergessen Sie nicht, mir ganz offen die nötige Erklärung zu geben.

Schreiben Sie mir poste restante nach Rom, und vergessen Sie nicht, bis zur Grenze zu frankieren, sonst erhalte ich Ihren Brief nicht.

VIII.

An Gounet, Girard, Hiller, Desmarest, Richard, Sichel.

Nizza, d. 6. Mai 1831.

Kommen Sie Gounet,[1] lesen Sie uns das vor!

Zunächst umarme ich Euch alle. Ich freue mich, Euch wiederzusehen, mich unter Freunden zu finden, deren Liebe mir so teuer ist und endlich mit Euch reden zu können über Musik, Enthusiasmus, Genie und Poesie. Ich bin gerettet, ich fange an zu bemerken, daß ich neu geboren und ein besserer Mensch geworden bin, als ich war; ich habe auch keine Wut mehr im Herzen . . . Da ich Euch seit meiner Abreise aus Frankreich nicht mehr geschrieben habe, so muß ich Euch meine Reise erzählen.

Ich schiffte mich in Marseille auf einer sardinischen Brigg ein, die nach Livorno segelte. Die Überfahrt wird bei passabelem Wetter gewöhnlich in fünf Tagen gemacht; wir haben elf gebraucht. Während

[1] Gounet war der Dichter, der die Verse von Thomas Moore übersetzt hat, die Berlioz in Musik setzte.

der ersten Woche waren wir durch Windstille am Vorwärtskommen gehindert, die ganze Tage bis zum Sonnenuntergang anhielt, nur in der Nacht kamen wir etwas weiter. Da wir nicht wußten, wie wir uns die Zeit vertreiben sollten, so verfielen wir darauf, auf dem Verdeck mit Pistolen zu schießen. Das Ziel war ein auf einen Stock gesteckter Zwieback, der am Vorderteil befestigt und bei den Schwankungen des Schiffes sehr schwer zu treffen war. Das war unser Zeitvertreib. Meine Reisegefährten waren italienische Militärs, die nach Modena wollten, um an der Revolution teilzunehmen, die dort ausgebrochen war. Als wir an der Riviera ankamen, faßte uns plötzlich ein wütender Alpenwind. Die Wellen schlugen jeden Augenblick über das Verdeck und drangen in die Schiffsluken ein. Gut! sagte ich, das fehlte uns noch; es wäre doch schade gewesen, wenn ich nicht ein Stückchen Sturm erlebt hätte, das wird reizend! ... Aber der Reiz wurde etwas kräftig, wie Ihr sehen werdet.

Der Kapitän wollte die verlorene Zeit wieder einholen, er hatte alle Segel aufsetzen lassen, und das Schiff, durch den Windstoß an der Flanke gefaßt, neigte sich furchtbar auf die Seite. Als ich abends in der Kajüte war, um zu versuchen, ob ich schlafen könne, hörte ich einen unserer Passagiere den Matrosen zurufen: Coraggio, corpo di Dio! sarà niente. „Teufel auch," sagte ich, „mir scheint das im Gegenteil sehr viel zu sein." Darauf wickele ich mich in meinen Mantel und steige aufs Verdeck, gefolgt von vier Offizieren, die auch erschrocken waren über das soeben Gehörte.

Ich gestehe, es ist schwer, sich ein Bild von solch einem Schauspiel zu machen und daß mir das Herz in einer ganz entsetzlichen Weise zu klopfen begann, obgleich mir damals wenig am Leben lag. Stellt Euch vor, der Sturm brüllte mit einer Wut, von der man sich zu Lande keinen Begriff machen kann, die Wellen stiegen hoch aus dem Meere empor, wurden in die Luft geschleudert und stürzten als Staub wieder herab. Das Schiff war so auf die Seite gedrückt, daß die rechte Schanzkleidung ganz unter Wasser war und dabei vierzehn gewaltige, ausgebreitete Segel, in denen sich der Wind mit voller Kraft verfing. Der Passagier, den wir eben hatten rufen hören, war ein venetianischer Korsarenkapitän, und was besonders merkwürdig war, er war auf der Korvette

Kapitän gewesen, die Lord Byron auf seine Kosten hatte ausrüsten lassen, um den Archipel zu durchstreifen; ein richtiger Starrkopf. Nach einigen Minuten steigerte sich die Wut des Sturmes noch mehr; ich hörte wie er auf französisch sagte: „Dieser H . . . . da wird uns noch mit allen Segeln zum Kentern bringen.“ Ich sah nun, daß man auf alles gefaßt sein mußte und mein Herz hörte auf, stürmischer als für gewöhnlich zu schlagen. Ich betrachtete plötzlich mit der größten Gleichgültigkeit die weißen Wellentäler, die sich vor mir öffneten, wo ich ohne Zweifel in meinen letzten Schlaf eingewiegt werden sollte. Das Verdeck lag so auf die Seite geneigt, daß man sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Ich hatte mich an ein Eisenstück am Steuerbord angeklammert und so fest in meinen Mantel eingewickelt, daß ich die Glieder nicht rühren konnte. Ich wollte mir einen langen Todeskampf sparen, indem ich mich am Schwimmen hinderte und hoffte in die Tiefe zu sinken wie eine Kanonenkugel.

Als die Gefahr immer drohender wurde, ergriff schließlich unser venetianischer Korsar das Kommando: Tutti, tutti, al perrocchetto, schrie er, prestissimo al perrocchetto; ecco la borrasca. Die Matrosen gehorchen ihm; aber während sie eiligst den großen Mast hinanklimmen um die Segel aufzugeien, legte uns ein letzter furchtbarer Windstoß fast ganz auf die Seite. Die Szene war erhaben in ihrer Schrecklichkeit. Alle Möbel im Innern des Schiffes, Schränke, Tische, Stühle, Küchengeräte rollten durcheinander mit einem schrecklichen Gepolter. Auf dem Verdeck schlugen die Fässer gegen einander, das Wasser drang stromweise ins Schiff; das Fahrzeug krachte wie eine alte Nußschale, der Steuermann stürzte und ließ das Steuer fahren, mit einem Wort wir „kentern“. Aber unsere unerschrockenen Matrosen ließen nicht ab, oben auf den Raen die Segel eiligst zu reffen, und das größte war gerade gegeit, als das Schiff sich wieder ein wenig hob; es senkte sich bei der zweiten Welle weniger tief seitwärts; dadurch, daß der Steuermann das Steuer hatte fahren lassen, hatte das Schiff drehen können und den Wind von hinten bekommen. Dieser kurze Augenblick genügte, um die Gefahr von uns abzuwenden.

Nun mußte man an die Pumpen eilen, es war ein Geschrei,

um verrückt zu werden. Dann, um das Unglück voll zu machen, war die Kajütenlampe zerbrochen, auf Wollenballen gefallen und hatte sie in Brand gesetzt. Man bemerkte es erst, als der Rauch die Treppe heraufstieg. Die Hölle ist nicht schlimmer, als ein solcher Augenblick. Glücklicherweise wurde ich nicht seekrank. Aber man mußte nur die armen Passagiere sehen, wie sie sich einer über dem andern erbrachen und von Schwindel ergriffen auf dem Verdeck stürzten und die Treppe hinunterfielen. Es ward einem ganz schlimm dabei. Als das Schiff wieder in Stand gesetzt war, setzten wir die Reise mit einem einzigen Segel ungefährdet fort, trotz der Gewalt des Sturmes und der schiefen Lage des Schiffes. Nun gab es wieder ein anderes Konzert. Der Wind pfiff durch die leere Takelage, durch die Blockrollen und Wanten, gellend und knirschend wie ein Orchester von kleinen Flöten. Aber der Matrose, der an meiner Seite stand, sagte: Oh! adesso, mi fatto del vento! und wirklich kamen wir ohne Unfall am andern Morgen in Livorno an. O! welch eine Nacht! Und der Mond blickte zu uns herab, während er mit einer ganz entstellten Physiognomie durch die Wolken eilte! Es schien, als ob er Eile hätte irgend wohin zu gelangen und als ob er die Begegnung mit uns als eine Störung empfände.

Als ich in Rom angelangt war, fand ich, daß die in Florenz verbreiteten Gerüchte über die Gefahren, in welchen die Akademie geschwebt hatte, ein wenig übertrieben, wenn auch begründet waren. Die Bewohner des jenseitigen Tiberufers glaubten, daß die Franzosen Anhänger der Revolution und dem Papst feindlich gesinnt seien, daher wollten sie ganz einfach die Akademie in Brand stecken und uns alle erwürgen. Sie waren schon mehrmals gekommen, um die Zugänge zum Garten zu untersuchen und Frau Horace Vernet war einem von ihnen in einer Allee begegnet, der sie mit einem langen Messer, welches er ihr unter seinem Mantel zeigte, bedroht hatte. Deshalb hatte unser Direktor alle Leute mit doppelläufigen Gewehren, Pistolen usw. bewaffnet; indessen kam es zu nichts als zu einer Tarantella, welche die Trasteverini auf den baldigen Tod der Franzosen verfaßten und unter unseren Fenstern sangen. Alle Kameraden, die mich erwarteten, haben mich hier mit

großer Herzlichkeit aufgenommen. Es dauerte vier oder fünf Tage bis ich alle ihre Namen behalten konnte und da wir uns duzen, so war ich jeden Augenblick genötigt einen zu fragen: „Wie heißt Du eigentlich?“

Herr Horace und seine Familie haben mich sehr freundlich aufgenommen, und als der alte Carle Vernet erfuhr, daß ich ein Verehrer von Gluck sei, wollte er mich gar nicht wieder los lassen. „Sehen Sie“, sagte er, „Despréaux behauptete nämlich, das alles sei altmodisch und Gluck ein Zopf.“

Ich habe Mendelssohn getroffen. Monfort kannte ihn schon; wir haben uns bald zusammengefunden. Das ist ein bewunderungswürdiger Mensch. Sein Talent im Spiel ist ebenso groß wie sein musikalisches Genie, und das will wirklich viel sagen. Alles was ich von ihm gehört habe, hat mich entzückt. Ich glaube sicher, daß er eine der größten musikalischen Kapazitäten unserer Epoche ist. Er war mein Cicerone. Jeden Morgen besuchte ich ihn, er spielte mir eine Beethovensche Sonate vor, wir sangen aus Armide von Gluck, dann führte er mich herum und zeigte mir all die berühmten Ruinen, aus denen ich mir, offen gesagt, nicht viel mache. Mendelssohn ist eine der treuherzigen Seelen, die man so selten findet. Er ist überzeugter Lutheraner und ich habe oft bei ihm Anstoß erregt, wenn ich mich über die Bibel lustig machte. Ich habe mit ihm die einzigen erträglichen Stunden verlebt, die ich in Rom gehabt habe. Die Unruhe verzehrte mich. Ich erhielt keine Briefe von meiner „treuen Braut“, und wenn Herr Horace nicht gewesen wäre, so würde ich schon nach drei Tagen wieder abgereist sein; so sehr war ich in Verzweiflung darüber, daß ich keine Nachrichten bei meiner Ankunft vorfand. Als ich Ende des Monats auch noch keine erhalten hatte, reiste ich am Charfreitag ab und gab mein Stipendium preis, um in Paris zu erfahren, was vorgefallen war. Mendelssohn wollte nicht glauben, daß ich wirklich abreisen würde, er wettete mit mir um ein Diner zu drei Personen, daß ich nicht abreisen werde und wir verspeisten es mit Monfort am Mittwoch der stillen Woche, als er sah, daß Herr Horace meine Reise bezahlt und ich meinen Wagen gemietet hatte.

In Florenz bekam ich Halsschmerzen. Ich mußte die Reise unterbrechen und dort abwarten, bis ich sie fortsetzen konnte. Ich

schrieb daher an Pixis, damit er mir schleunigst Nachricht gebe, wie es im Faubourg Montmartre stehe. Er antwortete nicht. Ich schrieb nochmals, daß ich in Florenz auf seinen Brief warte, und in der Tat habe ich bis zu dem Tage darauf gewartet, an welchem ich den bewunderungswürdigen Brief von Madame X... erhielt. Ich kann unmöglich die Gefühle von Wut, Zorn, Haß und Liebe beschreiben, welche in meiner Verlassenheit auf mich einstürmten. Ich brachte ganze Tage an den Ufern des Arno zu, in einem entzückenden Gehölze, eine Meile von Florenz entfernt und las Shakespeare. Dort habe ich zum ersten Male König Lear gelesen und war ganz außer mir vor Bewunderung über dieses geniale Werk. Ich glaubte vergehen zu sollen vor Enthusiasmus; ich wälzte mich (in Wirklichkeit im Grase), ich wälzte mich ganz krampfhaft vor reinem Entzücken. Nach einigen Tagen überkam mich wieder Unbehagen; es wurmte mich im Innersten; meine Vermutungen, die nur zu sehr gerechtfertigt waren, verfolgten mich unbarmherzig. Eines Abends trat ich in die offene Kathedrale. Als ich in einem Winkel der Kirche sitzend, träumte, sah ich aus der Sakristei einen langen Zug weißer Mönche, Priester und Chorknaben mit Fackeln und dem Kreuze herauskommen. Ich fragte jemanden, was das bedeute; er erwiderte: Una sposina morta al mezzo giorno. Ich folgte dem Zuge, mein Blut begann rascher zu kreisen, ich ahnte besondere Sensationen. Die junge Frau war in einem benachbarten prachtvollen Hause gestorben, welches ihrem Manne, einem reichen Florentiner gehörte, der sie anbetete. Eine ungeheure Menschenmasse hatte sich vor der Hauspforte versammelt um die Fortführung des Sarges anzusehen. Man hatte eine Menge von Kerzen verteilt, die in den dunkeln Straßen ein ganz sonderbares Licht verbreiteten. Die Priester verrichteten, als sie in der Kirche angekommen waren ihr Amt und verließen dann die Leiche. Es war völlig dunkel. Die Träger hatten den Sargdeckel geöffnet, dann sah ich, daß sie ein neugeborenes Kind von einer kleinen Bahre hoben und es in die größere, worin seine Mutter lag, hineinlegten. Ich schloß daraus, daß die junge Frau bei der Niederkunft gestorben war und daß man im Begriff stand, sie mit dem Kinde zu begraben. Ich wollte sehen, was daraus würde und kam auf

den Gedanken, den Trägern nach dem Kirchhofe zu folgen. Nach einem langen Transport, während dessen sich die neugierige Menge völlig verlaufen hatte, kam ich in die Nähe eines entlegenen Tores von Florenz. Aber anstatt auf den Kirchhof zu gehen, hielt der Zug bei einer Art von Morgue, wo man die Leichen bis zwei Uhr morgens aufstellt, wo dann ein Karren kommt, sie abholt und zum Grabe bringt. Einer der Kirchensänger näherte sich mir und sagte auf französisch: „Wollen Sie eintreten?" — „Ja." Und wirklich nahm er mich für einen Paolo (zwölf Sous) mit, flüsterte dem Wächter der Morgue etwas ins Ohr und man ließ mich eintreten. Sie hoben die arme junge Frau von der Bahre und legten sie nieder auf eine der Holzunterlagen, welche ringsum in dieser Art von Gewölbe angebracht waren. „Sehen Sie, mein Herr," sagte mein Sänger mit einer Art von Genugtuung, „alle diese Holzunterlagen hier sind an manchen Tagen voll, ganz voll! und dann, um zwei Uhr in der Nacht kommt der Wagen nnd schafft alles fort!" — „Aber lassen Sie mich doch diese Dame sehen." Er nahm sofort die Hülle ab. O mein Gott! wie reizend war sie! Zweiundzwanzig Jahre alt. Sie hatte ein schönes Percalkleid an, welches unter den Füßen zusammen gebunden war. Ihre Haarfrisur war noch nicht sehr derangiert. Ohne Zweifel war sie an einem Gehirnabszeß gestorben, denn eine gelbliche Flüssigkeit lief ihr aus Nase und Mund. Ich ließ ihr das Gesicht abtrocknen; dabei ließ dieser brutale Mensch ihren Kopf plötzlich mit einem dumpfen Geräusch zurückfallen, daß alle Holzunterlagen erschütterte. Ich faßte sie bei der Hand, sie hatte eine reizende weiße Hand, ich konnte sie gar nicht wieder loslassen. Das Kind war häßlich; es ward mir fast übel dabei. Für einen Paolo berührte ich die Hand dieser Schönheit, während ihr Mann sich der Verzweiflung hingab. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich sie in meine Arme geschlossen. Ich dachte an Ophelia. Für einen Paolo! Und sicherlich, wenn der Wagenführer um zwei Uhr seine Beute abholt, dann wird dieser florentinische Charon sich von den Toten das Fahrgeld bezahlen lassen. Er wird ihr das schöne Kleid nicht lassen; er wird es ihr wegnehmen. An das alles dachte ich, während ich für einen Paolo ihre Hand hielt.

Aber das war noch ein wahrer Segen. Denn am andern Tage wohnte ich dem Leichenbegängnis des jungen Napoleon Bonaparte bei, des Sohnes der Königin Hortense und Neffe des „andern Napoleon". Er war zur rechten Zeit gestorben. Ein Todesurteil schwebte über ihm als Revolutionär und stand im Begriff ihn zu erreichen, aber der Tod war noch schneller gewesen. Während dieser Zeit flohen sein Bruder und seine Mutter nach Amerika!... Arme Hortense! Welcher Schicksalswechsel! Vor vierzig Jahren war sie mit ihrer Mutter, der damaligen Frau Beauharnais von St. Domingo als lustige Kreolin herübergekommen; sie tanzte auf dem Schiffe Negertänze und sang den Matrosen karaibische Lieder vor. Heute fährt sie wieder über den Ozean, um einen ihrer Söhne dem Henkerbeile der Reaktion zu entziehen. Sie läßt ihren Gatten in Florenz. Wir sehen, wie die Adoptivtochter des größten Mannes der Neuzeit aus Europa flieht, verbannt aus Frankreich, dem sie einst so teuer war, eine Königin ohne Land, ohne Krone, eine tief trauernde Mutter, eine Waise, fast Witwe, vergessen und verlassen.

Alle diese Gedanken ergriffen mir das Herz, als ich die Kirche betrat. Da war so viel Stoff zur Begeisterung für den Orgelspieler, wie mir schien. Aber dieser Mensch war kein Mensch! Er hatte das kleine Flötenregister gezogen und spielte kleine lustige Weisen, welche ganz dem Gezwitscher von Zaunkönigen an hellen Wintertagen glichen.

O ihr Italiener, was seid ihr doch für miserable Gesellen! Affen, Orang-Utans, ewig lächelnde Hampelmänner; macht Opern wie die von Bellini, Pacini, Rossini, Vaccai, Mercadante, spielt lustige Lieder beim Begräbnis vom Neffen des größten Mannes, und für einen Paolo . . .!

Zwei Tage später erhielt ich in dieser Stimmung den Brief der Madame X . . . Den Brief, worin sie mir die Hochzeit ihrer Tochter anzeigt. Dieser Brief ist ein Muster der unglaublichsten Unverschämtheit! Man muß ihn sehen, um es zu glauben. Hiller weiß besser als irgend jemand, wie diese Geschichte angefangen hat. Ich weiß, daß man mich, als ich aus Paris abreiste und ihren Brautring am Finger trug, den sie gegen den meinigen ausgetauscht hatte, „mein lieber Schwiegersohn" usw. nannte, und in diesem

erstaunlichen Brief schreibt mir Madame X . . ., daß sie niemals ihre Einwilligung gegeben hätte, als ich bei ihr um die Hand ihrer Tochter anhielt. Sie beschwört mich, ich solle mich nicht töten, die gute Seele!

O! wenn ich nur hundertundfünfzig Meilen näher gewesen wäre! Aber nichts mehr davon. Was ich getan und habe tun wollen ist nicht derartig, daß es sich dem Papier anvertrauen ließe. Ich sage Euch nur soviel, daß ich infolge dieser abscheulichen, feigen, perfiden und ekelhaften Handlungsweise hier in Nizza bin. Ich bin seit elf Tagen hier und bleibe hier wegen der Nähe von Frankreich und wegen des dringenden Bedürfnisses, welches ich empfinde, mit meiner Familie in raschem Briefwechsel zu stehen. Meine Schwestern schreiben mir jeden zweiten Tag. Ihr Unwille und der meiner Eltern ist auf das Äußerste gestiegen. Ich bin ganz wiederhergestellt und esse wie gewöhnlich. Lange Zeit konnte ich nichts anderes als Orangen genießen. Schließlich — ich bin gerettet, und sie sind auch gerettet. Ich wende mich wieder mit wahrem Genuß dem Leben zu; ich stürze mich in die Arme der Musik und empfinde das Glück, Freunde zu haben, lebhafter denn je. Ich bitte Euch alle, Richard, Gounet, Girard, Desmarest, Hiller, schreibt mir jeder von Euch einen besonderen Brief. Ich gehe nicht über die Grenze. Vernet hat mich gestern daran erinnert, daß es noch Zeit sei, und daß ich mein Stipendium noch nicht verloren hätte. Ich habe ihm geschrieben, daß ich mich auf Ehrenwort verpflichte, nicht aus Italien heraus zu gehen. Ich habe mich zu guter Stunde in dieser Weise gebunden, ich hatte gute Gründe dafür.

Lieber Gounet, Fräulein Vernet hat Ihre Melodien gesungen und gefunden, daß sie voll Poesie, Anmut und Frische seien.

Ist das deutsche Theater eröffnet? und Paganini? . . . und Euryanthe? . . . Dieser elende Castil-Blaze hat diese Partitur dadurch verhunzt, daß er fremde Dinge hinzusetzte. Und die Symphonie mit Chören von Beethoven; schreibt mir über alles das.

Und Sie Girard, wollen Sie Iphigenie in Aulis aufführen? . . . O! beiläufig bitte ich Sie noch um Verzeihung, ich habe Ihren Brief für die römische Dame verloren; ich hoffe, daß er nicht von Wichtigkeit war. Was macht man in der Opéra, Desmarest? . . .

Ihr Konzert hat also nicht stattgefunden, Hiller? ... Und wie kommt es, daß ich Dich, Richard, als Übersetzer der Symphonie von Beethoven in den Zeitungen Lobe-Weimar aufgeführt gesehen habe? ... Das begreife ich nicht. Sagen Sie mir Gounet, ist Auguste, der Neuvermählte, glücklich in seiner Häuslichkeit? ... Mein lieber Sichel, zahlen die Kranken gut?

Ich habe ein entzückendes Zimmer, dessen Fenster aufs Meer hinausgehen. Ich habe mich ganz an das beständige Rauschen der Wellen gewöhnt. Wenn ich morgens das Fenster öffne, ist es herrlich diese Wellenkämme heranrollen. zu sehen, wie wallende Mähnen einer Truppe weißer Rosse. Abends schlafe ich beim Donner der Wogen ein, wenn sie gegen die Felsen anstürmen, auf denen das Haus, in dem ich wohne, gebaut ist.

Nizza ist eine durch ihre Lage wahrhaft reizende kleine Stadt. Taufrisch sind Meer und Berge. Zuweilen mache ich Ausflüge zwischen den Felsen und riskiere Arm und Bein zu brechen. Vor einigen Tagen entdeckte ich die Ruinen eines alten am Rande des Abhanges erbauten Turmes. Vor ihm liegt ein kleiner Platz; ich strecke mich aus in der Sonne und sehe aus der Ferne die großen Schiffe herankommen, zähle die Fischerbarken und bewundere diese kleinen goldglänzenden Pfade, die (wie Moore sagt) zu einer „glücklichen, friedlichen Insel" führen müssen. Wahrlich, das ist ein ganz naturgetreues Ebenbild unserer Melodien, es stimmt in jedem Punkte, mein lieber Gounet. A propos Ebenbild; sie haben in Rom ein Porträt von mir gemacht, es taugt nichts. Aber ein Bildhauer hat ein Medaillon von mir gemacht, das sehr ähnlich ist, halbe Lebensgröße in Gips.

Nun das wäre wohl genug, denke ich. Ich erwarte baldigst Briefe von Euch. Meine Adresse: H. B. bei Frau Witwe Pical, Haus Cherici, Konsul von Neapel, aux Ponchettes, Nice-Maritime.

Lebt alle wohl! Tausend Grüße!

Euer Euch aufrichtig liebender Freund.

P. S. Viele Grüße an Pixis, Sina, Schlesinger, Séghers, Habeneck, Turbri und Urhan.

Ich habe die Ouvertüre zu König Lear fast fertig; ich muß nur noch die Instrumentation vollenden. Ich werde sehr viel arbeiten.

IX.

An Ferdinand Hiller.

Rom, 17. September 1831.

Lieber Freund,

Ich habe Ihren Brief in den Bergen von Subiaco erhalten, lange Zeit nachdem er in Rom angekommen war; ich hätte noch länger darauf warten können, wenn ein Bildhauer der Académie ihn mir nicht gebracht hätte. Ich konnte Ihr Schweigen nicht begreifen, denn ich hielt Sie nicht für schreibfaul. Doch genug! Sind Sie immer noch in Ihrer Einsiedelei in dem Bois de Boulogne? Ich kehre nach der meinigen in Subiaco zurück. Nichts geht mir über dies Wanderleben in den Wäldern und Felsgebirgen, mit diesen gutartigen Landbewohnern, die Tags über an den Ufern des Gießbachs schlafen und abends die Saltarella tanzen, mit den Männern und Frauen die unsere Schenkwirtschaft besuchen. Zu ihrer größten Freude spiele ich dazu auf meiner Gitarre. Ehe ich kam, hatten sie nur nach dem Tamburin getanzt und sind jetzt ganz entzückt über dies schön klingende Instrument. Ich kehre dorthin zurück, um der tödlichen Langweile hier zu entgehen. Während mehrerer Tage gelang es mir sie dadurch zu verscheuchen, daß ich auf die Jagd ging. Ich verließ Rom um Mitternacht, um bei Tagesanbruch an Ort und Stelle zu sein. Ich habe mich abgeschunden, ich kam fast um vor Hunger und Durst, aber ich langweilte mich doch nicht mehr. Das letzte Mal habe ich sechzehn Wachteln geschossen, sieben Wasservögel, eine große Schlange und ein Stachelschwein.

Die Campagna bei Rom ist so ernst und majestätisch, zumal am Abend. Diese Ruinen der Paläste und Tempel, die von der untergehenden Sonne beleuchtet werden, auf einem Gelände, das nackt ist wie die flache Hand, ohne Bäume, durchzogen von tiefen Schluchten, geben ein ganz eigenartiges, malerisch düsteres Bild. Morgens frühstückte ich bei einer alten Zisterne oder einem etruskischen Grabe; mittags schlief ich in einem Bachustempel, hatte aber nur Wasser, um dem Gotte ein Trankopfer darzubringen. Ich

hoffe, daß der Sieger vom Ganges mir dies seiner nicht würdige Opfer verzeihen wird!

Sie haben also die Güte gehabt, sich meiner Medaille und einiger kleinen Goldsachen anzunehmen? Da das alles zusammen etwa einen Wert von zweihundert Franken hat, so wird meine kleine Schuld damit bezahlt sein, wenn ich vor meiner Rückkehr nach Frankreich an der Cholera sterbe. Hat man in Paris große Furcht vor der berüchtigten Cholera?

Ist Mendelssohn dort eingetroffen? Das ist ein ganz enormes, außergewöhnliches, vorzügliches und wunderbares Talent. Ich setze mich nicht dem Verdacht der Kameraderie aus, wenn ich das sage, denn er hat mir ganz offen erklärt, daß er meine Musik nicht begreifen könne. Bestellen Sie ihm tausend Grüße von mir. Er hat einen ganz jungfräulich reinen Charakter und ist sehr gläubig. Er ist ein wenig kühl in seinen Beziehungen zu andern, aber ich mag ihn doch sehr gern, obgleich er es nicht ahnt.

X.

An denselben.

Rom, 8. Dezember 1831.

Mein lieber Hiller!

Obgleich Sie ein Faulpelz sind, ein Schlingel, ein schlechter Kerl, schämen Sie sich denn gar nicht, mir gar kein Lebenszeichen von sich zu geben, meinen letzten Brief ohne alle Antwort zu lassen? (Ach, da habe ich ja mein „obgleich“ ganz ohne Nachsatz gelassen!)

Nun gleichviel, ich bin vor einem Monat aus Neapel zurückgekehrt. Ich habe die Reise zu Fuß gemacht, mitten durch die Gebirge, Wälder, Felsen, ohne Führer bis auf den letzten Tag vor meiner Ankunft in Subiaco, meinem Lieblingsplatz. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen die ganze Fülle von zauberhaften Eindrücken schildern, die ich in Neapel, am Vesuv, in Pompeji, auf dem Meere und den Inseln empfangen habe. Davon wollen wir später mündlich sprechen. Was das Beste ist, ich werde viel-

leicht viel früher nach Paris zurückkommen, als Sie denken, jedenfalls früher, als unser Direktor glaubt.

Aber welch ein Erfolg! „Robert der Teufel“ hat ja Wunder getan. Bitte gehen Sie zu Meyerbeer und sagen Sie ihm meinen herzlichsten Glückwunsch oder versichern Sie ihm wenigstens, daß ich die lebhafteste Freude über den glänzenden Erfolg seines großen Werkes empfinde. Nachdem ich darüber in den Zeitungen gelesen hatte, habe ich die ganze Nacht nicht schlafen können. Das Blut stockte mir in den Adern. Fünfmalhunderttausend Flüche! Muß ich hier eingemauert sitzen in diesem traurigen unmusikalischen Lande, während man in Paris die Symphonie mit Chören, Euryanthe und Robert aufführt, und während die Arbeiter von Lyon sich teufelsmäßig amüsieren. Ich wäre auch gern nach Lyon gekommen, um Anteil daran zu haben. Indessen scheint es, daß die Engländer in Bristol sich noch viel besser amüsiert haben, wenigstens macht das, was sie getan haben, mehr Eindruck; es war mehr Charakter darin.

Würden Sie wohl fähig sein, gegen diese armen Teufel loszuziehen, die eben erst an die Reihe gekommen sind, sich des Lebens zu freuen? Das wäre sehr schlecht von Ihnen, in jeder Beziehung. Doch reden wir von Geschäftsangelegenheiten. Haben Sie die Güte Herrn Réty am Konservatorium zu bitten, aus meinen Musikalien die Kantate La Mort d'Orphée herauszunehmen. Ich hatte ihn schon darum gebeten, aber Prévost, der sie mir bringen sollte, scheint nicht zu kommen. Wollen Sie es daher bitte in Empfang nehmen und mir die letzte Seite der Partitur, das Adagio con tremulandi, welches auf das Bachanale folgt, auf Briefpapier abschreiben lassen und es mir im Kuvert durch die Post zuschicken. Ich brauche es ganz notwendig.

Leben Sie wohl! Wenn Sie mich auf Antwort warten lassen, so rufe ich die Vorsehung gegen Sie an.

XI.

An denselben.

Rom, 1. Januar 1832.

Ah! Sie haben mir nicht geschrieben, weil Sie sich eine eigene Wohnung eingerichtet haben. Das ist ein schöner Grund! Eben so gut

konnten Sie mir sagen, „weil ich in Paris bin, und weil man in Paris die ganze übrige Welt vergißt“. Nun, reden wir nicht mehr davon. Ich denke, Sie haben meinen kleinen Brief erhalten, den ich an Schlesinger für Sie schickte, da ich Ihre Adresse nicht kannte und damit Sie mich nicht auf das kleine Musikstück warten lassen, um das ich Sie gebeten hatte. Ich habe einen Bericht im Globe gesehen, der einen recht guten Artikel über Sie bringt, halb mystisch, halb philantropisch, und der behauptet, Sie kämen aus dem Pariser Konservatorium. In andern Zeitungen habe ich nichts darüber gelesen. M... war ohne Zweifel zu sehr damit beschäftigt, einen neuen Läufer oder Triller der Frau Malibran zu beschreiben, oder den Zusammenklang eines zweiten und dritten Hornes in „Robert der Teufel“ auseinanderzusetzen, als daß er sich um eine Bagatelle, wie Ihr Konzert, hätte kümmern können...

Es würde uns sehr geschmeichelt haben, das Urteil kennen zu lernen, welches dieser fette Schafskopf aus der Höhe seiner Aufgeblasenheit über Ihre neuen Werke zu fällen geruht hätte. Er versteht sich ja so gut auf Poesie und Kunst, dieser Falstaff!... Nur Geduld, ich sitze ihm sehr auf dem Nacken (wie man in der Dauphiné sagt) in einem gewissen Werke, von dem ich Sie nicht zu sprechen bitte, und in welchem ich einen Strom von Bitterkeit, den ich nicht länger im Herzen verschließen konnte, die Schleusen geöffnet habe. Das wird am Tage der Aufführung eine Wirkung haben, wie eine Bombe, die in einem Diplomatensaal platzt. Ich hätte Ihnen nichts davon gesagt, weil ich, wie Sie wissen, nicht gern mit Ihnen über das spreche, womit ich noch beschäftigt bin, bis zu dem Augenblick, wo mein Werk zur Welt kommt. Das geschieht nicht, wie Sie die Freundlichkeit hatten zu vermuten, weil ich befürchtete, daß Sie einen intellektuellen Diebstahl begehen würden (Sie schlechter Mensch), sondern weil ich ganz ungestört meiner Laune, meiner Phantasie folgen will, selbst wenn sie mich in ein Sumpfloch führen sollte und weil der gute oder schlechte Eindruck, den Sie aus Ihnen im voraus mitgeteilten Proben des Werkes empfangen würden, auf mich zurückwirken und mich in nachteiliger Weise von meiner ersten Richtung ablenken würde oder den Aufschwung meines Strebens hemmen könnte. Das ist Alles! Sie

wollen wissen, was ich seit meiner Ankunft in Italien gemacht habe. Erstens die Ouvertüre zu König Lear (in Nizza); zweitens die Ouvertüre zu Rob Roy, Mac Gregor (in Nizza skizziert, die ich dummer Weise und mit innerem Widerstreben Mendelssohn gezeigt habe, ehe noch der zehnte Teil einigermaßen feststand). In den Bergen von Subiaco habe ich sie beendet und instrumentiert. Drittens ein Melodrama in sechs Abteilungen, Text und Musik, welches ich im Gebirge auf der Rückkehr von Nizza komponierte und in Rom vollendete. Dann einige einzelne Gesangsstücke mit und ohne Begleitung: Erstens einen Engelschor für das Weihnachtsfest. Zweitens einen gemischten Chor, den ich improvisierte (wie man so improvisiert), mitten im Nebel, als ich nach Neapel ging, auf vier Verse, in denen ich die Sonne bat, sie möge doch herauskommen. Drittens einen Chor auf Worte von Moore mit Begleitung von sieben Blasinstrumenten, komponierte ich eines Tages in Rom als ich vor Spleen sterben wollte und betitelte ihn: „Psalmodie für solche, die viel gelitten haben und deren Seele zum Tode betrübt ist."

Das ist alles.

Jetzt schreibe ich nur noch einzelne Partien ab und bin mit einem großen Artikel über den gegenwärtigen Zustand der Musik in Italien beschäftigt, den die Revue européenne in Paris von mir verlangte. Wenn Sie das Blatt lesen, so werden Sie ihn in etwa zwei Monaten darin finden. Es kommt monatsweise heraus, und der Artikel kann daher nicht früher erscheinen ... Nun, ja, ich ging auch nach Neapel, dort ist es herrlich. Ich bin, wie Sie schon wissen, zu Fuß zurückgekommen, indem ich bis Subiaco die Grenzgebirge durchwanderte, und in den Schlupfwinkeln oder Hauptplätzen der Banditen mein Nachtlager aufschlug, wo ich von Flöhen zerstochen wurde und unterwegs am Tage von gestohlenen oder gekauften Trauben lebte, abends von Eiern, Brod und Trauben. Zwei Tage ruhte ich in Subiaco aus, wo ich einen meiner Kameraden von der Akademie traf, der mir ein Hemd lieh, was mir sehr nötig war. Dann setzte ich die Reise immer zu Fuß fort nach Tivoli und von dort nach Rom.

Nun hier bin ich noch.

Tausend Grüße an Mendelssohn, von dem wir oft bei Herrn Horace sprechen. Frau Fould ließ neulich bei sich die Symphonie spielen, die er in London aufgeführt und später für Geige, Baßgeige und Klavier vierhändig „derangiert" hat. Der erste Satz ist reizend, das Adagio ist mir nicht recht im Kopf geblieben, das Intermezzo ist frisch und pikant; das Finale mit der Fuge ist abscheulich. Ich verstehe nicht, wie solch ein Talent in manchen Fällen so gekünstelte Dinge machen kann, wie er es tut, aber er versteht es wohl. Es ist stets dieselbe Geschichte. Etwas absolut Schönes gibt es nicht und ich finde, es ist sehr gütig von Ihnen, sich mit Mendelssohn in Diskussionen über mich einzulassen.

Wie wollen Sie jemandem beweisen, daß er Unrecht hat, von einer Sache einen stärkeren Eindruck empfangen zu haben als von einer andern? ... An sich betrachtet, gibt es gar kein Unrecht, kein Verbrechen, kein Laster und keine Tugend. Es ist alles relativ und auf Konvention beruhend. Doch ich bin töricht, Ihnen das noch erst auseinandersetzen zu wollen. Ich weiß ja, das Sie über diese Dinge längst hinaus sind und keine gegenteilige Meinung haben. Es sind nur noch alte Redensarten, die für Sie längst keine Geltung mehr haben.

Sie haben nach meiner Meinung sehr wohl getan, Ihr Adagio beizubehalten und es in C zu setzen. Dies Stück ist voll zarter Feinheit. Es scheint, daß Sie kein Menuett geschrieben haben; das freut mich. Das ist völlig verbraucht und abgetan.

Ich habe Ihren Brief wieder gelesen: Was! ob ich nach Deutschland gehen werde? — Sind Sie närrisch? Selbstverständlich. Ich reise nach Wesserling, um Th. Schlosser zu besuchen, dann nach Frankfurt, wenn Sie dort sind, schließlich nach Berlin. Vorher aber gehe ich nach Paris, um am Schlusse des Jahres zwei oder drei große musikalische Aufführungen loszulassen. In drei Monaten reise ich von Rom ab und richte mich so ein, daß ich den Rest meiner für Italien bestimmten Zeit in Frankreich zubringe, dabei spare ich Geld. Das werde ich aber Herrn Horace nicht sagen; ihm werde ich ein Märchen aufbinden müssen, eine grobe Lüge, die mir das Fortgehen ermöglichen soll.

Gott helfe Ihnen!

Bestellen Sie Grüße von mir an Gounet, aber ohne Impietät, das bedrückt ihn und das möchte ich auf keinen Fall haben. Ich wünsche ihm fürs neue Jahr eine Erhöhung seines Gehaltes, seiner Stellung und Ehren, sowie eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Politik. Allen anderen wünsche ich, da sie mir kein Lebenszeichen bisher gegeben haben, eine gut geschnittene Feder und ein bischen weniger Faulheit, um sich ihrer zu bedienen.

XII.

An denselben.

Rom, 16. März 1832.

Verwünscht! wahrhaftig, darüber soll man wohl nicht in Zorn geraten!

Was zum Teufel hindert Sie, die Feder zur Hand zu nehmen? Darin haben Sie's wirklich weit gebracht! Durch eine unerhörte Verzögerung auf der Post erhalte ich erst jetzt Ihren Brief vom 17. Februar; es hat einen Monat gedauert, bis ich ihn bekam. Ich bin krank, stets dies liebenswürdige Halsleiden, das mich noch umbringen wird, wenn ich ihm Zeit dazu lasse. Ich stürze mich, nachdem ich Ihren Brief gelesen, aus dem Bett, um ihn zu beantworten. Ich weiß nicht, ob meine Antwort noch früh genug nach Paris kommt. Für alle Fälle schreibe ich auch zwei Worte an Ihren Vater nach Frankfurt.

Was das Geld betrifft, so glaube ich es Ihnen diesen Sommer bezahlen zu können, falls nicht etwa Herr Horace dagegen ist, daß ich meine ganze Pension gleich erhalte, wenn ich Rom verlasse. Aber das können wir besser noch anders machen. Sie haben ja das Paket, welches Ihnen zugegangen ist; ich ermächtige Sie, es zu öffnen. Nehmen Sie daraus meine Medaille und verkaufen Sie dieselbe bei dem Geldwechsler in der Passage des Panoramas, aber allein und diskret; sie ist zweihundert Franken wert, vielleicht noch mehr, und schreiben Sie mir sofort nach Florenz poste restante. Ich reise am 1. Mai aus Rom ab.

Sie verlassen also Paris! Mendelssohn auch! Wenn ich an-

komme, finde ich also niemand dort. Ich hatte mich schon so an den Gedanken gewöhnt, daß wir wieder zusammen sein würden. Ich werde wieder in eine musikalische Vereinsamung geraten, wofür meine anderen Freunde keinen Ersatz bieten können! Ich hätte nicht meine anderen, sondern mein anderer sagen sollen, denn mit Ausnahme des guten Gounet habe ich keinen. Das tut mir innerlich weh; unsere Blume verliert ihre Blätter, ich unterliege mehr als je traurigen Gemütsstimmungen und bin dumm genug, darüber zu weinen. Wo soll ich Sie wieder finden. Ich komme erst 1833 nach Deutschland. Ich kann nicht hinter Ihnen herlaufen, dabei würde ich Sie erst recht nicht erreichen, und da Ihnen das Schreiben so schwer fällt, so kann ich kaum auf Nachrichten rechnen, wenn Sie auf der Reise sind. Aber das sind ja immer wieder dieselben Klagen; ich muß sehen, wie ich es ertrage.

Ich danke Mendelssohn, daß er sich meiner erinnert und mir einige Zeilen geschrieben hat. Die Empfindungen, die ich ihm gegenüber zum Ausdruck bringen möchte, sind heute zu stürmisch erregt und verwirrt, so daß ich es gar nicht erst versuche. Ich komme wieder aus den Bergen, wo ich zehn Tage lang umher gewandert bin in Schnee und Eis, meine Flinte in der Hand. Wenn mein verwünschtes Halsübel nicht wäre, so wäre ich schon dorthin zurückgekehrt. Mitgebracht habe ich unter anderen Sachen eine kleine orientalische Dichtung von Hugo[1] für eine Gesangsstimme mit Klavierbegleitung. Dies kleine Stück hat einen unglaublichen Erfolg gehabt; man macht überall Abschriften davon, bei Herrn Horace, bei Frau Fould, beim Gesandten, bei den Franzosen ihrer Bekanntschaft usw.; alle Pensionäre der Akademie schreien mir diese unglückliche Melodie in die Ohren, bei Tisch, in den Korridoren, im Garten; es wird mir ganz heiß dabei, Herr Horace ist der einzige, der das Lied nicht singt. Ach, ich vergaß das fragliche Paket; geben Sie es Gounet zurück.

Wenn ich von Rom abreise, werde ich die Insel Elba und Korsika besuchen, um mich an napoleonischen Erinnerungen zu sättigen. Hoffentlich finde ich keine zufällige Gelegenheit auch die

[1] Die Romanze La Captive.

„andre“ Insel zu besuchen, denn ich wäre imstande, der Versuchung zu unterliegen.

Qu'il est grand là surtout! quand, puissance brisée,
Des porte-clefs anglais misérable risée,
Au sacre du malheur il retrempe ses droits,
Tient au bruit de ses pas deux mondes en haleine
Et, mourant de l'exil, gêné dans Sainte-Hélène,
Manque d'air dans la cage où l'exposent les rois!

Oh!!!!!!!!

Schließlich nach allem werde ich wohl im November und Dezember nach Paris kommen, wir können uns dann dort noch sehen, aber Mendelssohn wird nicht mehr dort sein. Also werde ich ihn erst in Berlin wiedersehen oder überhaupt nicht. Wie immer hatte ich schon durch einen Brief, den ich vor dem Ihrigen empfing, erfahren, daß man im Konservatorium die reizende Ouvertüre zum „Sommernachtstraum“ aufgeführt hat. Man spricht mit Bewunderung davon, es ist auch keine Fuge darin.

Leb wohl . . . leb wohl . . . leb wohl . . .
Gedenke mein! (Shakespeare, Hamlet).

Ich werde mich wieder hinlegen, sonst komme ich vor Kälte um.

XIII.

An denselben.

Florenz, 13. Mai 1832.

Gestern bin ich hier eingetroffen. Ich komme von der Post, wo ich nur Ihren Brief angetroffen habe, anstatt der drei oder vier, auf die ich gerechnet hatte. Ihre Präzision macht sich daher sehr vorteilhaft geltend. Aber wie zerstreut sind Sie doch! Warum vergessen Sie so vielerlei? . . . Sie schreiben mir nicht einmal, ob der Preis der berühmten Medaille ausgereicht hat, um die zweihundert Franken auszumachen, die ich Ihnen schuldig war. Sie vergessen auch etwas über Gounet zu schreiben und ob Sie ihm das mächtige Paket zurückgegeben haben.

Rom habe ich ohne Bedauern verlassen. Das Kasernenleben in der Akademie war mir je länger desto unerträglicher. Ich

brachte alle meine Abende bei Herrn Horace zu, dessen Familie mir sehr gefällt und der mir bei meiner Abreise die größten Beweise seiner Liebe und Anhänglichkeit gab, die ich um so mehr zu schätzen weiß, als ich sie kaum erwartet hatte. Fräulein Vernet wird immer hübscher und ihr Vater wird immer jünger. Florenz habe ich mit bewegtem Herzen wieder gesehen. Das ist eine Stadt, die ich wahrhaft liebe. Alles gefällt mir, ihr Name, ihr Himmel, ihr Fluß, ihre Umgebungen, alles das habe ich so gern, so gern . . . Ich habe dort meine Bekanntschaft mit einem alten Schüler von Choron, Duprez erneuert. Als Sänger ist er hier sehr in der Mode und verdient am Pergolatheater fünfzehnhundert Franken. Überdies hat er viel Talent, eine reine und entzückende Stimme und ist musikalisch. Wenn er auch kein Schauspieler wie Nourrit ist, so singt er doch besser, seine Stimme hat in ihrer Klangfarbe etwas Naiveres und Originelleres. Er wird in einigen Jahren in Paris Furore machen, davon bin ich überzeugt. Er hatte in meinem ersten Konzerte gesungen, ehe Sie in Paris waren. Gestern Abend haben wir uns in einem Zwischenakte diese Zeit unserer Bekanntschaft mit großem Vergnügen ins Gedächtnis zurückgerufen. Wir sind beide seit damals um einige Schritte vorwärts gekommen, ich um sieben oder acht, er um dreißig oder vierzig.

Ich gehe nicht nach der Insel Elba, auch nicht nach Korsika; es sind da jetzt sanitäre Maßregeln im Gange, Quarantänen, die mir hinderlich sein würden. In drei Tagen reise ich nach Mailand ab und bleibe dort eine Woche. Von dort gehe ich direkt zu meiner Schwester nach Grenoble, dann nach La Côte-Saint-André (Isère), wohin Sie mir Ihre Briefe schicken können. In Mailand werde ich einen Ihrer Landsleute wieder antreffen, einen talentvollen Menschen, Herrn von Sauer, den ich in Rom kennen gelernt habe. Er hat mir gesagt, daß er Sie als Kind in Wien gesehen habe. Er kennt Mendelssohn und Bellini sehr gut. Er wollte mich absolut mit Bellini in nähere Beziehung bringen, wogegen ich mich mit aller Kraft gesträubt habe. Die „Nachtwandlerin", die ich gestern gesehen habe, verdoppelt meine Abneigung gegen eine solche Bekanntschaft. Welch eine Partitur!! wirklich traurig! Selbst die Florentiner haben gezischt und gepfiffen. Das ist indessen gut genug für sie.

O mein Lieber; Sie sollten nur Italien sehen um eine Ahnung davon zu haben, was man in diesem Lande als Musik zu bezeichnen wagt.

Im November oder Dezember gehe ich nach Paris. Bis dahin bleibe ich im südlichen Frankreich. Ich danke Ihnen für Ihre Einladung nach Frankfurt. Ich weiß nicht, wann ich davon Gebrauch machen werde, aber es wird früher oder später geschehen.

Leben Sie wohl, mein guter, lieber Freund. Ich umarme Sie zärtlich.

P. S. Wenn ich Richards Adresse hätte, würde ich ihm schreiben. Er ist zu träge, als daß ich auf den Brief von ihm rechnen könnte, den Sie mir angekündigt haben.

P. S. Da haben Sie einen dummen, kalten Brief; ich bin ganz traurig. Jedesmal wenn ich Florenz wiedersehe, fühle ich eine innere Beunruhigung, eine Verworrenheit in mir, die ich mir nicht erklären kann. Ich kenne hier keine Seele. Ich habe hier niemals ein Abenteuer erlebt ... Ich bin hier ebenso einsam, wie in Nizza ... Das ist es vielleicht, was mich in einer so eigentümlichen und seltsamen Weise berührt. Es geht mir ganz wunderlich. Es scheint mir immer, wenn ich in Florenz bin, daß ich es gar nicht bin, sondern irgend ein Fremder, ein Russe oder Engländer, der auf dem schönen Quai des Arno spazieren geht. Mir scheint dann, daß Berlioz anderswo und daß ich einer seiner Bekannten sei. Ich spiele den Dandy, gebe Geld aus und wiege mich in den Hüften wie ein Geck. Ich kann das gar nicht begreifen.

What is it? ...

XIV.

An Frau Horace Vernet in Rom.

La Côte-Saint-André, 25. Juli 1832.

Die Lage, gnädige Frau, in welche Sie die Güte gehabt haben, mich zu bringen, ist mir ebenso neu wie angenehm. Eine geistvolle Frau ermächtigt mich, meine Plaudereien an sie zu richten und gibt ihre Zeit dazu her, sie zu lesen, ohne zu sehr die Sache

von der lächerlichen Seite anzusehen. Es ist von mir wohl nicht hübsch, mir das zu Nutze zu machen; aber wer hätte nicht sein Körnchen Egoismus? ... ich mache keine Ausnahme und jedesmal, wenn sich mir eine solche Versuchung naht, unterliege ich sehr bald. — Ich hätte es schon früher getan, da ich sehr begierig bin, Nachricht von Ihnen zu erhalten, wenn man mich nicht — als ich von den Alpen herabkam, in Beschlag genommen und wie ein Paket von einem Haus zum andern durch die ganze Umgegend von Grenoble herumgeschickt hätte. Das Wiedersehen mit den Angehörigen und Freunden, die Beantwortung aller neugierigen Fragen, Erzählungen von Rom, von Neapel, vom Vesuv mit allen möglichen Variationen, haben mich unausgesetzt in Anspruch genommen, bald in angenehmer Weise, bald aber auch so, daß es mir den größten Überdruß verursachte.

Ich fürchtete, als ich in Frankreich ankam, den Voltaireschen Vers umkehren und mir eingestehen zu müssen, daß „je mehr ich vom Ausland gesehen, ich desto weniger meine Heimat lieben könne". Aber das war nicht der Fall; die Erinnerungen an Neapel sind ohne Wirkung geblieben gegenüber dem lachenden, wundervollen Anblick unseres Isèretales in seiner Mannigfaltigkeit und Frische, seinen reichen malerischen Partien, schön in ihren Massen, reizend in ihren Einzelnheiten. Ich habe es in dem günstigsten Zeitpunkt wieder zu Gesicht bekommen: die Kokette schien sich für ihren Putz in die größten Unkosten gestürzt zu haben, um mir bei meiner Ankunft zu beweisen, daß sie gar keinen Grund habe, fremde Schönen zu beneiden.

Leider lag die Sache anders bei dem Vergleich, den ich nicht anzustellen umhin konnte, zwischen der Gesellschaft, die ich in Rom zu sehen gewohnt war, und derjenigen, die ich nach meiner langen Abwesenheit hier wieder vorfand. Diesmal waren die fernen, ja fremden Schönheiten durchaus im Vorteil und die Redensart „die Abwesenden haben unrecht" schien mir völlig falsch zu sein.

Trotz all meiner Anstrengungen, die Unterhaltung von solchen Gegenständen abzulenken, bleibt man hartnäckig dabei, mir von Kunst, Musik und hoher Poesie zu reden; und Gott weiß, wie man in der Provinz darüber redet! ... Da kommen die seltsamsten

Ideen zu Tage, Urteile die den Künstler ganz aus der Fassung bringen und ihm das Blut in den Adern gerinnen machen, und das alles wird mit der größten Kaltblütigkeit vorgebracht. Wenn man sie von Byron, Goethe, Beethoven reden hört, so sollte man denken, daß von einem beliebigen Schneider oder Schuster die Rede wäre, dessen Geschicklichkeit sich ein wenig über den Durchschnitt erhebt; nichts ist gut genug für sie; kein Respekt, kein Enthusiasmus, aber gern würden diese Leute für ihre Pferde ein Lager von Rosenblättern herrichten. So lebe ich denn zwar mitten unter den Leuten, aber in völliger und grausamer Vereinsamung. Dann komme ich auch um aus Mangel an Musik; ich kann mich nicht mehr auf den Abend und das Klavierspiel von Fräulein Luise freuen, nicht auf die himmlischen Adagios, welche sie mir vorspielte, ohne ungeduldig zu werden oder im Ausdruck des Spiels nachzulassen, wenn ich sie hartnäckig zu Wiederholungen drängte. Ich sehe Sie lächeln, gnädige Frau; ohne Zweifel sagen Sie, daß ich nicht weiß, was ich will noch wo ich sein möchte, daß ich halb verrückt bin. Ich kann Ihnen nur darauf antworten, daß ich sehr wohl weiß, was ich will, was aber meine mezza pazzia betrifft, so hält man mir das ja allgemein zu gute, und unter Umständen hat es ja auch sein Gutes, für einen Narren gehalten zu werden. Ich finde mich daher leicht damit ab. Mein Vater hatte in diesen Tagen ein sonderbares Mittel ausfindig gemacht, um mich zur Vernunft zu bringen. Er wollte mich verheiraten. Da er mit Recht oder Unrecht nach den ihm bekannten Umständen voraussetzte, daß meine Werbung um eine sehr reiche Dame willkommen sein würde, so drang er darauf, mich vorzustellen aus dem zwingenden Grunde, daß ein junger Mensch, der ein Erbteil von höchstens hunderttausend Franken hat, die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen dürfe, dreimalhunderttausend Franken bar zu heiraten, mit der Aussicht, später noch einmal eben soviel zu erhalten. In der ersten Zeit lachte ich darüber und sah es als Scherz an. Aber da mein Vater immer dringlicher wurde, so sah ich mich gezwungen, ihm ganz bestimmt zu erklären, daß ich mich ganz außerstande fühle, die Persönlichkeit, um die es sich handelte, zu lieben und daß ich mich um keinen Preis verkaufen ließe. Damit wurden die Verhandlungen beendigt, aber es

hat mich sehr unangenehm berührt, ich glaubte meinen Vater besser zu kennen. Im Grunde genommen, gnädige Frau, werden Sie mir wohl recht geben . . .

Nach einer Krankheit der Marie Luise sagte der Kaiser zu Dubois, der sie behandelt hatte: „Was wollen Sie haben, Dubois? Geld oder Ehren?“ — „Sire, Geld und Ehren.“ — Wenn man mich fragen würde: „Wollen Sie Geld, Liebe oder Freiheit?“ . . . so würde auch ich sagen: „Freiheit, Liebe und Geld.“ Aber da ich niemals einem Napoleon eine solche Antwort zu geben haben werde, so verzichte ich immerhin aufs Geld und halte nur darauf, eins der beiden anderen zu erlangen, und wenn es eine Vanloo wäre.

Gern hätte ich Fräulein Luise eine kleine Komposition von der Art, wie sie sie liebt, geschickt, aber was ich geschrieben hatte, schien mir nicht würdig genug, ein beifälliges Lächeln des graziösen Ariel zu erwecken. Ich folgte daher dem Rat meiner Eigenliebe und habe es verbrannt. Ich fürchte auch für längere Zeit darin nicht mehr Glück zu haben, denn statt zu komponieren, bin ich genötigt, selbst Partien eines neuen Werkes abzuschreiben, welches ich in Paris zur Aufführung bringen will, wenn die Unruhen und die Cholera es zulassen. Sie hatten die Güte, gnädige Frau, mir für diese Gelegenheit Empfehlungsschreiben an Fräulein Alard und Frau Duchambge in Aussicht zu stellen, und nach dem, was Sie mir von diesen beiden Damen gesagt haben, lege ich großen Wert darauf, sie kennen zu lernen. Wie ich mich Herrn Horace gegenüber verpflichtet habe, werde ich erst am Schlusse dieses Jahres nach Paris gehen, und unmittelbar, nachdem ich meine Vokal- und Instrumentalmusikaufführungen dort losgelassen habe, eile ich mit vollen Segeln nach Berlin. Aber ich bemerke, daß ich in ganz unverantwortlicher Weise die Erlaubnis, Sie zu langweilen, mißbraucht habe und tief beschämt beeile ich mich zu schließen, indem ich Sie bitte, meine Geschwätzigkeit zu verzeihen.

XV.

An Ferdinand Hiller.

La Côte, den 7. Auguſt 1832.

Was dieſer Hiller für drollige, pikante, aufreizende, kokette Einfälle hat. Wenn wir beide mit unſrer Denkungsart Frauenzimmer wären, ſo würde ich ihn als Frauenzimmer verabſcheuen; wenn nur er ein Frauenzimmer wäre, ſo würde ich ihn furchtbar haſſen, ſo ſehr verabſcheue ich die Koketten. Die Vorſehung hat es alſo für uns zum beſten eingerichtet, wie die Einfältigen ſagen, indem ſie uns alle beide als männliche Weſen auf dieſe Welt ſetzte.

Nein, mein lieber Poſſenreißer, Sie „haben nicht anders handeln können", als mich zwei Monate auf Ihre Antwort warten laſſen; aber ich „kann nicht anders handeln", als Ihnen das übel nehmen und alles Vertrauen in derartige Verſprechungen von Ihnen verlieren. Da ich mich aber nicht ſehr darüber ärgerte, auch meine Empfindlichkeit nicht laut werden ließ, ſo hatte ich Ihnen von Grenoble aus einen zweiten Brief geſchrieben, aber als ich ſechs Stunden ſpäter darüber nachdachte, was ich geſchrieben hatte, da habe ich ihn verbrannt. „Es gibt Dinge", hat Napoleon geſagt, „die man niemals ſagen darf, noch viel mehr muß man ſich hüten, ſie zu ſchreiben." Oh! Napoleon! Napoleon! . . . Halt! ich bin wieder geladen mit Enthuſiasmus . . . Um ein Unglück zu verhüten, will ich nicht von ihm, ſondern von ſeinen Werken in der Lombardei ſprechen, von den erhabenen Spuren, die ich bis zu den Alpen verfolgt habe, als ich nach Frankreich zurückkam. Ich will auch von drei großen Schnitzern ſprechen, die Ihr letzter Brief enthält!! Oh!!! Da Sie doch Latein lernen, ſo will ich den Pädagogen ſpielen: 1) negre hat keinen Akzent; 2) Sie ſagen, ich fände hier «des grands amusements», muß heißen «de grands amusements»; 3) „es iſt möglich que Mendelssohn l'aura" muß heißen «que Mendelssohn l'ait».

Machen Sie ſich dieſe Lehren zu Nutze.

Oha!

Ich lebe in der Tat in meiner Familie, aber nur meine jüngere

Schwester versteht mich, sie vergöttert mich, und ich lasse mich in einer ganz erbaulichen Weise vergöttern! Oh! wenn ich nach Italien zurückkehre!! — Sehen Sie, lieber Freund, ich brauche Freiheit, Liebe und Geld. Das werden wir später auch wohl finden und einige kleine Luxusgegenstände obendrein, diese Überflüssigkeiten, die gewissen Organismen nötig sind, die Rache, die allgemeine und die besondere. Man lebt und stirbt doch nur einmal.

Während ich in der Provinz lebe, fern von den Dingen, die mich sonst bewegten, allein mit meinen Gedanken, die sich nach jeder Richtung sträuben wie ein Stachelschwein und mich mit ihren scharfen Spitzen verletzen, festigen sich meine Ideen und konsolidieren sich durch das Studium der tiefen Werke von Locke, Cabanis, Gall und anderen. Nicht, daß sie mich etwas anderes lehrten als technische Einzelheiten, denn ich bemerke oft genug, daß ich weiter vorgeschritten bin als sie, und daß sie es nicht wagen, ihre Grundsätze bis zur letzten Konsequenz zu verfolgen, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, diese Königin der Welt! ... Aber es gibt keine Könige und Königinnen mehr; die Throne sind erschüttert und gestürzt worden (sagt Lamartine).

Ich schreibe den ganzen Tag Partien aus meinem Melodrama ab. Seit zwei Monaten tue ich gar nichts anderes, und ich habe noch zweiundsechzig Tage daran zu arbeiten. Sie sehen, daß ich Geduld habe. Die braucht man zu allem, nicht um Übles hündisch zu ertragen, wohl aber zum Handeln. Das Bedürfnis nach Musik macht mich oft krank; ich bekomme ein nervöses Zittern, übrigens haben wir auch choleraartige Influenza gehabt, die mich einige Tage ans Bett fesselte. Jetzt bin ich wieder frei davon und bereit wieder anzufangen. Ich werde F .... besuchen. Wir haben uns seit fünf Jahren nicht gesehen. Les extrêmes se touchent, wie Sie sehen. Er ist noch frommer geworden als sonst, und hat eine Frau geheiratet, die ihn vergöttert; er betet tapfer weiter. Welche wunderliche Sache ist solche Anbetung, und sie ist stark und aufrichtig bei ihm.

XVI.

An den Herrn Generalintendanten der Zivilliste.

Paris, Freitag 9. November 1832.

Herr Generalintendant,

Als Schüler der École des beaux-arts française in Rom (Musiksektion) kann ich nicht besser dem Zwecke der Anstalt entsprechen, als dadurch, daß ich mich bemühe, die Werke meiner Kunst zu vermehren. Aber wir sind dabei ungünstiger gestellt als die Maler, die ihre Ausstellung haben, während unsere Partituren tot daliegen, wenn sie nicht zur Aufführung gelangen. Ich wende mich daher an den hohen Gerechtigkeitssinn des Herrn Generalintendanten mit der Bitte, mir den Saal des Musikkonservatoriums für ein Konzert zur Verfügung zu stellen, welches ich am Sonntag den 2. Dezember zu geben beabsichtige. Die ermutigende Aufnahme, welche einige meiner Werke in diesem Saale beim Publikum gefunden haben, läßt mich annehmen, daß das, was ich aus Italien mitgebracht habe, mir weiteren Beifall eintragen wird. Es liegt mir vor allem am Herzen, mich der Schule, der ich angehöre und ihrem hohen Protektorate würdig zu zeigen.

Ich habe die Ehre usw.

XVII.

An Joseph d'Ortigue.

Sonnabend d. 19. Januar 1833.

Lieber Freund,

Field hat Ihnen ein Billett für sein Konzert am Sonntag (morgen) reserviert. Es liegt bei Schlesinger, holen Sie es dort ab. Bringen Sie mir zugleich meine Partituren. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß nicht daran zu denken ist, den Baß vierhändig für Fräulein Perdreau zu arrangieren; suchen Sie irgend welche Ausflüchte aber da das Werk noch nicht gestochen ist, so könnten sehr unangenehme Folgen für mich daraus entstehen.

Da rede ich nun vom Gesang, während Rom in Flammen steht.[1] Gleichviel. Besuchen Sie mich morgen, Sonntag, im Laufe des Tages. Wenn ich nicht zu Hause bin, geben Sie mir ein Rendezvous.

Niemals hat ein heftigerer Schmerz am Herzen eines Menschen genagt! Ich bin im siebenten Kreis der Hölle. Ich hatte nur allzu recht; es gibt keine Gerechtigkeit im Himmel.

Nebenbei gesagt, werde ich eine sehr lustige italienische Oper schreiben über Shakespeares Schauspiel „Viel Lärm um Nichts".[2] Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie bitten, mir den Band zu leihen, der dieses Stück enthält.

Ja, ja, nage nur zu, ich spotte drüber, du sollst mich nicht mit den Wimpern zucken sehen. Wenn du alles zernagt hast, wenn nichts mehr vom Herzen übrig ist, wirst du schon aufhören müssen.

Ihr Artikel über les Armides wird morgen auf alle Fälle fertig. Oh! verwünscht, ich werde mir die Zähne mit einem glühenden Eisen aufbrechen.

Reizend!

Leben Sie wohl.

XVIII.

An denselben.

5. Februar 1833.

Lieber, guter Freund,

Ich habe nichts als eitel Glück zu melden. Es ist der hellste Sonnenschein. Ich werde Ihnen die Einzelheiten berichten. Henriette und ich sind auf die abscheulichste Weise vor einander verleumdet worden. Alles hat sich aufgeklärt. Ihre Liebe hat sich aufs glän-

[1] Das Folgende bezieht sich auf die Hochzeit Berlioz' mit Henriette Smithson, die er im Jahre 1833 heiratete.

[2] Dieser Plan ist erst 29 Jahre später ausgeführt worden. „Béatrice et Bénédict", eine Oper, die 1862 in Baden gespielt wurde, ist nach Shakespeares Much ado about nothing geschrieben.

zendste bewährt. Man macht ihr die größten Schwierigkeiten. Ich habe an meinen Vater geschrieben. Es wird sich alles demnächst in befriedigender Weise lösen. Kommen Sie doch bitte zu mir und erzählen Sie mir, was Sie an Neuigkeiten haben. Ich habe etwas für Pichot; es wird für einen ersten Artikel ausreichen. Ich zeige es Ihnen.

God bless you!

XIX.

An Ferdinand Hiller.

Paris, 18. Juli 1833.

Lieber Freund,

Sie erraten ohne Zweifel aus dem langen, törichten Schweigen, welches ich Ihnen gegenüber beobachtet habe, daß der Freiheitszustand, in welchem ich mich bei Ihrer Abreise befand, nicht lange gedauert hat. Zwei Tage nachdem Sie Paris verlassen hatten, ließ Henriette mich dringend bitten, zu ihr zu kommen. Ich war kalt und ruhig wie ein Stein. Zwei Stunden später schrieb sie mir. Ich ging wieder zu ihr und nach endlosen Beteuerungen und Auseinandersetzungen, die sie zwar nicht völlig rechtfertigten, aber doch in der Hauptsache, zeigten, daß sie frei von Schuld ist, habe ich ihr schließlich verziehen. Seitdem bin ich wieder täglich bei ihr. Als Ihr Brief kam, hat der junge Mensch, der ihn brachte, mir nicht seine Adresse hinterlassen. Ich habe Ihnen daher die gewünschten Noten nicht schicken können. Ich hätte Ihnen indessen schon früher geschrieben, wenn ich nicht so außerordentlich stark beschäftigt gewesen wäre. Außerdem haben Sie einen Verlust erlitten, wegen dessen ich doch kaum imstande gewesen wäre, Ihnen etwas Tröstliches zu schreiben. Sie hatten in Ihrem Vater einen Freund, der sich Ihnen als solcher jederzeit seit Ihrer Kindheit bewährt hatte, einen Führer und Beschützer, nicht einen Herrn, der Sie meistern wollte. Das ist von seltenem und hohen Wert. Sie müssen bei diesem Verlust einen ganz außerordentlichen Schmerz empfunden haben.

Daß ich Ihnen das sage, ist vielleicht nicht recht gehandelt.

Ich wecke damit wieder die Erinnerung an den Schmerz und bringe Sie zu Tränen, aber ich hoffe, daß Sie wenigstens keine Bitterkeit mehr empfinden.

In zwei Tagen reise ich nach Grenoble. Ich muß durchaus sehen, ob ich meinen Vater auch verloren habe und ob ich für meine ganze Familie ein Ausgestoßener bin.

Meine arme Henriette kann schon wieder etwas gehen. Wir sind mehrfach zusammen in den Tuilerien spazieren gegangen. Ich verfolge den Fortschritt in ihrer Genesung mit der Sorgfalt einer Mutter, welche die ersten Schritte ihres Kindes überwacht. Aber in welcher abscheulichen Lage sind wir. Mein Vater will mir gar nichts geben und hofft dadurch meine Heirat zu verhindern. Sie hat nichts, und ich kann auch wenig oder gar nichts für sie tun. Gestern abend haben wir beide mehrere Stunden hindurch miteinander geweint. Ich kann sie unter keinerlei Vorwand dazu bringen, Geld, über das ich verfügen kann, von mir anzunehmen. Glücklicherweise habe ich von der Unterstützungskasse der schönen Künste eine Gratifikation von tausend Franken für sie erlangt, die ich ihr in den nächsten Tagen überbringen werde. Da ich ihr selbst diese Summe überbringen will, so wird meine Reise dadurch etwas verzögert. Gleich nachher reise ich ab, um entweder von meinem Vater oder meinem Schwager, von meinen Freunden oder selbst von Wucherern, welche die Vermögensverhältnisse meines Vaters kennen, einige Tausend Franken zu erhalten, die mich in den Stand setzen sollen, sie und mich aus dieser abscheulichen Lage, in der wir uns befinden, zu befreien.

Da ich nicht weiß, wie schnell sich das erledigen läßt, so bitte ich Sie, diesen Brief aufzubewahren, damit Sie, wenn mir irgend etwas zustoßen sollte, alle meine musikalischen Manuskripte, die ich Ihnen hiermit vermache und anvertraue, reklamieren können. Sie werden erst in zwei Monaten hier sein können; schreiben Sie mir daher wenigstens einmal vorher. Meine Adresse ist noch die alte, rue Neuve-Saint-Marc, Nr. 1, ich werde höchstens etwa zwölf Tage abwesend sein.

XX.

An Joseph d'Ortigue.

Paris, d. 15. Oktober 1833.

Nein, ohne Zweifel, ich verkenne nicht, daß alles was mich berührt, auch Dich angeht. Aber lieber Freund, Du mußt mich um so mehr entschuldigen, daß ich Dir nicht geschrieben habe, als es mir ganz unmöglich war, mich Deiner alten Adresse in Vaugirard zu erinnern. Dann bin ich auch in dieser ganzen letzten Zeit so mit meinem Glück beschäftigt gewesen, mit meinen Beunruhigungen und Projekten für *sie*, so niedergedrückt von der immensen Umwälzung in meiner Lebensweise, die alles das mit sich bringt, daß ich wirklich an niemand anders denken konnte. Du mußt mir verzeihen, daß ich Dich, wie auch alle andern Freunde, einen Augenblick vergessen habe.

Ich bereite eine Aufführung mit Konzert für den 12ten des nächsten Monats im Odéon vor. Meine arme Ophelia wird dort im vierten Akt von Hamlet auftreten; Frau Dorval wird Antony spielen, Du mußt uns die Ankündigung machen.[1]

Wir werden von morgen an in Paris in meiner Wohnung, rue Neuve-Saint-Marc Nr. 1 sein. Wenn Du uns also in einigen Tagen, nachdem wir erst etwas eingerichtet sind, abends zum Thee besuchen willst, so wirst Du uns großes Vergnügen bereiten. Ich schreibe Dir noch ein Wort.

Leb wohl. Dein aufrichtiger, treuer Freund.

XXI.

An den Herrn Grafen d'Ortigue, Redakteur der Quotidienne, die in der ganzen Welt und vielen andern Orten sehr bekannt ist.

31. Mai 1834.

Mein armer Freund; ich bin ganz betrübt zu hören, daß Du krank bist. Ich wollte Dich schon vorgestern besuchen, aber ich hatte

[1] Diese Vorstellung wurde verhängnisvoll. Frau Dorval hatte den ganzen Erfolg für sich, und die unglückliche Henriette konnte sich überzeugen, daß das Pariser Publikum sich nicht mehr für sie interessierte.

verschiedene unvorhergesehene Besorgungen in Paris zu machen, die meine ganze Zeit in Anspruch genommen haben. Zu Hause kommt die Feder nicht aus meiner Hand, sei es um für diese verwünschten Zeitungen zu schreiben, sei es um meine Symphonie fertig zu machen, die nächstens zur Welt kommt und getauft werden soll.

Ich glaubte Du seiest nach dem Lande der Troglodyten abgereist; um so mehr, als die Dienerin von Liszt mir gesagt hatte, Du habest in der rue de Provence Besuch gemacht und Deine Abreise auf den nächsten Tag angekündigt. Warum hast Du denn nicht einen Tag bei uns essen wollen à la fortune du pot? (Ich heiße ja nicht De Chambre wie der berühmte Witzbold, sei also ganz ruhig.) Jedenfalls werde ich versuchen, einen Tag ausfindig zu machen, um nach Issy zu gehen. Inzwischen läßt Henriette Dir ganz ausdrücklich durch mich sagen, daß sie auch noch auf der Welt sei und daß ich weder bei Dir essen noch schlafen könne.

Gott nehme Dich in seinen heiligen und würdigen Schutz und heile Dich von Deinem Augenleiden, ohne genötigt zu sein, Dir eine Speichelbestreichung zu machen. Kannst Du irgendwelche Arbeit dabei verrichten?

XXII.

Herrn Hofmeister, Musikverleger in Leipzig.

Paris, 8. Mai 1836.

Geehrter Herr,

Sie haben kürzlich eine Ouvertüre veröffentlicht, die unter dem Titel einer Ouverture des Francs Juges vierhändig für Klavier arrangiert ist, und haben mir nicht nur die Komposition, sondern auch das Arrangement zugeschrieben. Es ist mir peinlich, mein Herr, mich zu der Erklärung genötigt zu sehen, daß ich dieser Veröffentlichung völlig fern stehe, daß sie ohne meine Einwilligung und ohne daß ich auch nur etwas davon gewußt hätte, geschehen ist. Das Klavierarrangement, welches Sie haben drucken lassen, ist nicht von mir und eben so wenig kann ich in dem, was von der Ouvertüre übrig geblieben ist, mein Werk wiedererkennen. Ihr Arrangeur

hat meine Partitur beschnitten, auseinandergerissen, zugestutzt und wieder in solcher Weise zusammengeflickt, daß ich darin größtenteils nur ein lächerliches Monstrum sehen kann, und daß ich ihn ersuchen muß, die Ehre der Urheberschaft nur ganz allein für sich zu behalten. Wenn ein Beethoven oder Weber sich mir gegenüber eine solche Freiheit herausgenommen hätte, so würde ich mich dem ohne Murren unterworfen haben, wenn es mir auch selbst dann als eine grausame Demütigung erschienen wäre. Aber weder Weber noch Beethoven hätten mir jemals dergleichen angetan. Wäre das Werk schlecht gewesen, so würden sie sich nicht die Mühe gegeben haben, es auszubessern, wäre es ihnen aber als gut erschienen, so würden sie sowohl die Form, als auch die Gedanken darin bis in die Einzelheiten, selbst bis zu den Fehlern respektiert haben. Da nun Leute von diesem Schlage in Deutschland eben so wenig wie anderswo häufig vorkommen, so habe ich allen Grund zu glauben, daß meine Ouvertüre nur einem recht mäßigen Musiker in die Hände gefallen ist. Man braucht nur seine Arbeit anzusehen, um den klarsten Beweis dafür zu finden. Ich will gar nicht davon reden, daß er an die Stelle des Orchesterstils den Klavierstil gesetzt hat, der oft in der Manier von Sonaten für achtjährige Kinder behandelt ist. Ich sage gar nichts von der hohen Intelligenz, die das Stück von einem Ende bis zum andern aufweist, indem es in der seichtesten und kümmerlichsten Weise das reproduziert, was notwendigerweise die volle Kraft des Klaviers erfordert hätte, um nur annähernd eine Idee von der Orchesterwirkung zu geben, und indem es oft Nebengedanken für Hauptgedanken hält und umgekehrt. In alle dem liegt aber nicht einmal der Fehler beim Arrangeur. Ich glaube, daß der gar keine böse Absicht gehabt hat. Aber was mir wahrhaft beklagenswert erscheint, ist, daß man einen solchen Chirurgen die schwersten Amputationen an meinem Werke hat vornehmen lassen. Man schneidet doch sonst nicht ein Glied ab, ohne seine Bedeutung für den ganzen Organismus, seine speziellen Funktionen, die intimen Beziehungen, die innere und äußere Anatomie zu kennen. Nur der Henker haut einem Unglücklichen die Hand ab und nimmt dabei keine Rücksicht auf das Gelenk und die Muskelverbindungen, die Nervenfasern und Blutadern. Er tut das auch

brutalerweise durch einen Beilhieb und der Kopf des Patienten fliegt bald hinterdrein. Das war die Strafe für Vatermörder. Und so, mein Herr, hat ihr Arrangeur es mit mir gemacht. Er hat nicht nur ganze Passagen verschwinden lassen, sondern auch einzelne andere Teile, deren Weglassung das Ganze unverständlich oder geschmacklos macht. Z. B. bei dem Gebet in C-Moll für Flöten und Klarinetten, mitten im Allegro, hat der Arrangeur übersehen, daß diese Melodie ein im Allegrotakt geschriebenes Adagio ist, daß also eine ganze Note hier stets einer Viertelnote gleich zu achten ist, drei gebundene ganze Noten einer punktierten halben Note und daher vier Takte in der Bewegung des Allegro nur einen Takt des Adagio-Gesanges ausmachen. Da er nun das Gebet als zu lang angesehen und nicht die kontrastierende Tätigkeit des übrigen Orchesters beachtet hat, so hat Ihr Arrangeur es dermaßen verstümmelt, daß es jetzt gar keinen Sinn hat; er hat einzelne Takte fortgelassen, die in Wirklichkeit nichts weiter sind als ein Stück von dem großen Takte der langsamen Bewegung, in dem die Phrase sich entwickelt, so daß durch den falsch sich äußernden Rhythmus ein eben so unvorhergesehener wie törichter Abschluß herbeigeführt wird. Das hat er nun völlig unbeachtet gelassen. Es ist klar, daß diese Auslassung, welche das große Crescendo in der Schlußsteigerung ganz verschwinden läßt, beim Wiedereintreten des Themas in F-Dur die Wirkung desselben völlig vernichtet, indem es sonst nicht in einer so brüsk trivialen Weise wieder erschienen wäre, namentlich auch nicht, ohne die Umformungen erfahren zu haben, welche bei unveränderter Rückkehr der ursprünglichen Idee mehr Kraft und Wucht verliehen haben würden ... Aber es würde mich zu weit führen, wollte ich allen Spuren der schartigen Schere meines Zensors folgen. Ich beschränke mich darauf, nochmals zu behaupten, daß die einzige vierhändig arrangierte Ouvertüre der Francs Juges, die ich anerkenne, diejenige ist, welche Richault in Paris und Schlesinger in Berlin herausgegeben haben; nur weicht die von Schlesinger, obgleich sie nach einem Manuskript gestochen ist, welches ich selbst ihm geschickt habe, an einzelnen Stellen von der Pariser Ausgabe ab, nämlich in der Art und Weise wie die Partien in den höchsten und tiefsten Lagen

auf dem Klavier disponiert sind. Diese kleinen Änderungen wurden mir von mehreren geschickten Pianisten angedeutet, wie Chopin, Osborne, Schunke, Swinski, Benedict, Eberwein, welche die Druckbogen gütigst durchsahen und mir ihre Ratschläge gaben. Was jede andere derartige Ausgabe dieses Werkes anbelangt, mag sie nun mir zugeschrieben sein oder nicht, so verleugne ich sie in aller Form und bitte Gott den Arrangeurs zu verzeihen, wie auch ich ihnen verzeihe.

XXIII.

An Robert Schumann.

Paris, 19. Februar 1837.

Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, geehrter Herr, für das liebenswürdige Interesse, welches Sie einigen meiner Kompositionen entgegengebracht haben. Ich höre, daß auf Ihre Veranlassung die Ouvertüre zu den Francs Juges in Leipzig aufgeführt ist und daß die vorzügliche Ausführung nicht wenig zu der wohlwollenden Aufnahme beigetragen hat, welche das Stück beim Publikum gefunden hat. Sagen Sie gütigst den ausführenden Künstlern, daß ich ihnen zum größten Dank verpflichtet bin. Ihre Ausdauer beim Studium dieses schwierigen Stückes hat in meinen Augen einen um so höheren Wert, als ich nicht viel Rühmens machen kann von ähnlichen Versuchen, welche verschiedene musikalische Gesellschaften bisher mit dem Werke unternommen haben. Mit Ausnahme von Douai und Dijon waren die übrigen schon nach der ersten Probe entmutigt, und nachdem es vielfach verstümmelt worden war, hat das Werk in das Dunkel der Bibliotheken zurückkehren müssen, um höchstens noch in der Sammlung von Absonderlichkeiten zu figurieren. Es scheint sogar, daß eine Probe dieser Art große Heiterkeit in der Philharmonischen Gesellschaft in London hervorgerufen hat. Die englischen Virtuosen hatten bei dieser Gelegenheit nicht verschmäht, sich einige Pariser Künstler beizugesellen. Die kannten mein Werk gründlich, weil sie es in Paris aufgeführt hatten, und sagten mir offen, daß sie die Heiterkeit der

Briten geteilt hätten. Aber der Gegenstand ihrer Heiterkeit war doch ein anderer. Stellen Sie sich vor, wenn das Adagio mit doppelter, das Allegro mit halber Geschwindigkeit gespielt wird, so muß für jeden, der das geringste musikalische Gehör besitzt, ein mezzo termine von unerträglicher Plattheit entstehen. Wenn Sie sich dann weiter vorstellen, daß die Geiger Passagen zu entziffern hatten, die auf den ersten Blick ziemlich schwierig sind, daß trotz des tempo confortabile, welches man dem Allegro gegeben, die Posaunen doch noch zehn oder zwölf Takte zu früh einsetzen, daß der Paukenschläger bei dem Rhythmus des Dreivierteltaktes den Kopf verliert, so können Sie sich einen Begriff machen von dem reizenden Wirrwar der dabei herauskommt. Ich bestreite durchaus nicht die Geschicklichkeit der Herren Philharmoniker von Argyle-Room, Gott behüte mich! Ich hebe nur dies seltsame System hervor, nach welchem man sie bei den Proben dirigiert. Gewiß ist es auch bei uns häufig vorgekommen, daß wir bei dem ersten Versuch eines neuen Stückes schlechte Musik gemacht haben. Aber da nach unserer Ansicht niemand die Weisheit mit Löffeln gegessen hat, nicht einmal die englischen Künstler, und da es niemandem zur Schande gereicht, mutig und aufmerksam etwas zu studieren, was man nicht gleich auf den ersten Schlag erfaßt, so haben wir, wenn es sein mußte, dreimal, viermal, zehnmal wieder angefangen, oft mehrere Tage hintereinander. Auf diese Weise gelangten wir zu einer immer korrekten und bisweilen sogar überwältigend wirksamen Ausführung. So werden Sie es ohne Zweifel in Leipzig auch gemacht haben und ich sage nochmals, eine solche Ausdauer, noch dazu in Abwesenheit des Autors, der schon das Seinige getan hätte, um sein Werk zu stützen, ehrt die Ausführenden eben so sehr, wie sie dem Komponisten schmeichelt und ihn mit Dankbarkeit erfüllt. Sie ist jedoch so selten, daß ich schon tausendmal meinen Lichtsinn, die fragliche Ouvertüre zu veröffentlichen, bereut habe. Ich mußte Ihnen über diesen Gegenstand mein Glaubensbekenntnis ablegen und bitte Sie, dasselbe an den Herausgeber Herrn Hofmeister zu übermitteln. Das ist zugleich meine Antwort auf die Anerbietungen, welche er die Güte hatte, mir bezüglich seiner Veröffentlichung meiner Symphonien zu machen. Im vorigen Jahre schrieb man

mir fast gleichzeitig von Wien und Mailand und wollte das Manuskriptexemplar dieser beiden Werke haben; nicht um sie drucken zu lassen, sondern nur um sie aufzuführen. Vor einigen Monaten habe ich denselben Antrag aus Neu-Orléans erhalten. Die sehr vorteilhaften Anerbieten, welche diese Anfragen begleiteten, haben mich nicht verführt. Ich habe immer wieder aus demselben Grunde abgelehnt, nämlich aus Furcht, daß man durch ungenaue oder unvollständige Ausführung einen Unsinn daraus macht. Wenn das Glück es gewollt hat, daß die Ouvertüre zu den Francs Juges in Leipzig eben so gewissenhafte als geschickte Interpreten und einen Beschützer wie Sie gefunden hat, der den Eifer der Ausführenden neu belebte, so sehen Sie, daß das Werk weit davon entfernt war, überall dasselbe Schicksal zu haben und daß es in England ganz brutal behandelt worden ist. Ich muß noch hinzufügen, daß diese Ouvertüre das erste Instrumentalstück gewesen ist, welches ich im Leben geschrieben habe, und daß ich in meinen späteren Kompositionen bestrebt war, die Formen zu erweitern und auszuschmücken, sie der musikalischen Substanz anzupassen und über eine größere Anzahl von Stützpunkten auszubreiten. Auch dadurch wird die Leichtigkeit der Ausführung vermindert. Nur ein seltenes Genie kann solche Dinge schaffen, welche von den Künstlern wie vom Publikum sogleich richtig erfaßt werden, und deren Einfachheit im richtigen Verhältnis zur Masse steht, wie die Pyramiden von Djizeh. Unglücklicherweise gehöre ich nicht zu diesen. Ich brauche immer viele Mittel, um eine Wirkung hervorzubringen und ich würde fürchten, die Achtung meiner Freunde in der musikalischen Kunst für immer zu verlieren, wenn ich durch eine vorzeitige Veröffentlichung meine Symphonien, die noch zu jung sind um ohne mich reisen zu können, der Gefahr aussetzte, noch grausamer verstümmelt zu werden, als meine alte Ouvertüre. Und abgesehen von einigen gastfreien Städten und Künstlern, wie in Leipzig, würde ihnen das ohne Zweifel überall passieren.

Und ferner, ich muß es Ihnen nur sagen, liebe ich diese armen Kinder mit einer väterlichen Liebe, die nichts Spartanisches an sich hat, und ich will tausendmal lieber, daß sie unbekannt aber unversehrt bleiben, als daß ich sie in die Fremde schicke, wo sie

vielleicht Ruhm finden können, aber auch gräßliche Wunden und gar den Tod.

Ich habe nie begreifen können, muß ich gestehen, auf die Gefahr hin mich lächerlich zu machen, daß reiche Maler sich für einige Taler von ihren schönsten Werken ohne herzzereißenden Schmerz trennen können und sie in alle vier Winde zerstreuen, wie das täglich geschieht. Das hat mich immer an die Habgier des berühmten Anatomen Ruisch erinnert, der, als seine Tochter als junges sechzehnjähriges Mädchen starb, dank dem geistreichen Injektionsverfahren, das er erfunden, ein Mittel entdeckt hatte, um der geliebten Toten das Aussehen von Leben und Gesundheit wiederzugeben, und der nun doch den Verführungen des Goldes nicht widerstehen konnte, sondern einem Souverain mit diesem Meisterwerke der damals noch neuen Kunst den Leichnam seiner eigenen Tochter überlieferte.

Die Schriftsteller, Dichter wie Prosaiker, sind allein in der Lage, ihre Werke zu verkaufen, ohne wie die Musiker zu große Gefahr zu laufen, daß sie entstellt werden oder sie für immer aus den Augen zu verlieren, wie die Maler oder Bildhauer. Und doch sind auch die dramatischen Dichter, wenn sie ihre Sachen drucken lassen, der Gefahr ausgesetzt, daß sie vor einem Publikum, welches mehr oder weniger unfähig ist, sie zu verstehen, mehr oder weniger schlecht aufgeführt werden, daß sie beschnitten, benagt und ausgepfiffen werden. Byron hat darin mit seinem „Marino Faliero" die schlimmsten Erfahrungen gemacht. Nein, es ist eine ganz intensive Freude für den Komponisten, gewissermaßen wie eine Bruthenne über seinem Werke zu hocken, es so lange wie möglich vor den Stürmen der schlechten Orchester, der schlechten Sänger, der schlechten Direktoren und Kontertanzverkäufer zu schützen, die sich ringsherum breit machen. Es liegt für ihn ein unbeschreibliches Glück darin, es nur in großen Zwischenräumen wieder zum Vorschein zu bringen, wenn unablässige Sorgfalt dem Werk den Glanz der Schönheit verliehen hat, wenn die Luft rein, das Wetter mild und heiter und die Gesellschaft eine auserlesene ist.

Die Zahl der Kompositionen, die man, ohne sie ganz in die Dunkelheit zu verbannen, auf solche Weise für lange Zeit den

Zähnen der Presse, diesem Löwen quaerens quem devoret, zu entreißen vermag, ist unglücklicherweise nicht sehr groß; wir wollen sie nicht noch mehr beschränken.

Glauben Sie nicht, wenn Weber, so sehr er auch, wie man annimmt, nach Berühmtheit strebte, gewußt hätte, in welcher Weise man in Paris seinen „Freischütz" vierteilen würde, daß er mit Unwillen den Ruhm zurückgewiesen hätte, den er sich um diesen Preis bei uns erringen sollte? Es hieße seinem Andenken unrecht tun, wenn man daran zweifeln wollte.

Aber er war außerstande, sich dem zu widersetzen. Er hatte zwar seine Partitur nicht stechen lassen, er hatte aber Abschriften davon verkauft und das reichte hin, daß er die Verfügung darüber für immer einbüßte. — Aber ich schließe meine Vergleiche, die Sie geehrter Herr, ohne Zweifel für zu anspruchsvoll halten. Ich will nur noch sagen, daß der Beifall Deutschlands, dieses Vaterlandes der Musik, mir von zu hohem Werte ist, als daß ich nicht fürchten müßte, ihn nicht erlangen zu können, und wenn ich ihn doch erlangen sollte, müßte ich wenigstens den Augenblick abwarten, wo ich selbst als Pilger meine bescheidene Opfergabe zu seinen Füßen niederlegen könnte. Auch dann noch würde ich das dringendste Bedürfnis haben, meine Zuflucht zu Ihrer Freundschaft zu nehmen, wie auch zu Ihrem hohen und edlen Talent, um eine günstige Aufnahme zu finden.

Ich hoffe, daß man bis dahin in meiner Zurückhaltung nur einen Mangel an Selbstvertrauen findet, der ganz natürlich und nur zu sehr gerechtfertigt ist. Ich begnüge mich daher, für jetzt als vorsichtiger Schiffer an unseren Küsten zu lavieren und mich nicht der Gefahr des Schiffbruchs durch eine große Fahrt auszusetzen.

Das sind meine Beweggründe, die, wie ich hoffe von Ihnen gebilligt werden. Ich will meinen Brief nicht schließen ohne zu erwähnen, welche köstlichen Stunden mir das Lesen Ihrer bewundernswerten Klavierwerke bereitet hat. Es scheint mir keine Übertreibung, wenn man mir versichert hatte, daß sie die logische Fortsetzung der Werke von Weber, Beethoven und Schubert seien. Liszt, der sie mir als solche bezeichnet hatte, gab mir auf der Stelle einen

sehr vollständigen Begriff davon und machte mich durch seine unvergleichliche Ausführung aufs intimste damit bekannt. Er hat die Absicht, Ihre Sonate „Clara" auf einer der herrlichen Soireen, bei welchen er die Elite unseres musikalischen Publikums um sich versammelt, vorzutragen. Ich kann Ihnen dann noch mit größerer Sicherheit über das Ganze wie über die Einzelnheiten dieser wesentlich neuen und einen Fortschritt bildenden Kompositionen mein Urteil aussprechen.

XXIV.

An Moritz Schlesinger.

Paris, d. 7. Januar 1838.

Ich muß durchaus Ruhe haben und brauche Schutz gegen die Albumherausgeber. Seit vierzehn Tagen bemühe ich mich vergebens drei Stunden zu finden, um in Muße über die Ouvertüre zu meiner Oper[1] träumen zu können. Daß ich das nicht kann, ist eine Qual für mich, von der Sie sich keine Vorstellung machen und die ich gar nicht aushalten kann. Ich sage Ihnen daher, ich will, bis meine Partitur fertig ist, von keinerlei Art Kritik etwas wissen, sollte ich auch inzwischen von Wasser und Brod leben müssen. Meyerbeer, Liszt, Chopin und Kalkbrenner brauchen meine Lobeserhebungen nicht. Ihre Albums enthalten, wie ich weiß, noch andere reizende Sachen, von denen Sie nicht reden und mir nicht einmal die Verfasser angeführt haben. Aber ich weiß nicht mehr aus noch ein. Ich muß durchaus für einige Zeit Muße und freie Hand haben, um mein Werk zu beenden. Ich will endlich einmal Künstler sein. Später werde ich wieder Galeerensklave. Bis dahin soll mir aber niemand von Kritiken irgendwelcher Art reden. Ich bin ganz belagert, zu Grunde gerichtet, vernichtet. Hüten Sie sich, mich in meine Höhle zurückzustoßen, das wäre eine empörende Unmenschlichkeit. Ich rechnete nie darauf, zu den Verfechtern des Selbstmords gezählt zu werden; aber ich habe ein Paar geladene

[1] Die Oper Benvenuto Cellini.

Piſtolen und wenn Sie mich in einen ſolchen Zuſtand von Verzweiflung bringen, ſo wäre ich imſtande, Sie vor den Kopf zu ſchießen.

Ihr ſehr ergebener Freund.

XXV.

An Liſzt.

Paris, d. 6. Auguſt 1839.

Ich möchte Dir, lieber Freund, gern von allem erzählen können, was in unſerer muſikaliſchen Welt vor ſich geht, wenigſtens ſoviel ich davon weiß, welche Verhandlungen im Werke ſind, welche Abmachungen getroffen werden, welche unterirdiſchen Gänge und Minen man anlegt, welche Dummheiten begangen werden. Aber ich zweifle ſehr, ob mein Bericht Ausſicht hätte, Dich zu intereſſieren. Er würde Dir nichts Neues bieten. Das Studium der italieniſchen Sitten hat Dich blaſiert gemacht gegen alle dieſe liebenswürdigen Dinge, und was man in Paris tut, gleicht in erſchreckender Weiſe dem, was wie Du ſiehſt in Mailand üblich iſt.

Du bringſt es auch nicht übers Herz, darüber zu lachen. Du gehörſt nicht zu den Leuten die es ſcherzhaft auffaſſen, wenn die Muſe, der wir dienen, unter ſolchen Verletzungen zu leiden hat, Du, der im Gegenteil um jeden Preis die Befleckungen ihres jungfräulichen Gewandes und ihres göttlichen Schleiers verbergen möchte.

Laß uns daher nicht weiter über dieſe Dinge reden, die Dich ebenſo aufbringen wie mich und gegen die wir doch nicht einmal offen auftreten können ... Ich will nur den Verſuch machen, Dir eine oberflächliche Idee von dem zu geben, was in unſern Konzerten vorgeht, in unſern lyriſchen Theatern, unter unſern Virtuoſen, Sängern und Komponiſten; und zwar leidenſchaftslos, ohne zu tadeln oder zu loben, kurz mit der ruhigen Alltagsfeder eines Jüngers dieſer famoſen Philoſophenſchule, die wir in Rom im Jahre des Heils 1830 unter dem Titel: École de l'indifférence abſolue en matière univerſelle gegründet haben.

Diese Form hat den Nutzen, daß ich von Theorien und Entwicklungen absehen und einfach die schweren, brutalen Tatsachen reden lassen kann, ohne mich um die Folgen zu kümmern. Ich fange an und halte keine chronologische Reihenfolge ein, weil es ganz neue Sachen zu berichten gibt.

Als ich gestern, wie gewöhnlich auf dem Boulevard des Italiens meine Zigarre rauchte, ergriff mich jemand lebhaft beim Arm. Es war Batta, der gerade aus London kam.

— Was treibt man in London? fragte ich.

— Ganz und gar nichts. Man verachtet die Musik, die Poesie, das Drama, alles mit Ausnahme des Théâtre-Italien, wo die Anwesenheit der Königin die Menge anlockt; alle andern Musikklubs sind leer. Ich kann mich noch glücklich schätzen, daß ich die Kosten für meine Reise und den Aufenthalt herausgeschlagen, auch in zwei oder drei Konzerten Beifall gefunden habe. Das ist aber auch alles, was ich von der britischen Gastfreiheit erlangen konnte. Aber ich bin zu spät gekommen. Artôt ist es ebenso gegangen. Trotz seines Erfolges in der Philharmonischen Gesellschaft, trotz seines unbestreitbar schönen Talentes hat er eine sehr langweilige Zeit gehabt.

— Und Doehler?

— Doehler langweilt sich auch.

— Und Thalberg?

— Thalberg kultiviert die Provinzen.

— Und Benedict?

— Der ist durch den großen Erfolg seiner ersten Partitur ermutigt worden und schreibt jetzt eine neue englische Oper.

— Und Frau Gras-Dorus?

— Frau Gras ist in wenigen Tagen schon in Mode gekommen. Sie hat dem Erfolg der Italiener die Stange gehalten. Sie singt und überall figuriert ihr Name auf den Zetteln, nur begleitet von den Ausdrücken „Sängerin ohne Gleichen", was in sehr großen Buchstaben gedruckt wird. Sagt man nicht, sie sei hier in Paris, als sie wieder in Wilhelm Tell auftrat, durchgefallen?

— Das ist richtig.

— Wie denn? warum?

— Wollen Sie einen Grog trinken?

— Nein, ich verreise. Kommen Sie heute abend zu Hallé, wir wollen zusammen trinken und musizieren.

— Gut!

Hallé ist ein junger deutscher Klavierspieler, der lange Haare hat, groß und mager ist, vorzüglich Klavier spielt, die Musik mehr errät als liest, kurzum der bestrebt ist, Dir zu gleichen. Ich traf bei ihm seinen Landsmann Heller. Ein wirkliches Talent, ein umfassendes musikalisches Verständnis, eine rasche Auffassung, eine große Geschicklichkeit bei der Ausführung, das sind die Eigenschaften als Komponist und Klavierspieler, die ihm alle zuschreiben, die ihn kennen, und ich gehöre auch zu diesen.

Hallé und Batta haben uns eine Sonate in B-Dur von Felix Mendelssohn vorgespielt. Man hat allgemein die gelehrte Mache und den festen Stil dieses Stückes bewundert. „Das ist von einem großen Meister" sagte Heller. Wir sangen den Chor dazu und tranken Bier. Dann kam Beethovens A-Dur Sonate, dessen erster Teil die Zuhörer zu Ausrufen, Flüchen und enthusiastischem Geschrei hinriß. Das Menuett und das Finale haben unsere musikalische Begeisterung verdoppelt, obgleich die Champagnerflaschen bereits im Kreise herumgingen.

Einer machte die Bemerkung, Bier sei etwas recht Schönes, aber Champagner sei doch besser.

O Du unermüdlicher Vagabund! Wann kehrst Du zu uns zurück, um uns wieder die musikalischen Abende zu veranstalten, bei denen Du so würdig den Vorsitz führtest? Unter uns gesagt, waren zu viele Leute auf Deinen Abenden; man plauderte zu viel, hörte nicht ordentlich zu, sondern philosophierte. Du triebst eine wahre Verschwendung mit phantasievollen Improvisationen, die einige von uns tief ergriffen haben würden, wenn nicht so viele andere dabei gewesen wären.

Erinnerst Du Dich noch des Abends bei Legouvé und der Sonate in Cis-Moll? Die Lampe war ausgelöscht, die fünf Zuhörer lagen in der Dunkelheit auf dem Teppich. Wir waren wie magnetisiert. Legouvé und ich weinten, Schoelcher schwieg ehrfurchtsvoll und Goubeaux war stumm vor Staunen! Gott, wie er-

haben warst Du an dem Abend! Ach! da vergesse ich wieder, daß ich zur Schule der „Indifferenten“ gehöre.

Ich komme auf meinen Gegenstand zurück.

Die Ausstellung von Industrieerzeugnissen hat uns in diesem Jahre ganze Bände von musikalischen Kritiken gebracht. Man hat sich viel gestritten, hat für und gegen die Pianinos geschrien, für und gegen die Orgel. Es gab Augenblicke, wo man wegen eines Flötenspiels einen Prozeß anstrengen wollte; beinahe wäre es zu einer Schlägerei gekommen wegen einer Instrumentenschraube.

Ich begreife diese lärmende Unruhe gar nicht. Denn uns Künstlern passiert es doch alle Tage, daß wir wegen unerheblicher Dinge Kritiken zu ertragen haben, die ebenso ungerecht und lächerlich sind, wie die, welche die Instrumentenfabrikanten jemals zu erdulden hatten, während wir doch kein Wort sagen, wenn man uns anklafft. Und doch fehlt es uns nicht an Selbstgefühl und Eigenliebe, wir könnten uns wohl verteidigen, aber wir tun es nicht.

Wenn sich andererseits ausnahmsweise ein Kritiker als wohlwollend erweist, so danken wir ihm wohl gelegentlich, aber wir laufen doch nicht hinter ihm her, wir sind oftmals sogar unhöflich genug und vergessen, ihm eine Eintrittskarte zu schicken. Die Aussteller machen es ganz anders; wenn sie gelobt werden, sind sie von einer exemplarischen Dankbarkeit; Besuche, Briefe, Geschenke, nichts wird vergessen um ihrem Dank Ausdruck zu geben. Aber die andern, über die wenig oder schlecht geredet wird, begreifen gar nicht, daß sie dem Kritiker dafür nicht zu Leibe gehen und ihn in irgend einem abgelegenen Winkel wie einen tollen Hund totschlagen dürfen. Jeder darf über die größten Künstler, über ihre herrlichsten Werke sagen, was er denkt und selbst was er nicht denkt, eben so gut wie über die bekanntesten Mittelmäßigkeiten, ohne daß man ein Wort darüber verliert. Aber über den Preis einer neuen Baßschraube nicht Bescheid zu wissen, oder den Steg einer Bratsche zu loben, das sind Ereignisse, über die fortgesetzt der größte Lärm geschlagen wird.

Man hat ein Mittel gefunden, Geld zu sparen, indem man den Italienern keinen Saal baut. Die Sängertruppe unserer großen

Oper wird in direkten Kampf mit den ultramontanen Sängern geraten; man will beide Truppen in dem Saale der Rue le Peletier vereinigen. Die Mischung wird gut werden: Lablache contra Levasseur, Rubini contra Duprez, Tamburini contra Dérivis, die Grisi contra Fräulein Nathan und sie alle contra die große Trommel. Wir werden zu tun haben um die Toten und Verwundeten aufzusammeln. Der Direktor erhält auch die Verwaltung des Londoner Theaters, er wird vielleicht viel Geld machen, es wird eine famose Sache werden, aber mir ist es gleich; ich gehöre zur Sekte der Indifferenten.

Es ist Sache der Händler, zu berechnen, wie viel sie in guten und schlechten Jahren an musikalischer Rente herausschlagen, wenn es so betrieben wird. Es ist auch ihre Sache, sich um die Haltbarkeit und Dauer ihrer Instrumente zu bekümmern. Was mich angeht, so würde ich, wenn ich nicht indifferent wäre, ganz so wie Du sagen: „Mir ist die Musik lieber, als all der andere Kram".

Duponchel behält die Oberaufsicht über die Kostüme. Du brauchst Dich daher nicht zu beunruhigen, die Kunst und die Künstler werden gut ausstaffiert sein . . .

. . . Viele Leute sagen, daß das Orchester (der Opéra) in seiner Aufgabe erschlafft, sich vernachlässigt oder keine Lust mehr hat. Kürzlich hörte ich, daß regelmäßige Besucher darüber klagten, daß die Instrumente nicht zusammen stimmten; sie behaupteten, daß die rechte Seite der Instrumente durchweg einen Viertelton höher spielte, als die linke; unerhörte Anmaßung, wie diese Herren meinen. „Sie leiden stillschweigend", sagte einer von ihnen zu mir. Ich habe gar nicht gesagt, daß ich leide, zunächst weil ich überhaupt nichts gesagt habe und dann . . .

Man spielt zuweilen Don Juan, wenn man gar nicht mehr weiß, was man tun soll. Wenn Mozart wieder auferstünde, so würde er vielleicht sprechen wie jener Präsident, von dem Molière sagt, er wolle nicht, daß man ihn auf die Bühne bringe. Spontini, im Gegenteil, will gern auf die Bühne gebracht werden und er ist aufgeführt worden. In der Opéra will man nichts davon wissen, seine alten Meisterwerke wieder aufzunehmen. Ambroise Thomas,

Morel und ich sagten noch kürzlich, wir würden gern fünfhundert Franken für eine gute Aufführung der „Vestalin" geben. Da wir diese Partitur auswendig kannten, so haben wir bis Mitternacht daraus gesungen; Du fehltest uns nur zur Begleitung.

Einer unserer Freunde, Emile D . . ., ist in einer Broschüre als Verteidiger für die Sache von Spontini aufgetreten; einige Zeitungen haben sich mit ihm vereinigt. Die Sache war auch fast schon gewonnen, als Spontini es für nötig hielt, einen Brief zu veröffentlichen, der schon vor zwei oder drei Jahren in Berlin im Druck erschienen war über die Musik und die neueren Musiker.[1] Die Gegner Spontinis hätten tausend Taler bezahlt für die Veröffentlichung dieses Briefes, er hat sie ihnen umsonst gegeben. Das hindert nicht, daß die Vestalin ein Meisterwerk ist, aber wir werden sie niemals wieder zu sehen bekommen . . .

Du wirst beobachtet haben, daß die durch den Tod von Paër erledigte Stelle als Professor für Komposition an Carafa gegeben werden sollte. Man behauptet, daß mein System des Indifferentismus beim Ministerium Beachtung zu finden beginnt. Die Orangenbäume des Jardin Musard tragen schon ihre Früchte; Théophile de Ferrière ist von einem unbekannten Menschen in der letzten Woche angefallen worden als er aus der Opéra-Comique kam. Es geht ihm schon wieder besser. Heine schreibt sich noch immer mit einem e; er wohnt Rue des Martyrs. Man hat mir sein reizendes Buch über Italien gestohlen. Hast Du seine Bäder von Lucca gelesen? Man verspricht uns venetianische Nächte im Kasino; es ist dort ein Orchester von hundertundvierzig Musikern, wenn nicht sechzig von ihnen gleichzeitig in den Konzerten der Champs-Elysées beschäftigt sind. Dort ist auch ein Wasserstoff-Gasmikroskop; ich habe Milben darin gesehen so groß wie Melonen. Ich erzähle Dir alle meine Neuigkeiten, wie sie mir gerade einfallen.

[1] Diese Broschüre war von Spontini an die Mitglieder der Deputiertenkammer gerichtet und wurde in öffentlicher Sitzung besprochen. Monnier de la Sizeranne verteidigte die darin enthaltenen Schlüsse, jedoch wurden sie nach einer Rede von Taschereau verworfen.

F. Hiller hat mir aus Mailand einige Stücke aus seiner „Romilda“ geschickt. Man behauptet, daß Rossini Fische verkauft, wie man sie noch nie gesehen hat,[1] ich wette, daß er sich in seiner Villa ebenso langweilt wie seine großen Fische in ihrem Fischkasten. Er sagt immer: „Was geht mich das an!“ Wenn er nicht die großen Fische so liebte, so würde er vielleicht zur „absoluten Indifferenz“ neigen; aber ich hege Zweifel daran.

Einer unsrer Feinde wollte sich neulich von der Vendomesäule herabstürzen; er hatte dem Wächter vierzig Franken gegeben, damit er ihn hinaufsteigen lasse, dann hat er auf seine Absicht verzichtet. Hoffentlich wird in dem neuen Gebäude der Opéra-Comique ein Foyer für die Musiker eingerichtet. Denn in dem Théâtre de la Bourse sind die Unglücklichen jetzt gezwungen, bevor der Vorhang aufgeht, ihre Instrumente coram populo zu stimmen, woraus folgt, daß während die Oboen und Geigen das a angeben, die Posaunen ihr b grunzen, und wahrhaftig, in solchem Falle gibt es keinen Indifferentismus, der Stich hielte, es ist schrecklich . . .

Wilhelm hat im vorigen Monat zwei Aufführungen veranstaltet. Seine fünfhundert Sängerschüler haben viel Beifall geerntet; ich habe nicht gefunden, daß sie in ihren Ausführungen Fortschritte gemacht hätten. Alle diese jungen Leute und Kinder haben eine Auffassung vom Rhythmus, die verzweifelt vulgär ist. Sie hämmern jedes Takttempo ab und machen aus allem mehr oder weniger ein Marschtempo. Gewiß ist dies Resultat sehr schön, wenn man die frühere Unwissenheit der Volksklassen mit dem vergleicht, was sie heute wissen. Aber in der Musik beruht nicht alles auf Wissen. Da muß man auch empfinden, und ich glaube, das Pariser Volk liebt zu sehr das Vaudeville und die Trommelschläger.

Seit zwei und einem halben Monat finden Proben zur Oper von Ruolz[2] statt, infolgedessen kennen die Darsteller kaum eine Note davon; aber die Kostüme sind bereit, und Duponchel will es nächsten Freitag aufführen. Chopin kommt nicht wieder. Man sagte, er sei sehr krank, aber es ist nicht der Fall. Dumas hat ein

[1] Rossini wohnte damals in Bologna.

[2] La Vendetta, Oper in drei Akten, die nur einige wenige Male gegeben wurde.

reizendes Stück geschrieben,[1] aber das schlägt nicht in mein Fach. Ich bin zu Ende, ich weiß nichts mehr.

Lebe wohl; mein Indifferentismus geht nicht so weit, daß ich mit Deiner langen Abwesenheit einverstanden wäre. Komm zurück, ich denke es ist Zeit für uns und auch für Dich.

XXVI.

An Herrn Buloz.

Paris, 22. November 1840.

Geehrter Herr,

In dem Berichte, den die Revue des Deux Mondes über das Fest gebracht hat, welches ich in der Opéra gegeben habe, sind Irrtümer über Tatsachen vorgekommen, um deren Berichtigung ich Sie bitten darf.

Der Verfasser dieses Artikels schreibt mir die Schuld zu an einem Majestätsverbrechen gegen Gluck und Palestrina: „Armer Gluck!" sagt er, „du hast wohl nicht geahnt, als du einst beim Klange der Posaunen die Geister des Hasses und der Wut heraufbeschworst, daß eines schönen Tages Herr Berlioz kommen würde, um dir das Almosen einiger Klapphörner anzubieten. Und Palestrina hat man aus der Sixtinischen Kapelle herausgezerrt, wo einige Soprane für die Fugenmelodien ausreichten, um ihn, den friedlichen Meister mit den sanften religiösen Inspirationen, unter dem Pomp der Stimmen und Instrumente zu erdrücken."

Nun ist aber der Akt aus der Iphigenie genau so ausgeführt, wie der Autor es vorgeschrieben hat und Klapphörner hat man dabei gar nicht gehört. Was Palestrina betrifft, so haben ihm einige Soprane so wenig genügt, daß sein Madrigal „Alla riva del Tebro" für vier Stimmen geschrieben ist, Sopran, Alt, Tenor und Baß; übrigens ist es ein weltliches Stück, welches niemals in der Sixtinischen Kapelle aufgeführt worden sein kann. Außerdem gehört

[1] Mademoiselle de Belle-Isle.

eine seltsame Geistesabwesenheit dazu, um zu finden, daß der nach dem Text des Komponisten ohne Begleitung gesungene Chor unter dem Pomp der Instrumente erdrückt worden sei.

Das sind Irrtümer, die mich in meiner Stellung als Interpreten der Meister, die ich hochverehre, verletzen mußten, und das allein will ich jetzt hervorheben.

Genehmigen Sie usw.

XXVII.

An Joseph d'Ortigue.

Leipzig, 28. Februur 1843.

Ich hätte Dir schon längst schreiben sollen, aber ein Galeerensklavenhandwerk, wie das, was ich zu betreiben habe, scheint mir eine ausreichende Entschuldigung für diese Verzögerung zu sein. Ich bin krank und bin es zumal durch die unglaublichen Anstrengungen, welche mir die Proben in Dresden und Leipzig verursacht haben. Stelle Dir vor, daß ich in Dresden in zwölf Tagen acht Proben, jede von drei und einhalb Stunden und zwei Konzerte durchgemacht habe, daß ich einmal an demselben Tage von Leipzig nach Dresden und zurück fahren, d. h. sechzig Meilen auf der Eisenbahn machen, meine beiden Konzerte vorbereiten und zurückkommen mußte, um dem Konzert beizuwohnen, welches Mendelssohn hier dirigierte. Mendelssohn war reizend, ausgezeichnet, aufmerksam, mit einem Wort ganz und gar guter Kamerad. Wir haben unsre Taktstöcke als Zeichen der Freundschaft ausgetauscht.

Er ist ein wahrhaft großer Meister. Ich sage das ungeachtet seiner enthusiastischen Komplimente über meine Romanzen. Denn über die Symphonien, die Ouvertüren, das Requiem hat er mir niemals ein Wort gesagt.[1] Er läßt hier zum ersten Male seine „Walpurgisnacht" nach einem Gedicht von Goethe aufführen und ich

[1] Man sieht, daß Berlioz ungeachtet der ausgesprochenen Feindseligkeit Mendelssohns immer diesem bewunderungswürdigen Musiker Recht widerfahren läßt, und daß keine schlechte Behandlung seine Meinung in dieser Beziehung geändert hat.

versichere Dich, es ist eine der bewunderungswürdigsten Orchester- und Chorkompositionen, die man nur hören kann. Schumann, der schweigsame Schumann, ist ganz elektrisiert von dem Opfergebet in meinem Requiem. Er stand zum großen Erstaunen derer, die ihn kennen, neulich mit offenem Munde da, um mir, indem er meine Hand ergriff, zu sagen: „Dies Opfergebet geht über alles!"

Wirklich hat nichts auf das deutsche Publikum einen ähnlichen Eindruck gemacht. Die Leipziger Zeitungen hören seit einigen Tagen nicht auf, davon zu reden und verlangen, daß das ganze Requiem aufgeführt werde. Das ist aber unmöglich, weil ich nach Berlin abreise und weil die Mittel hier zur Ausführung für die großen Prosastücke fehlen.

In Dresden hatten wir zweimal das „Opfergebet" und das „Sanktus", einmal die Fantastique, einmal Harold, die Ouvertüre zu König Lear, zu Benvenuto, den Cinq Mai (der das sächsische Publikum außerordentlich bewegt hat), die Kavatine von Benvenuto, eine der neuen Melodien, die erst kürzlich instrumentiert sind, die Romanze für Geige, zwei Stücke aus Romeo, die Apotheose (zweimal) mit den beiden Orchestern und Chören, wie wir es vor meiner Abreise in der Opéra in Paris gemacht hatten. Reißiger dirigierte das kleine Orchester.

In meinem Konzert habe ich hier aufgeführt: König Lear, die Fantastique, die mehr erstaunt als ergriffen hat, das Finale (der Sabbat) ist mit einer Präzision und einem ganz unvergleichlichen, diabolischen Furore ausgeführt worden. Dann verlangte man von mir ein Konzert zum Besten der Armen. Ich bot ihnen abermals König Lear, eine Melodie mit Orchester und das unvermeidliche „Opfergebet". Diese drei Stücke haben es entschieden den Leipzigern angetan. Oh! Hätte ich doch in Paris einen Saal und einen Chor zur Verfügung ohne solche lächerliche Unkosten, wie viele Dinge würde ich Euch vorführen, die Euch fast ganz unbekannt sind.

Was die andern Städte betrifft, in denen ich Konzerte gegeben habe, so waren es dort die Ouvertüren zu König Lear, die Francs Juges und die Scène aux champs aus der Symphonie fantastique, welche stets die größte Wirkung hatten. Das Adagio (die Scène aux champs) hat das Publikum weit mehr ergriffen als alles andere.

In Mannheim haben die beiden Stücke aus Harold, der Pilgermarsch und die Serenade den größten Erfolg gehabt. Das Finale haben wir nicht zu geben versucht, weil das Orchester nicht ausreichte; aber in Dresden hat es gefallen, obgleich diese Ausführung doch nicht so gut war wie die in Paris; es waren nicht genug Geigen da und die Posaunen sind zu „ehrliche Leute" für diese Räuberorgie.

Ich will in Berlin eine größere Aufführung versuchen. Dann kehre ich zurück und gebe nur noch unterwegs in Weimar und Frankfurt Konzerte, wenn es möglich ist.

Schreibe mir doch, wie es mit dem Druck meiner Abhandlung über Instrumentation steht. Wenn Du nichts davon weißt, so habe die Güte bei Schonenberger, Boulevard Poissonnière, nachzufragen. Dann bitte ich Dich zugleich um einen Brief, den Du nach Berlin poste restante schicken mußt. Sei auch so gut und gehe an einem Abend zur Opéra, grüße Desmarets[1] von mir recht sehr und zeige ihm diesen Brief. Du kannst auch Dieppo sagen, daß ich noch nirgends seines Gleichen gefunden hätte und daß der Versuch, das Trauergebet mit Posaunen zu spielen, mir in der Brust Schmerzen verursacht hätte, von den Ohren ganz zu schweigen. Ebenso suche ich vergeblich unsre junge Armee von Cellisten, unsre brillante Schar von Geigern in Deutschland. Was dagegen die Trompeten betrifft, so gibt es die überall und zwar ganz vorzügliche, die ausgezeichnet stimmen und einen ganz verteufelten Klang haben; die Zylindertrompeten sind sehr verbreitet und ganz hervorragend gut.

Soeben erhalte ich einen Brief von Meyerbeer, daß ein vom König angeordnetes Fest meine Proben um einige Tage verzögern wird. Er fordert mich daher auf, nach Braunschweig zu gehen, wo man mich erwartet und wo der „König Lear" mir schon eifrige Anhänger erworben hat. Die Gebrüder Müller schreiben auch, daß sie zu meiner Unterstützung alles aufbieten werden.

Ich gehe also dahin.

Lebe wohl. Das ist alles, was ich an Neuigkeiten habe. Viele Grüße an alle meine Freunde, soweit Du sie siehst, unter

[1] Violoncelliſt an der Opéra.

andern auch an Perrot. Umarme Deine Kinder für mich und grüße Deine liebe Frau von mir. Ist sie noch immer den Konzerten des Konservatoriums treu geblieben?

XXVIII.

Herrn Griepenkerl.[1]

Paris, Januar 1845.

Mein lieber Griepenkerl,

Seit langer Zeit habe ich schon keine Nachricht mehr von Ihnen; ich weiß nicht einmal, ob Sie die Partitur zum Carnaval romain und die beiden Bände, welche ich Ihnen durch Vermittlung der Brockhausschen Buchhandlung schickte, erhalten haben. Was treibt man denn in Ihrer lieben Stadt Braunschweig? Haben Sie immer noch Streitigkeiten mit den Gelehrten in Leipzig? Ich bin sehr empfänglich für alle Zeichen Ihrer großmütigen Teilnahme! Lassen Sie mich daher doch nicht so ein ganzes Jahr lang ohne briefliche Mitteilungen. Seitdem ich Ihren letzten Brief erhielt, habe ich ein großes musikalisches Unternehmen begonnen; einen Konzertsaal im Reiterzirkus in den Champs-Elisées für fünfhundert Musiker. Es ist der größte und schönste Saal in Paris, liegt aber ziemlich weit aus der Stadt heraus, und wenn es Schmutzwetter ist, so macht sich das bei der Einnahme unangenehm geltend. Daher habe ich bei jedem Konzert aufs neue Grund zur Unruhe; denn die Unkosten sind unendlich groß (6000 Frcs.). Ich gebe in einigen Tagen das vierte Konzert. Es würde mir viel Vergnügen oder vielmehr Glück bereiten, wenn ich Sie hier sehen könnte, zumal bei diesen abscheulichen Proben, bei denen ich Blut schwitzen muß. Ich habe wirklich mit diesen Konzerten viel mehr Mühe als mit allen früheren, und zwar deshalb, weil die besten Künstler aus meinem gewöhnlichen Orchester zugleich auch in dem des Konservatoriums spielen. So verhindert nun diese berühmte Gesellschaft sie oft durch ihre Konzerte, an den meinigen teilzunehmen.

[1] Aus der Sammlung von Frau Vieweg in Braunschweig.

XXIX.

Herrn Michel Glinka.[1]

Es genügt nicht, mein Herr, daß man Ihre Musik aufführt und zu vielen Personen sagt, sie sei frisch, lebhaft, reizend, schwungvoll und originell. Ich muß mir durchaus das Vergnügen verschaffen, einige Spalten darüber zu schreiben, um so mehr, da es meine Pflicht ist.

Ist es nicht meine Aufgabe, das Publikum von dem zu unterhalten, was in dieser Art in Paris ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. Haben Sie daher die Güte, mir einige Notizen über sich zu geben, über Ihre ersten Studien, über musikalische Einrichtungen in Rußland, über Ihre Werke. Und wenn ich mit Ihnen Ihre Partitur studieren könnte, damit ich sie etwas weniger unvollkommen kennen lernte, als jetzt, so würde ich wohl etwas Erträgliches schreiben und den Lesern der Débats eine Idee von Ihrer hohen Überlegenheit geben können.

Ich bin schrecklich geplagt mit diesen verwünschten Konzerten und den Ansprüchen der Künstler usw. Für einen Artikel über einen solchen Gegenstand würde ich aber wohl Zeit finden, denn selten ist mir etwas so Interessantes begegnet.

XXX.

An Louis Berlioz.[2]

Sonnabend, 25 . . . (gegen 1846.)

Mein lieber Louis,

Es geht Deiner Mutter etwas besser; aber sie muß noch immer das Bett hüten und darf nicht sprechen. Die geringste Erregung würde ihr verhängnisvoll werden. Schreibe ihr daher keinen Brief, wie den letzten, den Du an mich gerichtet hast. Nichts ist trostloser als Dich zur Untätigkeit und Traurigkeit verurteilt zu wissen. Du

[1] Berühmter russischer Komponist, Verfasser der Oper: „Das Leben für den Zaren", Roslan und Ludmilla, zahlreicher Romanzen usw.

[2] Veröffentlicht in dem Buche von Weckerlin. Musiciana. Paris 1877.

wirst nun achtzehn Jahr alt ohne imstande zu sein, in irgend einen Beruf einzutreten. Ich habe kein Vermögen, Du hast keine Stellung, wovon sollen wir leben?

Du sprichst immer davon, daß Du zur See gehen willst. Du willst also gern von mir fort. Denn Gott weiß, wann ich Dich wiedersehen würde, wenn Du erst einmal auf der See bist! . . . Wenn ich frei und gänzlich unabhängig wär, so würde ich mit Dir hinausziehen und wir würden unser Glück in Indien oder anderswo versuchen. Aber zum Reisen gehören doch einige Mittel, und das wenige was ich habe, nötigt mich in Frankreich zu bleiben. Überdies hält mich meine Tätigkeit als Komponist in Europa fest und ich müßte schon ganz dem entsagen, wenn ich die alte Welt mit der neuen vertauschte. Ich spreche zu Dir als zu einem erwachsenen jungen Mann. Du wirst nachdenken und mich begreifen.

Was aber auch kommen mag, ich werde immer Dein bester Freund und der einzige sein, der Dir ganz ergeben und voll unwandelbarer Liebe für Dich ist. Ich weiß, daß Du mich lieb hast und das tröstet mich über alles. Indessen wäre es recht traurig, wenn Du mit zwanzig Jahren ein unnützer Mensch für Dich selbst und für die Gesellschaft wärst.

Ich schicke Dir Briefumschläge, damit Du an Deine Tanten schreibst. Meine Schwester Nancy hat mir über Dich geschrieben; ich schicke Dir ihren Brief. Es ist nicht nötig, daß Du schwarzen Lack nimmst. Wie willst Du, daß ich ihn Dir schicke? Man kann doch keine Siegellackstangen durch die Post schicken.

Schreibe mir auch von Deinen Zähnen. Sind sie sorgfältig gereinigt worden? . . .

Lebe wohl, liebes Kind; ich umarme Dich von ganzem Herzen.

XXXI.

An Joseph d'Ortigue.

Prag, d. 27. Januar 1846.

Ich hätte Dir schon längst schreiben sollen, aber Du bist ohne Zweifel schon über die meisten Vorfälle unterrichtet, die meine

Wiener Reise zu einer so glücklichen für mich und meine Freunde gemacht haben. Ich werde Dir das alles bis ins einzelne bei meiner Rückkehr erzählen, denn um es Dir zu schreiben, brauchte ich wenigstens zwanzig Spalten des Journal des Débats.

Ich will Dir nur von meinem Ausflug nach Prag erzählen. Ich kam mit der Idee an, daß ich in eine Bevölkerung von pedantischen Altertumskrämern hineingeriete, die nichts anderes gelten ließen als Mozart und jeden modernen Komponisten verachten würden. Statt dessen fand ich Künstler, die mit einer Hingebung, Aufmerksamkeit und seltenen Intelligenz vier Stunden lange Proben durchmachten, ohne sich zu beklagen und die nach der zweiten Probe sich mehr für meine Musik begeisterten, als ich je zu hoffen gewagt hatte. Das Publikum aber fing Feuer wie ein Pulverfaß. Man behandelt mich hier jetzt wie einen Fetisch, einen Lama, einen Manitou . . .

In Wien herrschte noch in einem Winkel feindliche Stimmung; hier nichts dergleichen. Es war eine Vergötterung (das Wort ist lächerlich, aber doch richtig). Sie zeigte sich in der originellsten Weise und in Ausdrücken, von denen ich um alles in der Welt nicht möchte, daß sie den Pariser Schwätzern unter die Augen kämen. Wenn Du Pixis siehst, so sage ihm, ich sei mit seinen Landsleuten mehr als zufrieden. Ich habe hier gestern seinen Neffen gehört. Das ist ein junger Geigenspieler von vierzehn Jahren, der großes Talent hat und seinem Namen Ehre machen wird. Ich verlasse jetzt meine lieben Wiener und werde Hellers Landsleute besuchen. (Bitte geh und zeige ihm diesen Brief von mir. Das ist eben so gut, als wenn ich ihm schreibe. Ich müßte ihm schon für alle die Freundschaft, die er mir so oft erwiesen hat, sehr ausführlich schreiben; das werde ich auch in diesen Tagen noch tun, ehe ich die Stadt Pest verlasse.) . . . Sieh zu, ob Du nicht ein paar Worte über den Erfolg in Prag in irgend ein großes Journal hineinbringen kannst. Du kannst eine Reklame schreiben, worin auch von Wien die Rede ist. Aber wenn Du erst weit darum laufen sollst, so unterlasse es nur. Die Geschichte mit dem Taktstock hat in Paris ein gewisses Aufsehen erregt. Es war eine vollständige Überraschung für mich, so sehr war das Geheimnis der festlichen Vorbereitungen gewahrt worden.

Tausend Grüße. Umarme Deinen großen Jungen statt meiner.

P. S. Verzeihung, daß ich Dich belästige. — Eben teilt man mir mit, daß wir heute abend eine ganz ungeheure Menge Menschen im Theater haben werden.

Es ist alles ausverkauft.

XXXII.

An denselben.

Breslau, 13. März 1846.

Besten Dank, lieber Freund, für Deinen Brief. Ich erhielt ihn heute morgen und habe nun endlich Nachrichten aus Paris, die mir so lange gefehlt haben. Desmarets hat mir nur einige Zeilen geschrieben . . .

Es ist wirklich die Rede davon gewesen, mich in Wien zu engagieren, aber nicht für Donizetti; dessen Stelle ist nicht vakant, er lebt auch noch; jedoch an Stelle von Weigl (des Direktors der kaiserlichen Kapelle) der soeben gestorben ist. Jemand der großen Einfluß in der österreichischen Hauptstadt hat, fragte mich, ob ich die Stelle annehmen würde. Ich verlangte eine Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden. Es handelte sich darum, auf unbegrenzte Zeit in Wien zu bleiben, ohne Aussicht auf Urlaub, um alljährlich nach Frankreich zu gehen. Dabei machte ich die wunderbare Entdeckung, daß Paris mich dermaßen gefesselt hält (Paris, d. h. Ihr, meine Freunde, die intelligenten Menschen dort, der Strudel von Ideen, in denen man sich dort bewegt) daß ich bei dem bloßen Gedanken, davon ausgeschlossen zu sein, fühlte, wie mein Herz stockte und begriff, was die Strafe der Deportation bedeutet. Meine Antwort war daher eine entschieden ablehnende und ich bat, daß man mich nicht auf die Liste der Bewerber um die Nachfolgerschaft Weigls setzen möge. Die Stellung von Donizetti wäre nicht so schlimm gewesen, da sie mir sechs Monate Urlaub gewährt hätte, aber die stand nicht in Frage.

Danke Dietsch für den Anteil, den er an mir nimmt und sage ihm, daß ich mit meiner großen Oper Faust, an der ich mit Eifer

arbeite und die bald fertig sein wird, ihm etwas zu schaffen machen werde. Es sind Chöre darin, die man studieren und mit Sorgfalt ausfeilen muß. Ich hoffe sehr viel von dieser Komposition, die mich so in Anspruch nimmt, daß ich darüber fast das Konzert vergesse, welches ich vorbereite (oder richtiger, was man hier vorbereitet). Ich habe wenig dabei zu tun nach den Proben von außerordentlicher Geschicklichkeit, welche mir die Breslauer Künstler gegeben haben; sie sind sehr entgegenkommend und feiern mich aufs höchste. Heute stand sogar auf einem Anschlagzettel: „Großes Konzert, gegeben von Herrn Kapellmeister Schöne zu Ehren des Herrn Chevalier Berlioz aus Paris.“ Ich werde also genötigt sein, mich morgen abend in einer mit Blumen geschmückten Loge zu zeigen; man wird mich im Wagen abholen. Wegen des polnischen Krieges wird man keine Freudenschüsse abfeuern, aber es darf im Saale nicht geraucht werden.

Leb wohl.

XXXIII.

An denselben.

Prag, 16. April (1846.)

Ich habe auf Deinen letzten Brief nicht geantwortet, weil ich Dir nichts Wichtiges zu schreiben hatte. Ich habe in Breslau ein ausgezeichnetes Konzert gegeben und mich beeilt, hierher zurück zu kommen, wo ich erwartet wurde und wo ich obendrein noch Chöraufführungen aus Romeo et Juliette vorfand, welche die Gesangsakademie in vollendeter Weise vortrug. Ich habe ordentlich aufgeatmet, als ich mich hier zum ersten Male durch Liebhaberchöre aufgeführt hörte, die so ganz verschieden sind von den Schreihälsen der Theater. Wir haben gestern die letzte Generalprobe abgehalten, wo sich viele Leute eingefunden hatten und Liszt mir half die Sache in Gang zu bringen, indem er mir als Dolmetscher diente.

Ich hatte die Freude, ihn oft erstaunt und gerührt zu sehen über diese Komposition, die ihm bis jetzt völlig unbekannt geblieben war. Ich glaube, Du wirst mit den Änderungen, die ich gemacht

habe, zufrieden sein. Es ist nur ein Prolog (der erste) geblieben, auch der ist sehr verändert und abgekürzt. In dem Scherzo, in dem großen Finale und in dem gebundenen Rezitativ des Pater Laurentius sind erhebliche Verbesserungen vorgenommen. Kurz, es macht sich alles ganz gut, ich habe die Grabszene, die Dir nicht recht gefiel, und die auch denselben Eindruck auf viele Menschen machen würde, ganz gestrichen. Aber das Adagio bleibt nach der Meinung aller, hier wie in Wien, das beste Stück was ich geschrieben habe. Bei der gestrigen Probe wurde bei diesem und dem Fest bei Capulet wütend applaudiert, ganz gegen den Landesbrauch, wo bei den Proben keinerlei Kundgebung stattfindet.

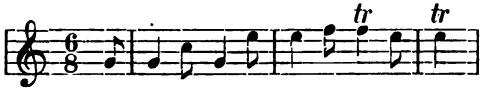
Ich habe einen sehr guten Pater Laurentius (Stackaty), einen Böhmen, er hat eine sehr schöne Stimme und ein sehr richtiges musikalisches Gefühl. Nach der Probe haben mir alle Musiker eine Überraschung bereitet. Sie luden mich zu einem großen Abendessen ein, wo man mir von seiten der vornehmsten Künstler Prags eine Trinkschale aus böhmischen Granat überreichte. Dabei lebhafte Hochrufe, Kränze, Beifallsbezeugungen und Reden (Liszt hat eine vorzügliche Rede gehalten, voll Wärme und Enthusiasmus, deren Ausdrücke zu schön sind, als daß ich sie hier wiedergeben möchte). Dann kamen der Fürst von Rohan, unser Landsmann, Dreyschock, der Direktor des Konservatoriums, die beiden Kapellmeister des Theaters und der Kathedrale, die ersten Musikkritiker der Stadt usw. Ich habe unter andern auch einen Toast auf die letzteren ausgebracht, die ich noch nicht gesehen hatte, da ich bei der Presse keine Besuche gemacht habe. Ich dankte ihnen für ihr Wohlwollen, das ich so wenig verdiene, weil sie mich wenigstens in Betreff ihrer Person für unhöflich halten müßten, aber ich glaubte, daß ich ihnen Ehre machen würde durch meine Ungeschliffenheit. Diese Phrase hat sie alle herzlich lachen machen und ihnen geschmeichelt, als sie sie verstanden hatten. Die Wiener mögen es lieber anders haben. Aber auch sie haben sich so behelfen müssen, indessen sind einige darunter, zwei, die richtige Charles Maurice sind und mir beständig grollen.

Sie haben mir hier das Versprechen abgenommen, wiederzukommen und hier Fausts Verdammnis aufzuführen, sobald das

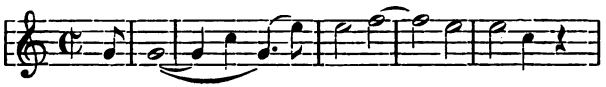
Stück in Paris gegeben worden ist. Ich habe noch vier große Sätze zu machen, ehe es fertig ist.

Man schreibt mir Briefe über Briefe, daß ich nach Braunschweig kommen soll. Das Konzert ist schon angekündigt und ich werde am 21. dort sein. Lebe wohl; viele Grüße an alle anderen. Ich schauderte bei den Einzelheiten dieser unglaublichen Affaire von David.[1] Der Artikel von Duchesne in den Débats war schrecklich in seiner kühlen Unparteilichkeit. Aber welch eine Idee auch, den Sinai besteigen zu wollen, wenn man kurz von Atem ist; und die Gesetzestafeln tragen zu wollen, wenn die Armkraft dazu nicht ausreicht! ... Der Gegenstand war nichts für ihn. Ich mache Dir über sein Sujet dieselbe Bemerkung, die Du in Deinem letzten Briefe an mich richtetest: Sage nicht, daß ich Dir nichts darüber geschrieben hätte.

Nochmals lebe wohl. Ich bin etwas müde von all dem Geschrei, von all den Umarmungen und von all den vollen Gläsern von gestern. Aber ich verspreche mir von der Aufführung von Romeo ein unendliches Vergnügen und gestehe das auch ganz offen ein, wie gewisse Akademiker es tun. — Man singt hier sogar auf den Straßen Melodien aus la Fantastique (l'Idée fixe und le Bal). Sie haben aus einzelnen Stellen dieser Symphonie eine Art von musikalischen Gassenhauern gemacht. Wenn man einer Frau begegnet, so bedeutet

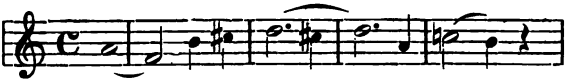


daß sie frech und gemein aussieht,



will sagen, daß sie reizend ist,

[1] Die erste Aufführung von Moses am Sinai, Oratorium von Félicien David, aufgeführt in der Opéra am 21. März 1846.



will sagen, daß man traurig und unruhig ist.

Mein drittes und letztes Konzert findet morgen abend statt. Im ganzen das sechste, welches ich diesen Winter bei meinen beiden Besuchen hier gegeben habe.

XXXIV.

An Joseph d'Ortigue.

Paris, 26. August 1847.

Dein Brief ist mir von meiner Schwester hierher zurückgeschickt worden. Dank der Zerfahrenheit und den Intriguen in der Opéra habe ich Paris noch nicht verlassen.

Ich bin jetzt aber frei und kann nach La Côte abreisen. Ich habe kürzlich ein Engagement für London unterzeichnet, welches ungleich vorteilhafter ist als das, was man mir Schimpfes halber hier anbot.[1] Ich habe daher den Herren Direktoren der Opéra ihr Wort zurückgegeben und den Vorschlag, die Direktion des Orchesters zu übernehmen, angenommen, welchen mir Jullien, der Direktor des Drury-Lane-Theaters, gemacht hat. Er gibt mir dafür zehntausend Franken, und weitere zehntausend, um in vier Konzerten meine Musik zur Aufführung zu bringen. Außerdem hat er mich engagiert, eine Oper in drei Akten für das zweite Jahr zu schreiben. In London werde ich nur vier Monate im Jahr zu tun haben. Du siehst, da gab es kein Zögern, und ich habe definitiv zu Gunsten des perfiden Albion auf das schöne Frankreich verzichten müssen.

Ich schreibe noch einen Brief für die Débats und reise dann

[1] Diese Angelegenheit ist ausführlich in dem Kapitel LVII der Memoiren mitgeteilt.

nach La Côte. Der erste über Wien ist vorgestern erschienen. Die über Rußland adressiere ich an Dich, das ist abgemacht.

Ich bin darauf gefaßt, ziemlich viel aushalten zu müssen durch die Unterhaltungen in La Côte, Vienne und Grenoble. Aber ich bin seit langer Zeit dagegen gestählt und werde hoffentlich diese neue Probe ehrenvoll bestehen.

Nach dem was Du mir erzählst, sehe ich übrigens, daß wir in der Dauphiné noch weniger verbauert sind, als in der Provence. Man beschäftigt sich sogar stark mit moderner Literatur — natürlich um sie herabzuwürdigen. Man ist jetzt bei Voltaire; aber man liest doch schließlich, wie an den Ufern der Garonne.

Man liest, man schwätzt, man redet Unsinn,
Man „schmackt" auch „ab" wohl eine Weile . . .

Das Wort „abschmacken" muß in die Sprache aufgenommen werden.

Wenn ich bald nach La Côte abreise, so kann ich Dich vielleicht in Avignon besuchen, da Du doch erst im Oktober zurückkommst.

XXXV.

Herrn Tajan-Rogé.[1]

London, 10. November 1847.

Mein lieber Rogé,

Es wäre sehr unrecht von mir gewesen, auf Ihren liebenswürdigen Brief noch nicht geantwortet zu haben, wenn nicht die unendlich vielen Scherereien, in die ich hier bei meiner Rückkehr nach Paris geraten bin, zu meiner Entschuldigung dienten. Sie haben keine annähernde Vorstellung von meinem Leben in dieser infernalischen Stadt, die das Zentrum der Kunst sein will. Schließlich bin ich davon gegangen. Ich bin jetzt in England in einer unabhängigen Stellung (was die finanzielle Seite betrifft), und zwar ist es eine solche, die mein Ehrgeiz gar nicht zu erstreben gewagt hätte. Ich bin mit der Leitung des Orchesters der großen englischen Oper

[1] Tajan Rogé war Mitglied des kaiserlichen Theaters in St. Petersburg.

beauftragt, welche in einem Monat in Drury-Lane eröffnet wird. Außerdem bin ich für vier Konzerte engagiert, die ausschließlich für meine Werke bestimmt sind, und drittens soll ich für die Saison von 1848 eine Oper in drei Akten schreiben. Die englische Oper wird in diesem Jahr nur drei Monate dauern und eine nur sehr unvollständige Sängertruppe haben, weil sie in großer Eile zusammengesetzt ist und ein unglücklicher Zufall uns der Mitwirkung von Pischek (ausgezeichneter deutscher Künstler, auf den wir gerechnet hatten) berauben wird. Der Direktor ist zu allen Opfern bereit und rechnet erst auf das zweite Jahr. Andrerseits sind die Chöre und das Orchester glänzend. Mit meinen Konzerten beginnen wir erst im Januar; ich glaube, daß sie gut ausfallen werden. Jullien (der Direktor) ist ein Mann von Kühnheit und Intelligenz, der London und die Engländer besser kennt als sonst irgend jemand. Er hat schon sein Glück gemacht und hat sich in den Kopf gesetzt, auch das meinige zu machen. Ich lasse ihn gewähren, weil er zu diesem Zwecke nur solche Mittel anwendet, welche die Kunst und guter Geschmack billigen werden. Aber das rechte Vertrauen fehlt mir ... Ich hatte die Freude, Ihre Frau Gemahlin in Paris zu sehen. Sie ist ohne Zweifel wieder bei Ihnen. Ich habe Ihren Freund bei Alfred de Vigny vorgestellt, der ihn aufgefordert hat, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen, und sich in allen literarischen Angelegenheiten, wo er ihm nützlich sein könnte, seines Einflusses zu bedienen.

Sie wünschen Notizen über mich für Ihre Broschüre. Ich weiß aber wirklich nichts Weiteres als das, was ich Ihnen schon mitgeteilt habe. Wir Künstler haben es immer schlechter und schlechter, weil die Kunstleitung immer schlechter wird. Da haben Sie aber noch eine Anekdote, die Sie vielleicht für Ihre Arbeit verwenden können. In der letzten Zeit der Direktion Pillet wurden die Generalproben immer zahlreicher für die neuen Werke, ohne daß es für die gute Ausführung gerade nötig gewesen wäre. Als die Musiker sich darüber beklagten, antworteten ihnen Habeneck und Tulou schließlich, da sie den Grund dieses Zuwachses an Arbeit sehr gut kannten: „Applaudieren Sie doch einmal der Frau X ...! Sehen Sie denn nicht, daß sie wütend ist über Ihr Stillschweigen?

So lange sie nicht in der Probe einen Beifallserfolg hat, Beifall vom Orchester, wird sie Sie wie die Galeerensträflinge arbeiten lassen!“ Wirklich entschloß sich das Orchester, um der Sache ein Ende zu machen, ihr am nächsten Tage einen großartigen Beifall zu spenden. Die Diva war zufrieden, fand daß die Sache schon ganz gut gehe, und daß man schon die erste Aufführung ankündigen könne. Was sagen Sie zu einem solchen System der Enthusiasmuserregung?[1] Die Oper ist jetzt befreit von der Frau X . . ., aber Gott weiß, ob sie deshalb weniger schlecht fährt. Alle Welt glaubt, daß es gerade noch eben so ist wie unter Pillet. Duponchel und Roqueplan verstehen nicht mehr davon als er und sind überdies Gegner jeder musikalischen Tendenz. Die Folgen sind leicht vorauszusehen. Ich war nahe daran, in diese abscheuliche Verwaltung als Direktor der Choraufführungen einzutreten, aber das Glück hat es gewollt, daß ich noch zu rechter Zeit umkehren konnte ohne dadurch etwas zu verlieren. Ich wollte in Rücksicht auf die Direktoren eine freundschaftliche Stellung zu dem Hause beibehalten, bin aber froh, das jetzt meinem Nachfolger beim Journal des Débats ganz überlassen zu können. Ich werde meine Feuilletons erst wieder bei meiner Rückkehr nach Frankreich im März oder noch später aufnehmen. Ich werde fünf oder sechs Monate in jedem Jahr eine schöne Mußezeit haben. Ich bin hier auf sechs Jahr engagiert. Ich werde in diesem Winter in London nur die Fortsetzung meiner Briefe über meine musikalischen Ausflüge veröffentlichen. Sie haben vielleicht die drei ersten über Wien und Pest gelesen. Ich werde jetzt Briefe über Prag und Rußland schreiben. Ich denke lebhaft und gern an Petersburg zurück und gestehe, trotz Ihres dringenden Wunsches von dort fortzukommen, daß ich mit großer Freude dahin zurückkehren würde. Bringen Sie mich allen dortigen Künstlern, Ihren Kameraden, die mich so warm unterstützten, in Erinnerung, namentlich bei der Familie Mohrer, der Frau Merß, dem ausge-

[1] Die Echtheit der Anekdote können wir nicht verbürgen; sie sieht nach einem musikalischen Cancan aus. Auch müssen wir sagen, daß es uns unmöglich ist, die Verantwortlichkeit für die Ansichten Berlioz' zu übernehmen, die fast immer gewaltsam und manchmal sogar ungerecht sind (Notiz des Herausgebers).

zeichneten Cavos und Romberg (dem ich nächstens schreiben muß), vor allen auch Guillou, diesem wahrhaften Künstler, der so herzlich, intelligent und hingebend ist, daß ich glücklich bin, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Sagen Sie ihm, er möge die Trennung von Paris nicht zu sehr bedauern; er würde vor verhaltenem Zorn ersticken, wenn er jetzt dort leben müßte.

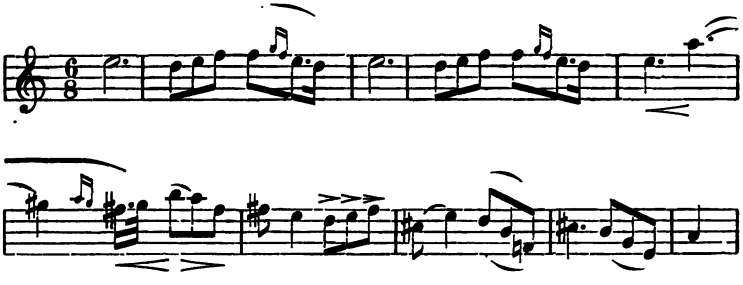
Desmarets ist sehr empfänglich dafür gewesen, daß Sie sich seiner erinnert haben. Ich sage Ihnen das, weil er es Ihnen ohne Zweifel nicht gesagt haben wird; er ist zu sehr Pariser, um sich das Ihnen gegenüber merken zu lassen. Seine Stellung bei der Oper ist besser geworden ohne gerade ausgezeichnet zu sein, und wenn ich ihn hier passend unterbringen könnte, so würde er mir gern folgen, wie er mir gesagt hat. Ich würde in jeder Hinsicht glücklich darüber sein, aber die Chancen liegen nicht sehr zu unseren Gunsten. Alles ist besetzt und gut besetzt.

Ich bin allein nach London gekommen, Sie können sich wohl denken warum. Übrigens hatte ich auch eine gewaltige Sehnsucht nach Freiheit, die mir bisher überall gefehlt hat. Es war nicht nur ein Staatsstreich nötig, sondern sehr viele, um sie wiederzuerlangen. Indessen wird die Vereinsamung, in der ich den größten Teil meiner Zeit zubringe, bis wir unsere großen Proben begonnen haben, mir ganz seltsam vorkommen.

Ich bin nun einmal dabei, Ihnen allerlei vertrauliche Dinge zu berichten; glauben Sie wohl, daß ich mich in Petersburg verliebt habe und zwar in eben so ernster wie grotesker Weise? ... (Ich sehe Sie schon mit vollem Orchester in Lachen ausbrechen und zwar in Dur! ... Nur zu, nur zu! Tun Sie sich keinen Zwang an.) ... Ich fahre nun fort. — Es war eine poetische, gewaltige und völlig unschuldige (ohne Kalauer) Liebe zu einem jungen (nicht allzu jungen) Mädchen, die zu mir sagte: „Ich werde Ihnen schreiben“ und die von dem Drängen ihrer Mutter, sie zu verheiraten sprach und hinzufügte: „Was für eine Plage!“ Wie viel Spaziergänge haben wir nicht miteinander in den entlegenen Vierteln von Petersburg und in die Felder hinaus von neun bis elf Uhr abends gemacht! Welch bittere Tränen habe ich nicht vergossen, wenn sie zu mir, wie Margarete zum Faust, sagte: „Mein Gott,

ich begreife gar nicht, was Sie an mir finden können ... ich bin nur ein armes Mädchen, das tief unter Ihnen steht ... es ist gar nicht möglich, daß Sie mich so lieben, usw. usw. .... Und doch war es eben so möglich als wahr, und ich glaubte, daß ich vor Verzweiflung sterben müßte, als ich mit der Post aus Petersburg abreiste und an dem Grand-Théâtre vorüber fuhr. Noch mehr, ich war geradezu krank in Berlin, als ich keinen Brief von ihr vorfand. Sie hatte mir doch sicher versprochen, daß sie schreiben würde. Ohne Zweifel ist sie jetzt verheiratet. Ihr Bräutigam, der am Abend meines ersten Konzertes abreiste, wird seit langer Zeit zurückgekehrt sein.

O Gott! ich sehe uns noch eines Abends beim Sonnenuntergang am Ufer der Newa ... Welch ein Sturm der Leidenschaft! Ich preßte Ihren Arm gegen meine Brust; ich sang ihr die Stelle aus dem Adagio von Romeo et Juliette vor:



Ich hatte alles, was ich nur irgend konnte, versprochen und angeboten ... und ich habe nicht einmal zwei Zeilen seit meiner Abreise erhalten. Ich bin nicht einmal sicher, daß sie es gewesen ist, die mir aus der Ferne ein Lebewohl zuwinkte, als ich den Wagen zur Post bestieg! ... Leben Sie wohl. Sie wenigstens werden mir sicher schreiben.

XXXVI.

An Auguste Morel.

London, 31 November (1847.) Harley-Street, 76.

Mein lieber Morel,

Jullien hat mich beauftragt, Ihnen vertraulich zu schreiben, um zu erfahren, wie es sich eigentlich mit dem Erfolg der Oper von Verdi[1] verhält. Es kommt nicht auf den Wert des Werkes an, es ist eine Direktionsfrage, die ich Ihnen übermittele.

Wir werden nicht vor acht Tagen eröffnen. „Lucia von Lammermoor", mit Frau Gras und Reeves, wird sich meiner Meinung nach schon machen. Reeves hat eine hübsche natürliche Stimme und singt auch so gut wie es bei dieser schrecklichen englischen Sprache möglich ist.

Der Bariton Withworth ist weniger gut. Wir erwarten jeden Tag, daß Staudigl kommt. Inzwischen wird die Oper von Balfe vorbereitet. Das Orchester ist vorzüglich und abgesehen von einem kleinen Mangel im Klang der Blasinstrumente kann man kaum etwas Besseres finden. Wir hatten 120 Choristen, die auch sehr gut sind. Alle Welt hat mich sehr freundlich aufgenommen an dem Tage, an welchem Jullien in einem seiner Konzerte die „Aufforderung zum Tanze" spielen ließ. Das Orchester bereitete mir eine Ovation und das Publikum verlangte die Wiederholung des „Weberschen" Stückes. Dann haben wir auch viele französische, deutsche und italienische Künstler, die mich schon kennen und ~~mir ganz ergeben~~ sind, z. B. Tolbeck, Rousselot, Sainton, Piatti, Eisenbaum, Beauman usw. Ich werde meine Konzerte erst im Januar beginnen.

Möchten Sie wohl die Güte haben bei Th. Gautier vorzusprechen, Villa Beaujon, Avenue Byron, Nr. 14, (verzeihen Sie die Lauferei) und ihn um Antwort bitten auf einen Brief, den ich ihm vor vierzehn Tagen geschrieben habe. Es handelt sich nur um ein Ballett, welches Jullien sofort von ihm für Frl. Fuoco verlangt, und das von Coralli dem älteren inszeniert werden soll. Jullien will sofort

[1] „Jerusalem", Oper, die im November 1847 in der königlichen Musikakademie in Paris aufgeführt wurde.

wissen, ob Gautier es übernehmen will, zu welchen Bedingungen und ob er das Manuskript vor dem 15. Dezember liefern kann.

Ich bitte Sie, übernehmen Sie diese Besorgung. Tausend Grüße an Desmarets. Ich langweile mich ganz schrecklich in der hübschen Wohnung, die mir Jullien gegeben hat. Ich habe indessen, seitdem ich hier bin, viele Einladungen erhalten und Ihr Freund Grimblot hat die Güte, mich oft zu besuchen. Er hat mich in seinem Klub aufnehmen lassen. Aber Gott weiß, was man an Vergnügen in einem englischen Klub finden kann. Macready hat mir zu Ehren vor acht Tagen ein großes Diner gegeben. Er ist ein reizender Mensch und durchaus nicht anspruchsvoll in seinem Heim. In den Proben ist er schrecklich strenge, aber er hat recht darin. Ich habe ihn kürzlich in einer neuen Tragödie gesehen, „Philipp von Artevelde"; er ist vorzüglich und hat das ganze Stück in einer neuen, wahrhaft außerordentlich guten Weise in Szene gesetzt. Niemand versteht es so, wie er, die Volksmassen zu gruppieren und Bewegung hinein zu bringen. Es ist bewundernswert.

XXXVII.

An denselben.

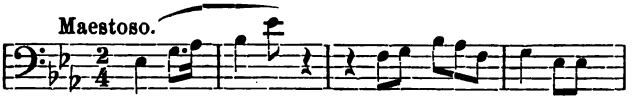
London, 8. Dezember (1847.)

Lieber Morel,

Immer neue Aufträge für Sie . . . Haben Sie doch die Freundlichkeit, nach Empfang dieses Briefes zu meinem Stecher Parent, Rue Rochechouart 43, zu gehen und ihm zu sagen, er möge mir sofort mit Schnellpost die Stimmen für Blasinstrumente, Harfe und Pauke zum Harold in zwei Exemplaren schicken, wie ich ihm in einem Billett, das er in Händen hat, schon geschrieben hatte. Ferner das lose Blatt der Bratschen, worin ein Fehler war, den er verbessern sollte; ferner die fehlerhaften Exemplare, die ich ihm aus London zurückgeschickt habe. Ich muß durchaus die Verbesserungen prüfen. Überdies, wenn er mir nicht einen beliebigen Probeabzug der Partitur schicken kann, so soll er mir das Manuskript zurückschicken. Ich bitte Sie recht sehr, sich genau darum zu kümmern, auf welche

Weise das alles an mich befördert wird, denn Sie können wohl denken, daß ich Ihre Partitur nicht verlieren möchte.

Ich kann Ihnen jetzt mitteilen, daß die Eröffnung unserer großen Oper einen außerordentlichen Erfolg gehabt hat. Die ganze englische Presse ist einstimmig in ihrem Lob. Frau Gras und Reeves, der Tenor (in Lucia) sind vier oder fünfmal unter Beifallssturm herausgerufen worden. Und wahrlich, beide haben es auch verdient. Reeves ist für Jullien eine unbezahlbare Entdeckung. Er hat eine schöne Stimme, die wahrhaft vornehm nnd sympathisch im Ausdruck ist. Er ist ein vorzüglicher Musiker, hat ein sehr ausdrucksvolles Gesicht und spielt mit dem ganzen Feuer eines echten Irländers. Als ich ins Orchester trat, wurde mir vom Hause ein sehr freundlicher Empfang bereitet. Wir spielten zu Anfang die schöne Leonorenouvertüre Nr. 1 von Beethoven, und zwar vorzüglich. Das große Sextett in Des aus Lucia, womit der zweite Akt beginnt, wurde vom Publikum da capo verlangt, in gleicher Weise heute bei der zweiten Aufführung der Chor in Es aus dem dritten Akt.



Die Engländer sind ganz starr vor Staunen, in einem englischen Theater diese Masse von hundertundzwanzig Choristen und ein so schönes Orchester zu hören, auch einen solchen Tenor und eine solche Primadonna zu haben. Nur das Ballett ist miserabel, aber wir werden in einiger Zeit ein besseres bekommen.

Ich werde mit den Proben zu meinen Symphonien anderthalb Monate im voraus beginnen, sobald ich nur die Orchesterstimmen und die Partitur zum Harold bekommen habe.

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich Ihnen in dieser Sache so viel Lauferei bereite, aber ich wage mich auf niemand anders zu verlassen, als auf Sie.

XXXVIII.

An denselben.

London, 14. Januar 1848.

Mein lieber Morel,

Ihr Brief hat mich sehr gefreut, ich danke Ihnen bestens. Wenn ich nicht irre, so hat er sich mit meinem letzten Briefe an Sie gekreuzt, denn Sie schreiben mir in dem Ihrigen nichts von den Zeitschriften, nach denen ich sie fragte, auch nichts von Erkundigungen, welche ich Sie über einen von mir an Brandus erteilten Auftrag einzuziehen bat. Brandus hat mir noch nicht geschrieben. Ich arbeite hier, wie ein Pferd in der Mühle, jeden Tag von Mittag bis vier Uhr muß ich die Proben und abends die Oper von sieben bis zehn Uhr dirigiren. Erst seit vorgestern haben wir keine Proben mehr und ich beginne mich von einer Grippe zu erholen, die mich plagte und die ich mir durch Anstrengung und Zugluft im Theater geholt habe. Sie haben ohne Zweifel schon Kunde von der entsetzlichen Lage, in welche Jullien geraten ist und in die er uns alle mit hineingezogen hat. Es kommt indessen darauf an, seinen Kredit in Paris so wenig wie möglich zu schädigen; sprechen Sie mit niemandem über das, was ich Ihnen jetzt mitteilen werde. Nicht das Unternehmen im Drury-Lane-Theater hat sein Vermögen vernichtet, er war schon vor der Eröffnung ruiniert; er hatte ohne Zweifel auf starke Einnahmen gerechnet, die ihn herausreißen sollten. Jullien ist immer noch derselbe Tor, wie Sie ihn früher gekannt haben. Er hat nicht die geringste Idee von den Erfordernissen eines lyrischen Theaters, ebensowenig von den augenscheinlichen Erfordernissen für gute musikalische Aufführungen. Er hat sein Theater eröffnet ohne auch nur eine einzige Partitur zu besitzen, mit Ausnahme der Oper von Balfe, die wir noch dazu haben kopieren lassen müssen; wir sind ganz und gar abhängig von dem guten Willen der Lumleyschen Agenten, welche uns die Orchesterstimmen der italienischen Opern, die wir aufführen, leihen. Jullien macht in diesem Augenblicke eine Rundreise in der Provinz und verdient viel Geld mit Promenade-Konzerten. Das Theater macht jeden Abend ganz gute Geschäfte und schließlich, nachdem er uns dazu

gebracht hatte, mit dem dritten Teil unserer Gehalte zufrieden zu sein, bezahlt man uns jetzt gar nichts. Man bezahlt nur jede Woche die Choristen, das Orchester und die Handwerker, damit das Theater nicht geschlossen werden muß. Inzwischen hat Jullien vor vierzehn Tagen seine Musikalienhandlung in Regentsstreet für ungefähr zweimalhunderttausend Franken verkauft ... und doch kann ich keine Bezahlung bekommen, ebenso die Hauptdarsteller, der Dekorationsmaler, die Gesang- und Ballettmeister, der Dekorationschef, alle Welt ist in derselben Lage, wie ich .... Können Sie das begreifen?

Und doch beteuert er, daß wir nichts verlieren würden, so geht es immer weiter, und das Publikum kommt noch immer gerne. Aber in London hat Jullien allen Kredit verloren .... Mein Konzert ist noch immer für den 7. Februar angekündigt. Ich habe in diesen Tagen keine weiteren Proben veranstalten wollen. Ich werde nächsten Donnerstag wieder damit anfangen. Wir haben jetzt die Hoffnung, daß das Theater nicht geschlossen zu werden braucht, dank einer Anleihe, die ein Musikverleger dem Herrn Gye, dem Vertreter von Jullien gewährt hat.

Wenn Jullien mich bei seiner Rückkehr nicht bezahlt, so will ich versuchen eine Vereinbarung mit Lumley zu treffen und Konzerte in Her Majesty's Theatre geben. Es ist hier jetzt eine sehr gute Stellung für mich durch den Tod des armen Mendelssohn frei geworden. Alle Welt sagt mir das vom Morgen bis zum Abend, die Presse sowohl wie die Künstler sind mir sehr günstig gestimmt. Schon nach den zwei Proben, die ich zum Harold und Carnaval romain sowie zu den beiden Teilen von Faust gehalten habe, haben sie Augen und Ohren weit aufgesperrt. Ich habe Grund anzunehmen, daß ich mir hier eine schöne Stellung machen kann. Was Frankreich betrifft, so denke ich nicht mehr daran; Gott behüte mich davor, daß ich solchen Versuchungen nachgebe, wie Sie in Ihrem letzten Briefe mir nahe legten, in Paris im April ein Konzert zu geben. Wenn ich jemals Geld genug hätte, um meinen Freunden in Paris ein Konzert zu geben, so würde ich es tun, aber halten Sie mich nicht für so einfältig, daß ich auf ein Publikum rechnen würde, um die Auslagen zu decken. Ich werde nicht aufs neue an seine Aufmerksamkeit appellieren, um nichts als Gleichgültigkeit

zu ernten und das Geld, welches ich mit so viel Mühe auf meinen Reisen verdiene, zuzusetzen. Das wird ein großer Kummer für mich sein, denn die Sympathien meiner Freunde in Frankreich sind mir immer das Allerteuerste. Aber die Erfahrung lehrt es: Wenn ich den Eindruck vergleiche, den meine Musik auf die verschiedenen Zuhörer in Europa gemacht hat, so muß ich zu dem Schlusse kommen, daß das Publikum in Frankreich sie am wenigsten zu würdigen weiß. Habe ich wohl je in Paris bei meinen Konzerten Leute aus der guten Gesellschaft, Männer und Frauen, ergriffen gesehen wie in Deutschland und Rußland? Haben sich Prinzen von Geblüt für meine Kompositionen in solchem Grade interessieret, daß sie um acht Uhr Morgens aufstanden und in meine Proben kamen, wie in Berlin die Prinzessin von Preußen? Bin ich jemals aufgefordert worden, auch nur in der geringsten Weise an den Hofkonzerten teil zu nehmen? Ist die Gesellschaft des Konservatoriums oder sind wenigstens ihre Leiter mir nicht geradezu feindlich gesinnt? Ist es nicht auffällig, daß man in diesen Konzerten Werke von jedem, der nur in der Musik einen Namen hat, aufführt, nur nicht die meinigen? ... Ist es nicht verletzend für mich, anzusehen, wie die Opéra immer wieder zu musikalischen Salbadern ihre Zuflucht nimmt, und daß ihre Direktoren eine Voreingenommenheit gegen mich zeigen, die ich mich schämen würde zu bekämpfen, wenn ihnen die Hände gebunden wären. Wird die Presse nicht immer niederträchtiger von Tag zu Tag? Sehen wir dort jetzt (mit seltenen Ausnahmen) etwas anderes, als Intrigen, schmähliche Abmachungen und Unfähigkeit. Haben selbst solche Leute, die ich so oft durch meine Feuilletons verpflichtet und unterstützt habe, mir jemals die geringste wirkliche Dankbarkeit gezeigt? Oder glauben Sie, daß ich mich von einer Menge von Leuten düpieren ließe, die nur deshalb ein beflissenes Lächeln zeigen und die ihre Krallen und Zähne nur darum verbergen, weil sie wissen, daß ich auch zugreifen und mich verteidigen kann? .... Nichts erblicke ich als Unverstand, Gleichgültigkeit, Undank und Schrecken ... Das ist mein Los in Paris. Und wenn noch wenigstens meine Freunde dort glücklich wären! Aber weit entfernt, Ihr seid fast alle geknechtet, durch Eure Stellungen

eingeengt und behindert; ich kann für Euch nichts tun und Eure Anstrengungen für mich sind ebenso machtlos.

Frankreich ist daher auf meiner musikalischen Karte ausgestrichen, und ich bin entschlossen, so viel als möglich meine Augen und meine Gedanken von dort wegzuwenden. Ich bin heute auch nicht etwa melancholisch gestimmt, habe keinen Spleen. Ich spreche zu Ihnen mit ganz kaltem Blute und in völliger Geistesklarheit. Ich sehe nur die Dinge wie sie sind. Ich hege nur das lebhafteste Bedauern, daß ich bei meiner immer häufigeren Abwesenheit von Paris Sie nicht mehr sehe, daran werden Sie gewiß nicht zweifeln. Sie wissen wie hoch ich Ihr richtiges Urteil, Ihre Seelengüte und Ihre Liebe zur Kunst schätze, die Sie so oft bewiesen haben. Seien Sie nicht böse, daß ich Ihnen so offen mein nationales Glaubensbekenntnis ablege.

XXXIX.

An Alexis Lwow.[1]

London, 29. Januar 1848.

Mein lieber General,

Ein Kranker schreibt an Sie. Darum schelten Sie nicht zu sehr über die verspätete Antwort.

Es tut mir leid, daß Sie angenommen haben, die Veröffentlichung meines Briefes über die „Undine" sei mir unangenehm gewesen. Er enthält nichts, zu dessen Geheimhaltung ich Grund gehabt hätte. Zunächst lassen Sie mich Ihnen meine Freundschaft für Sie ausdrücken, dann meine Hochachtung für Ihr seltenes Talent und endlich eine

[1] Verfasser der russischen Nationalhymne, während fünfundzwanzig Jahren Direktor der kaiserlichen Sängerkapelle am Petersburger Hof, ausgezeichneter Geigenspieler, Autor der Oper „Undine", von der im Briefe die Rede ist. Diese Oper wurde zuerst 1846 in Wien in deutscher Sprache, und 1848 in Petersburg in russischer Sprache aufgeführt. Wir verdanken den Brief an Lwow und überhaupt die an russische Persönlichkeiten gerichteten Briefe der Güte des Herrn Wladimir Stassow, der eine hohe Stellung an der öffentlichen kaiserlichen Bibliothek von Petersburg einnimmt.

Bemerkung über die Mangelhaftigkeit der Tenöre, der wir meistens ausgesetzt sind, wir, die unglücklicherweise intelligente Leute mit einer guten Stimme suchen. Meine spöttischen Bemerkungen darüber verschaffen mir natürlich einige weitere Dutzend intimster Feinde. Aber darum kümmere ich mich nicht, eben so wenig wie um eine komische Oper, über die ich kein Feuilleton zu schreiben habe. Ich freue mich sogar darüber. Ich mag es gern, wenn diese Kretins mich verabscheuen; damit geben sie mir das Recht, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

A propos der Kretins, wenn Sie nur wüßten, in welchen Kretinismus ich hier geraten bin! . . . Aber Gott, der den Direktor dieses Unglückstheaters zu dirigieren hat, weiß es! . . . Stellen Sie sich vor, das nennt sich hier königliche Musikakademie, englische Große Oper, und was ist seit der Eröffnung geschehen, d. h. seit zwei Monaten: ich habe nichts zu dirigieren, als Donizetti und Balfe, Lucia, Linda di Chamounix, the Maid of Honour. Wir hatten ein vorzügliches Orchester; der Direktor hat die Blüte davon ausgesucht und mit sich genommen auf seiner Provinzrundreise, wo er volkstümliche Konzerte gibt, und wir müssen uns mit dem begnügen, was er nicht haben wollte, und sehen, wie wir damit fertig werden.

Ich höre wie über die Musik räsoniert wird, über das Publikum, über die Künstler, daß Ihre vier Geigensaiten vor Wut darüber platzen würden, wenn sie das anhören müßten; ich muß Sängerinnen ertragen, bei denen die Haare Ihres Geigenbogens sich krümmen und zerreißen würden.

Man hat mich auch für vier Konzerte engagiert; das erste gebe ich in acht Tagen, am 7. Februar. Wir haben noch nicht einmal ein vollständig besetztes Orchester in den Proben gehabt. Diese Herren kommen, wenn es ihnen beliebt und gehen wieder ihren Geschäften nach, die einen in der Mitte, die andern nach dem ersten Viertel der Probe. Am ersten Tage hatte ich gar keine Hörner, am zweiten hatte ich drei, am dritten hatte ich zwei, welche nach dem vierten Stück fortgingen. Da sehen Sie, das versteht man in diesem Lande unter Subordination. Nur die Choristen sind mir ergeben, fast ebenso wie die in Petersburg . . . Oh! Rußland!

und seine von Herzen kommende Gastlichkeit, seine literarischen und künstlerischen Sitten, die Organisation seiner Theater und seiner Kapelle, diese präzise, klare, unbeugsame Organisation, ohne die man in der Musik, wie überhaupt in vielen andern Dingen nichts Gutes und Schönes ausrichten kann, wer bringt mir die zurück? Warum sind Sie so weit entfernt? . . .

Ich bin seit fünf Tagen krank und bettlägerig an einer heftigen Bronchitis; Zorn, Widerwille und Kummer sind daran Schuld. Und doch wäre hier viel zu machen; das Publikum ist aufmerksam, intelligent und hat für ernste Sachen Neigung und richtiges Verständnis.

Ich habe das letzte Oratorium dieses armen Mendelssohn (Elias) gehört. Es ist ganz großartig und von einer unbeschreiblichen harmonischen Fülle und Pracht. Ich hoffe daß die Besorgnisse, von denen Sie mir schrieben, geschwunden sind und Ihre Frau Gemahlin jetzt völlig wieder hergestellt ist. Bringen Sie Ihr gütigst meine ehrerbietigsten Huldigungen dar. Sie fragen mich, wo ich den Sommer verleben werde; ich weiß es noch nicht. Doch ist es wahrscheinlich, daß ich nach Nizza gehe, wie ich es meistens nach einem strengen Winter getan habe. Auf alle Fälle wird man Ihnen in Paris sagen, wo ich bin. Ich bitte Sie daher, unterlassen Sie nicht, mich aufzusuchen und richten Sie es so ein, daß ich Sie finde; ich würde mich sehr freuen, Sie zu sehen . . .

Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie mit Sr. Majestät über mich gesprochen haben und mir noch die Hoffnung offen lassen, daß ich mich eines Tages bei Ihnen niederlassen könnte. Ich will mir diese Idee nicht in den Kopf setzen; alles hängt vom Kaiser ab. Wenn er wollte, so würden wir aus Petersburg in sechs Jahren den Mittelpunkt der musikalischen Welt machen.

Ich habe gar keine Nachrichten von den Grafen Wielhorsky. Ich habe an den Grafen Michael geschrieben, er hat mir aber nicht geantwortet. Die Besorgnis, daß er aus meinen Briefen eigennützige Zwecke entnehmen könnte, hindert mich, ihm aufs neue zu schreiben; ich habe die größte Furcht, daß man mich für einen Bittsteller halten könnte! . . . Und doch, Gott weiß, welche lebhafte Erkenntlichkeit ich mir bewahrt habe für alle Güte,

welche der eine wie der andere mir im vorigen Jahre erwiesen haben!

Heute abend wird in Drury-Lane Linda di Chamounix gespielt. Zum Glück bin ich krank und dirigiere nicht. Ich will versuchen zu schlafen, wie man in einem wohlverschlossenen Zimmer schläft, wenn man hört, wie draußen der Regen herniederströmt.

XL.

An Auguste Morel.

London, Sonnabend 12. Februar 1848.

Lieber Morel,

Ich kann erst heute Zeit finden, an Sie zu schreiben. Mein Konzert hat am letzten Montag stattgefunden und großen Erfolg gehabt. Die Ausführungen waren großartig, schwungvoll, mächtig und präzise. Wir hatten fünf Orchesterproben und achtzehn für den Chor abgehalten. Meine Musik hat auf das englische Publikum wie Feuer auf eine Zündschnur gewirkt. Ich wurde nach dem Konzert herausgerufen. Man hat, wie anderswo auch, eine Wiederholung des ungarischen Marsches und der Szene der Sylphen begehrt. Alles was in London musikalische Bedeutung hat, war an diesem Abend in Drury-Lane und die meisten namhaften Künstler kamen nach dem Konzert, um mich zu beglückwünschen. Sie hatten derartiges gar nicht erwartet; hatten auf eine diabolische, schwer verständliche, harte und reizlose Musik gerechnet . . . — Man muß nur sehen, wie sie jetzt unsere Pariser Kritiker zurichten. Davison selbst hat einen Artikel in den Times geschrieben; man hat ihm freilich die Hälfte gestrichen, weil es an Raum fehlte, indessen hat der Rest doch seine Wirkung getan. Aber ich weiß nicht, was er im Grunde genommen denkt; bei Ansichten wie er sie hat, muß man sich auf alles gefaßt machen. Der alte Hogarth von den Daily News war in einer ganz wunderlichen Aufregung: „Mein Blut ist ganz in Feuer geraten", sagte er mir, „niemals bin ich in einer solchen Weise durch Musik aufgeregt worden." Ich suche jetzt, wie ich mein zweites Konzert veranstalten kann. Da Jullien weder

die Musiker noch die Choristen mehr bezahlt, so wage ich mich nicht der Gefahr auszusetzen, daß sie mich im letzten Augenblick im Stiche lassen. Gestern abend nach der Aufführung des Figaro hat der Abfall begonnen. Die Chöre haben mir angezeigt, daß sie nicht mehr kommen würden. Mein Gehalt geht auch flöten ... Gott weiß, ob ich es jemals erwischen werde.

XLI.

An denselben.

London, 6. März (1848).

Lieber Morel,

Was machen Sie? Warum schreiben Sie mir kein Wort? Wie steht es mit den musikalischen Angelegenheiten? Ich habe Desmarets schon vor acht Tagen darnach gefragt, natürlich hat er mir nicht geantwortet. Man muß gestehen, Paris ist ein recht lieblicher Aufenthalt und man kann von ihm vor allem sagen, wie jener alte Schriftsteller, ich weiß nicht mehr wer: „O meine Freunde! es gibt gar keine Freunde mehr!" Mögen das himmlische und das höllische Feuer sich vereinigen und diese verdammte Stadt verzehren ... Wann werde ich endlich einmal dahin gelangen, nicht mehr daran zu denken, was man dort treibt! ... Ich hoffe, daß wir wenigstens frei werden von den Konzertabgaben; ich hoffe, daß wir keine Subventionen mehr haben werden für unsere dummen lyrischen Theater; ich hoffe, die Direktoren dieser Lokale gehen wieder dahin, woher sie gekommen sind, und zwar aufs schleunigste; ich hoffe, daß es keine Zensur mehr geben wird für Gesangsstücke; ich hoffe endlich, daß wir die Freiheit erlangen, frei zu sein; wenn nicht, dann werden wir eine neue Mystifikation zu ertragen haben.

Was ist aus Bertin geworden? Man sagt, daß er sich verborgen hält ... was wird aus all unsern preziösen Feinden (precious villains), wie Shakespeare sagt?

XLII.

An Joseph d'Ortigue.

76. Harley Street, London, 15. März 1848.

Lieber d'Ortigue,

Schon lange wollte ich Dir schreiben, finde aber heute erst Zeit dazu. Das Leben in London nimmt einen noch viel mehr in Anspruch, als das in Paris; es steht alles im Verhältnis zu der großen Ausdehnung der Stadt.

Ich stehe mittags auf; um 1 Uhr kommen Besucher, Freunde, neue Bekannte, Künstler die sich vorstellen lassen. So verliere ich, mag ich nun wollen oder nicht, drei schöne Stunden. Von vier bis sechs arbeite ich. Wenn ich nicht eingeladen bin, gehe ich dann essen, ziemlich weit vom Hause entfernt. Dann lese ich Zeitungen, darauf kommt die Stunde des Theaters oder Konzerts, ich höre Musik, wie sie sich gerade darbietet, bis halb zwölf. Darauf soupiere ich mit drei oder vier andern Künstlern in irgend einer Taverne und wir rauchen bis zwei Uhr Morgens. Das ist der äußere Verlauf meines Lebens . . . Du kennst so ziemlich den unerwarteten und gewaltigen Erfolg meines Konzerts in Drury-Lane. Es hat in wenig Stunden alle günstigen und feindlichen Prophezeihungen und das Gebäude von Theorien über den Haufen geworfen, was jeder sich nach den bornierten Kritikern des Festlandes über meine Musik hier zurecht gemacht hatte. Gott sei Dank! Die ganze englische Presse hat sich mit außerordentlicher Wärme ausgesprochen und mit Ausnahme von Davison und Gruneisen kannte ich doch keinen der Redakteure.

Jetzt liegt die Sache anders. Die Angesehensten unter ihnen haben mir ihren Besuch gemacht, haben mir geschrieben und wir verkehren häufig und freundschaftlich miteinander. Seit langer Zeit habe ich keine so lebhafte Genugtuung empfunden, als beim Lesen des Artikels im Atlas, den ich Brandus geschickt habe und den er nicht hat übersetzen lassen. Er ist von Holmes, dem Verfasser des „Leben Mozarts", das hier sehr bewundert wird.

Holmes war mit der Meinung ins Konzert gekommen, daß er Härten, Torheiten, Unsinn usw. zu hören bekommen würde.

Ich versichere Dir, Du wärest über diesen großen Sieg ganz glücklich gewesen. Jetzt gilt es, den Feind zu verfolgen und nicht in Capua einzuschlafen. Daß Jullien mich nicht bezahlt hat, weißt Du. Sein Theater ist jetzt ein Reiterzirkus. Die beiden italienischen Theater streiten sich darum, wer am besten die italienischen Meisterwerke aufführt. Gestern abend hat man Attila von Verdi in Her Majesty's gegeben. Nach Attila, merke wohl, wollen die Direktoren ein Shakespearekonzert aufführen, zusammengesetzt aus Romeo, König Lear, Ballade über den Tod Ophelias und den „Sturm". Wir hatten vorgestern eine Konferenz über die Sache, und ich habe ihnen erklärt, ich würde nicht darein willigen diese Aufführung zu organisieren, wenn sie mir nicht vierzehn Tage für die Proben der Gesangstimmen und vier Proben fürs Orchester zusichern würden. Sie beraten nun über die Sache.

Die philharmonische Gesellschaft hat vorgestern mit ihren Sitzungen begonnen. Man hat eine Symphonie von Hesse (Organist in Breslau) aufgeführt, die ziemlich korrekt, kalt und inhaltslos war; eine andere in A von Mendelssohn, bewunderungswürdig, großartig und nach meiner Ansicht einer anderen, ebenfalls in A, die man in Paris spielt, weit überlegen. Das Orchester ist sehr gut, mit Ausnahme einiger Blasinstrumente, und Costa dirigiert ausgezeichnet. Niemand wollte es glauben, daß die Gesellschaft mich noch gar nicht in Anspruch genommen hat für ihre Konzerte, und doch ist es so. Man sagt, daß sie durch die Zeitungen und durch ihren Vorstand dazu gezwungen werden würde. Aber ich werde mich nur mit der größten Vorsicht den Sammetpfoten dieser eigensinnigen alten Leute, welche die Anstalt leiten, anvertrauen. Man findet da nur wieder dieselben Manieren wie im Konservatorium zu Paris.

Ich könnte Dir viel erzählen von diesen kleinen, eitlen Menschen, die von Fieber und Gicht geplagt sind, aber Du kannst es Dir ohnehin schon denken. Übrigens bleibe ich hier, so lange ich kann, denn es gehört Zeit dazu, sich hier Raum und Geltung zu verschaffen. Glücklicherweise sind die Umstände günstig. Früher oder später werde ich diese Position erlangen und sie wird, wie man mir sagt, eine dauerhafte sein. Für meine musikalische Laufbahn

habe ich nur an England oder Rußland zu denken. Seit langer Zeit schon habe ich in bezug auf Frankreich Trauer angelegt und die letzte Revolution hat meinen Entschluß nur noch fester und unabänderlicher gemacht. Unter dem alten Regiment hatte ich schon gegen den Haß, den meine Feuilletons erregten, gegen die Unfähigkeit der Theaterdirektionen und die Gleichgültigkeit des Publikums zu kämpfen; dazu kommt jetzt noch die Menge großer Komponisten, welche unter der Republik zum Vorschein kommen werden, die volkstümliche, philantropische, nationale und wirtschaftliche Musik. In Frankreich sind die Künste tot, die Musik insbesondere beginnt schon in Fäulnis überzugehen, man sollte sie schleunigst begraben! Ich rieche von hier aus schon die Verwesung, die von ihr ausgeht . . .

Zwar zieht es mich noch immer unwillkürlich nach Frankreich, wenn irgend ein glückliches Ereignis in meiner Laufbahn vorkommt; aber das ist nur eine alte Gewohnheit, ein wahres Vorurteil, die ich mit der Zeit ablegen werde.

In musikalischer Hinsicht ist Frankreich nur noch ein Land von Kretins und Lumpen. Man müßte ein arger Chauvinist sein, um das nicht einzusehen. Ist es wahr, daß Perrot seine Stelle verloren hat? Ich weiß nicht, ob man geruht hat, mir meine Stelle als Bibliothekar des Konservatoriums, die mir 118 Franken monatlich eintrug, zu bewahren. Ich habe darüber an den Minister des Innern geschrieben, der hat mir aber natürlich nicht geantwortet.

XLIII.

An Auguste Morel.

London, Montag d. 24. April 1848.

Tausend Dank, lieber Morel, für die Mühe, die Sie sich meinetwegen gemacht haben und für Ihren freundlichen Brief. Es ist ein Glücksfall in diesen Zeiten von seinen Freunden in Paris Antwort zu bekommen . . . Es ist ein wahres Sprichwort: Ein Bündel ist nicht wie das andere. Es gibt Menschen und Menschen.

Schreiben Sie mir nicht, bevor Sie nicht einen zweiten Brief von mir erhalten haben. Ich weiß noch nicht, wo ich wohnen

werde. Ich mußte vor vier Tagen das Haus von Jullien verlassen, eine neue Beschlagnahme im Namen der Königin fand statt für die königlichen Steuern, die er nicht bezahlt hatte.

Vorgestern haben die Londoner Zeitungen den Bankrott von Jullien angekündigt, der wie man sagt, jetzt im Gefängnis sitzt. Ich habe also von ihm nichts mehr zu hoffen.

Die Zeitungen hier beschäftigen sich viel mit mir, aber der Widerstand des Vorstandes der philharmonischen Gesellschaft ist ganz merkwürdig. Es sind alles englische Komponisten, und Costa ist an ihrer Spitze. Da haben sie nun Molique engagiert und spielen neue Symphonien von Hesse und anderen: ich flöße ihnen aber, wie es scheint, einen unüberwindlichen Schrecken ein. Beale, Davison, Rosemberg und einige andere haben sich in den Kopf gesetzt, sie zwingen zu wollen, mich zu engagieren. Ich lasse sie gewähren, wir werden ja sehen. Es ist eine alte Mauer, die umzustoßen ist. Hinter derselben finde ich ein Publikum und eine Presse, die ganz für mich eingenommen sind.

Paris scheint sich ein wenig zu beruhigen. Wollte Gott, daß es Bestand habe und daß die Nationalversammlung eine wahrhafte Vertretung der Nation ist. Dann könnte man allerdings etwas Großes erwarten. Aber Sie können nicht glauben, wie sehr Ihr Geschick, Morel, und das einiger unserer Freunde mich beschäftigt und beunruhigt. Wie können Sie sich nur aus der Affäre ziehen mitten in dieser siegreichen Umwälzung.

XLIV.

An denselben.

London, 16. Mai 1848.

Mein lieber Morel,

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr Ihre Teilnahme mich rührt und die Dringlichkeit mit der Sie auf meine Rückkehr nach Paris bestehen. Ohne alle Bitterkeit bin ich aber doch leider genötigt, Ihnen zu zeigen, daß der Grund, der mich nötigt hier-

zubleiben, das Geld ist. Ich habe noch von Beale[1] den Preis für zwei Stücke zu bekommen, die noch nicht fertig sind, und dann habe ich noch ein Konzert, welches nur geringe Unkosten verursacht, für den 29. Juni vorzubreiten. Wenn ich dabei etwas Geld verdiene, so wird es ein großes Glück sein, während ich sicher bin, in Paris nichts zu verdienen und das wenige was ich hier eingenommen habe, zu verlieren, wenn ich jetzt dorthin gehe. Ich gebe übrigens in London sehr wenig aus; auch werde ich, sobald ich mich überzeugt habe, daß ich hier nichts mehr zu tun habe, nach Paris zurückkehren, und wünsche, wenn ich es auch kaum hoffen kann, daß Sie sich nicht über die Möglichkeiten, die mir übrig bleiben, dort eine musikalische Beschäftigung zu finden, täuschen. Vielleicht haben Marie, Schoelcher, Pyat dann gar keinen Einfluß mehr. Das Terrain ist so beweglich wie der Sand. Was vermögen sie überhaupt. Es handelt sich um Geld. Und niemand hat auch nur genug für die nötigsten Ausgaben. Wo sollte die Republik das Geld hernehmen für den Luxus der Künste. Das muß doch jeder einsehen. Bin ich aber erst einmal mit dem zu Ende, was ich noch habe, so bleibt mir nichts anderes übrig, als in einen Winkel zu kriechen und vor Hunger zu sterben, wie ein verirrter Hund, oder mir den Schädel zu zerschmettern. Man hat noch nichts getan oder gesagt, was ein Argument wäre gegen das, was ich kommen sehe. Aber schließlich, da es hier auch nicht anders sein würde, wenn der Zeitpunkt herankommt, wo ich hier nichts mehr zu tun habe, so kann ich auch eben so gut in Paris zu Grunde gehen, als anderswo.

Leben Sie wohl. Wie es auch werden mag mit meiner schrecklichen Lage und der Gewißheit, daß ich zu viel bin in dieser Welt, so seien Sie doch meiner dankbaren Freundschaft versichert, wie ich gleichfalls auf die Ihrige vertraue.

[1] Musikverleger in London.

XLV.

An Wilhelm Lenz in St. Petersburg.

Paris, 22. Dezember 1848.

Wie? ob ich mich noch erinnere? ... Da müßte ich doch wenig Herz und wenig Gedächtnis haben, wenn ich mich nicht erinnerte! ... Und dann unsre Billardpartien beim Grafen Michael[1], die wir unter so viel Kalauern und Wortgefechten machten! und was haben wir dabei an Zigarren geraucht, Bier getrunken und über Musik debattiert. Nein, mein lieber Herr, ich habe nichts vergessen und bitte Sie, mich auch nicht einmal in Ihren Gedanken so zu verleumden.

Ich hätte Ihnen allerlei Tollheiten geschrieben, wenn der Ton Ihres Briefes nicht etwas traurig wäre. Sie reden darin wie ein Todkranker von den schlimmsten Möglichkeiten. Das hat mich schmerzlich bewegt. Auch ich befand mich unter dem Drucke ähnlicher Befürchtungen als ich einige Tage vor dem Eintreffen Ihres liebenswürdigen Briefes an den Grafen Michael Wielhorsky schrieb und mich erkundigte, wie es ihm gehe. Ich hoffe es geht alles gut bei ihm.

Unsere republikanische Cholera läßt uns jetzt wieder etwas zu Atem kommen. Man macht nicht mehr so viel Klubpolitik. Die Roten zerren an ihren Zügeln. Das allgemeine Stimmrecht hat eine erdrückende Mehrheit für Louis Napoleon gegeben. Die Bauern rechnen schon damit, daß sie nicht mehr lange Steuern zu zahlen brauchen und setzen große Hoffnungen auf die guten Ratschläge, welche der Kaiser seinem Neffen geben wird. Denn man weiß ja was man von dieser Lüge von dem Tode des Kaisers zu halten hat .... Nein, der hat sich nur von den Staatsangelegenheiten zurückgezogen .... Man wird sich auch bald mit der Verteilung der Milliarden beschäftigen, welche Napoleon (der Große) aus seinem Feldzug in Ägypten mitgebracht hat, ein unerschöpflicher Schatz der unter der großen Pyramide vergraben war. Wir werden goldene Tage haben und alles wird in Seide gehen.

[2] Graf Michael Wielhorsky, Oberkellermeister am russischen Hofe, bedeutender Musikliebhaber und Kenner.

Verzeihen Sie den unwürdigen Scherz! Wie muß man bei Ihnen über uns lachen und spotten, über uns, die wir uns das fortgeschrittenste Volk nennen. Sie wissen wohl, Bekassinen nennt man auch fortgeschritten, avancées, wenn sie anfangen zu riechen. Nun der Wille Gottes geschehe! Wie gut von mir, das zu sagen, nicht wahr! Als ob der Wille Gottes nicht ohnehin geschehe.

Denken Sie denn noch an Musik! Sie sind ja Barbaren! Bejammernswert! Anstatt an dem großen Werke der radikalen Abschaffung der Familie, des Eigentums, der Intelligenz, der Zivilisation, des Lebens, der Humanität mit zu arbeiten, beschäftigen Sie sich mit den Werken Beethovens!! Sie träumen von Sonaten! Sie schreiben ein Buch über Kunst[1]!

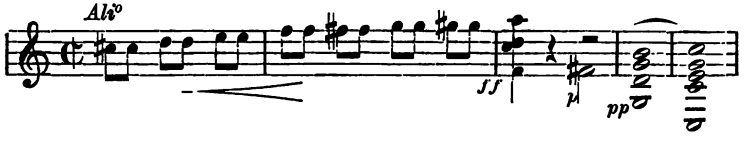
Scherz bei Seite; ich danke Ihnen dafür. Es gibt also doch noch unter uns Lebenden einzelne Verehrer des Schönen. Sie sind sehr selten .... Wie soll ich es aber anfangen, um Ihre Arbeit in unserem Strudel hier kennen zu lernen?

Wir haben nur ein musikalisches Journal, die Gazette musicale. Ich habe dem Direktor dieses Journals, Brandus, mitgeteilt, was Sie mir geschrieben haben. Er scheint sehr geneigt zu sein, Bruchstücke Ihres Werkes aufzunehmen, aber er möchte es vorher kennen lernen.

Ich meinesteils werde es mit vielem Vergnügen in einem meiner Feuilletons der Débats besprechen, sobald wenigstens ein Teil dieses Buches in einer oder der anderen Weise erschienen ist. Ich wüßte Ihnen kaum ein Mittel anzugeben, es als Manuskript in meine Hände gelangen zu lassen. Das scheint mir eine sehr heikle Sache zu sein. Der Verlust einer Druckschrift ist nichts, aber ein verloren gegangenes Manuskript ist unersetzlich. Ich glaube, das sicherste wäre noch, es jemand anzuvertrauen, der das Unglück hätte nach Frankreich kommen zu müssen, und ihm ans Herz zu legen, es mir ohne Vermittelung dritter zu übergeben. Wenn Sie eine solche Gelegenheit finden, so zweifeln Sie nicht, daß ich mich bemühen werde, ganz auf Ihre Absichten einzugehen.

[1] Beethoven und seine drei Stilarten, von Wilhelm Lenz. Dies schöne Buch wurde erst 1852 veröffentlicht.

Viele ehrfurchtsvolle Grüße an unsere ausgezeichneten Freunde vom Hause Michael. Ich drücke Ihnen die Hand. Gott schütze Sie vor der Republik und zumal vor den Republikanern.



XLVI.

An Alexis Lwow.

Paris, 23. Februar 1849.

Mein lieber Herr Lwow,

Ich bin sehr empfänglich für den freundlichen Vorwurf, den Sie mir zu Anfang Ihres Briefes machen. Ich ersehe daraus, daß Sie die dankbare Freundschaft nicht hinlänglich kannten, die ich für Sie hege, eine sehr lebhafte und aufrichtige Freundschaft, welche durch Zeit und Abwesenheit nicht beeinflußt wird. Ich wußte nicht, in welchen Beziehungen Sie zu Lenz standen; das ist der Grund des Schweigens, welches Sie mir zum Vorwurf machen. Gleichgültigkeit oder Vergeßlichkeit haben nichts damit zu tun, seien Sie davon überzeugt.

Ich habe mich mit den beiden Angelegenheiten beschäftigt, von denen Sie mir geschrieben haben. Meyerbeer hatte bereits den Auftrag betreffs der neuen Dichtung ausgerichtet. Ohne ein Wort darüber gesprochen zu haben, hatten wir beide an dieselbe Tür angeklopft, nämlich bei Saint-Georges. Schon bei den ersten Worten sagte mir Saint-Georges, daß Meyerbeer Ihnen bereits geantwortet und Ihnen die Einwilligung des Textbuchschreibers übermittelt habe, Ihnen einen neuen Operntext, den er kürzlich verfaßt hat, zu liefern. Sie müssen daher über alles unterrichtet sein, was sich auf die betreffende Frage bezieht.

Was die andere Arbeit betrifft, die Saint-Georges gleichfalls übernehmen wird, so findet er sie weit schwieriger und zeitrauben-

der als einen neuen Operntext zu schreiben, weil er genötigt ist, die Musik beizubehalten.

Um die Undine in drei Akte umzuarbeiten, verlangt Saint-Georges, daß Sie ihm eine Partitur der Gesangsstimmen verschaffen; ohne solche könne er nicht seinen neuen Text der Musik anpassen. Ich weiß nicht, wie Sie über den Vorschlag denken. Es scheint mir auch, daß die Partitur unentbehrlich ist; Nachahmungen oder Übersetzungen, so wortgetreu sie auch sein mögen, können sie doch nicht ersetzen [1].

Wenn Sie die Gazette musicale und die Débats lesen, so sind Sie auf dem Laufenden über alles was hier in diesem Winter auf dem Gebiete der Musik vorgeht. Ich schreibe davon also weiter nichts. Nur beiläufig gesagt, hat Spontini am letzten Sonntag mit seinem zweiten Akte aus der Vestalin das Publikum des Konservatoriums dermaßen begeistert und in Aufregung versetzt, daß wir einer Versammlung von Verrückten glichen. Es kommen mir noch die Tränen in die Augen, wenn ich davon spreche. Ich habe eben zwei Feuilletons darüber geschrieben; vielleicht kommen sie Ihnen zu Gesicht; sie erscheinen in diesen Tagen in der Gazette musicale und in den Débats.

Ich arbeite jetzt an einem großen Tedeum für zwei Chöre mit Orchester und Orgelbegleitung. Die Sache macht sich schon einigermaßen. Ich habe noch zwei Monate zu arbeiten; es werden sieben große Teile werden.

Leben Sie wohl, mein lieber General; vergessen Sie mich nicht, wie ich auch Sie nicht vergessen werde.

XLVII.

An Lecourt, Advokat in Marseille.

Paris, Donnerstag, den 3. April 1851.

Lieber Lecourt,

Gehen Sie doch bitte zu Morel und sagen ihm von mir, daß wir die ersten Proben abgehalten haben für seine Ouvertüre und

[1] Das Textbuch von Saint-Georges befindet sich in der Schloßbibliothek von Romany bei Kowno in Litauen. Dieser Text ist nie von Lwow in

daß wir sie alle ganz bewundernswürdig finden. Aufgeführt wird sie in unserem Konzert[1] am 29. dieses Monats. Wir haben sie heute morgen dreimal durchgenommen; das Orchester war fast vollständig und machte es schon recht gut. Wir werden noch vier Proben haben.

Ich sage, es ist der reine Mord, einen Künstler von Morels Bedeutung aus dem musikalischen Zentrum zu entfernen. Schon seine Ouvertüre allein beweist das. Darin ist eine so geschickte Harmonie, eine Kenntnis der Instrumentation und Modulation, ein Gefühl für Rhythmus und eine so große Vornehmheit in der Melodie enthalten, daß alles meiner Meinung nach ersten Ranges ist. Und dabei muß ich Ihnen sagen, Lecourt, daß meine Freundschaft mit dem Verfasser mich nicht im Geringsten zu seinen Gunsten beeinflußt. Über Carafa oder Adam würde ich ganz dasselbe sagen, nur würde ich sehr viel mehr überrascht gewesen sein. Ich kann den letzten Brief von Morel nicht wieder finden und habe seine Adresse vergessen, darum schreibe ich ihm nicht direkt.

Leben Sie wohl. Ich muß alles wechseln (es handelt sich um Kleidung, nicht um Meinungen); durch diese verwünschte Ouvertüre bin ich ganz in Schweiß geraten, so daß ich ganz durchnäßt bin.

P. S. Sagen Sie ihm, das Louis angekommen ist, sich wohl und stark fühlt und ganz eingenommen ist von seiner Karriere, daß er in vierzehn Tagen nach den Antillen geht und seinem lieben Freunde Morel die Hand drückt.

XLVIII.

An Auguste Morel.

Paris, Freitag, den 9. Mai 1851.

Mein lieber Morel,

Ich war in diesen letzten Tagen so beschäftigt, daß ich nicht zehn Minuten Zeit finden konnte, um Ihnen zu schreiben. Nach

Musik gesetzt worden; er starb 1870. (Mitteilungen von Herrn Wladimir Stassow.

[1] Konzert der philharmonischen Gesellschaft in Paris, rue de la Chaussée d'Antin.

dem Konzerte, in welchem ihre Ouvertüre so glänzend zur Geltung kam, haben wir noch Schlag auf Schlag zwei weitere Konzerte im Wintergarten gehabt, für die das Orchester bezahlt wurde und sich daher nicht weigern konnte zu spielen.

Ich reise jetzt nach London. Der Handelsminister hat die (für einen Franzosen sonderbare) Idee gehabt, mir das Richteramt zu übertragen über die Verdienste der verschiedenen Fabrikanten von Musikinstrumenten, welche ihre Arbeiten im Krystallpalast ausgestellt haben. Ich kann mich von meinem Erstaunen gar nicht erholen. Wir sind gestern und vorgestern zu Versammlungen der Jury zusammen gekommen, heute abend reise ich mit der Eisenbahn ab. Ich werde viel zu tun haben, da ich der einzige Musiker in der Kommission bin. Ihre Ouvertüre ist ausgezeichnet aufgeführt worden bei nur mäßigem Beifall, aber bewundert von allen Künstlern und wahren Kunstliebhabern. Ihre Billets sind nach Ihrer Anweisung verteilt worden. Ich behalte mir vor, sie Ihnen eines Tages mit einem immensen Orchester vorzuführen, denn es ist ein auf Massenwirkung berechnetes Werk. Bourges hat günstig darüber geschrieben in der Gazette musicale. Ich komme auch an die Reihe in dem Journal des Débats, ich weiß nur noch nicht wann.

Es ist von einem musikalischen Riesenunternehmen in London die Rede, dessen Direktion man mir übertragen will, und wo das Tedeum aufgeführt werden soll. Wenn Geld genug zusammen kommt, so schreibe ich Ihnen, daß Sie mir zur Hilfe kommen bei den Proben in Paris oder London. Es sind viele Menschen und viel Intelligenz erforderlich, um das Projekt glücklich durchzuführen.

XLIX.

An Joseph d'Ortigue.

London, 21. Juni 1851.
27, Queen Anne Street, Cavendish Square.

Lieber d'Ortigue,

Ich habe schon einen Bericht zu Gunsten des Herrn Ducroquet erstattet; er hat also Grund, mit mir zufrieden zu sein. Von dem

jungen Menschen, der seine Orgel spielt, kann ich nicht dasselbe sagen, ich verfluche vielmehr diesen Unglücklichen. Jeden Abend regaliert er uns mit zwei bis drei Dutzend Polkas, ungerechnet die Kavatinen aus komischen Opern; offenbar hält er die Engländer für Dummköpfe ....

Nun die Antwort auf Deine Fragen:

1. Ich erinnere mich nicht des Datums des Artikels, worin von der Petersburger Kapelle die Rede ist. Er ist mindestens vor vier Monaten erschienen. Geh in meinen Namen auf das Bureau der Zeitung; dort wird man ihn Dir heraussuchen.

2. Ich habe über den Marsch von Cherubini, so viel ich weiß, nur in dem Artikel über den Wettbewerb im Institut in meiner „Reise durch Italien" geschrieben. Ich wußte nicht, daß Du ein Buch vom Stapel lassen willst. Jedenfalls werde ich sicher vor dem 31. Juli in Paris sein, wir können dann darüber reden.

Sieh, daß Du meinen zweiten Artikel in den Débats zu lesen bekommst. Erscheint er nicht heute in Paris, so kannst Du ihn doch jeden Tag erwarten. Ich spreche dort von dem unvergleichlichen Eindruck, den ich kürzlich in der Kathedrale St. Paul erhielt beim Anhören eines Chores von sechstausendfünfhundert Kindern aus den Wohltätigkeitsschulen, die dort einmal jährlich zusammenkommen. Das war ohne Frage eine Zeremonie von solcher Imposantheit, von solch babylonischer Wirkung, wie ich Ähnliches noch nie gehört habe. Ich bin noch ergriffen, wenn ich davon rede. Es ist die Verwirklichung eines Teiles meiner Träume und der Beweis dafür, daß die Macht der musikalischen Massenwirkung noch gänzlich unbekannt ist. Auf dem Kontinent wenigstens hat man keine Ahnung davon, ebensowenig wie die Chinesen von unserer Musik eine Ahnung haben.

Sieh doch beiläufig auch meinen Artikel vom 31. Mai nach. Dort findest Du einen Bericht über meinen Besuch bei der chinesischen Sängerin und ihrem Musiklehrer. Da wirst Du sehen, was man von diesen tollen Erfindungen einiger gelehrter Theoretiker über eine angebliche Musik aus Vierteltönen zu halten hat. Es gibt doch nichts Dümmeres als einen Gelehrten.

Sage Herrn Arnaud, daß ich sehr glücklich sein würde, eine

Serie seiner Gedichte über Jeanne d'Arc in Musik zu setzen, wenn sich auch für mich „eine Stimme aus der Höhe" hörbar mache. Er soll doch versuchen, kleine Strophen zu schreiben. Lange Kouplets und große Verse sind der Tod aller Melodie. Man müßte daraus eine ganz einfache aber würdige volkstümliche Legende machen in einer großen Zahl von Partien oder Liedern.

Lebe wohl. Ich werde von Musikinstrumenten belagert und mehr noch von Verfertigern derselben.

Frankreich trägt den Sieg über ganz Europa davon, ohne daß ein Vergleich auch nur möglich wäre, Erard, Sax und Vuillaume. Alles übrige schlägt mehr oder minder in das Genre von Klapperkasten, Kinderflöten und Tanzfideln.

L.

An Alexis Lwow.

Paris, 21. Januar 1852.

An mir ist es, im Gegenteil, mich zu entschuldigen, einen so unzulänglichen Artikel und auch den erst so spät geschrieben zu haben. Aber Sie glauben gar nicht, was es mit diesen Feuilletons auf sich hat und über wie viele nichtige Dinge wir zu schreiben genötigt sind, ehe wir dazu kommen, wichtige Dinge zu studieren.

Nun, gut oder schlecht, der Artikel ist erschienen und wenn er Ihnen einigermaßen genügt hat, so bin ich mehr als zufrieden.

Ich muß Ihnen jetzt danken für Ihren Vorschlag Ihr Stabat betreffend. Unglücklicherweise sind Sie sehr weit davon entfernt, zu ahnen, in welchem musikalischen Zustande wir zu unserer Schande jetzt in Paris leben. Unsere philharmonische Gesellschaft hat noch nicht versucht ihre Konzerte wieder aufzunehmen, und ich weiß nicht ob sie überhaupt damit beginnen wird. Die Einnahmen waren so gering, daß die Künstler fast nichts dabei verdienten. Daher ihre verzweifelte Nachlässigkeit beim Besuch der Proben und deshalb war es auch unmöglich, mit ihnen ein neues bedeutendes Werk einzustudieren.

Ich habe im letzten Jahre drei neue Partituren geschrieben und bis jetzt habe ich noch keine Gelegenheit gefunden, eine einzige Note davon zu hören, auch hat kein Verleger gewagt, sie herauszugeben. Ich glaube überdies, daß die Aufführung und der Verkauf eines Stabat noch viel schwieriger sein würden, als bei jedem anderen Werke, weil es ganz unmöglich ist, die nötige Aufmerksamkeit der Pariser für eine ernste, traurig stimmende Komposition zu gewinnen.

Das ist die ungeschminkte Wahrheit.

In Paris ist nichts mehr möglich, und ich glaube, daß ich im nächsten Monat nach England zurückkehren werde, wo das Bedürfnis nach Musik und die Liebe zu ihr wenigstens andauernd vorhanden sind. Hier ist jede Stelle besetzt; die Mittelmäßigkeiten fressen sich untereinander auf und man sieht dem Kampf und dem Fraß dieser Hunde mit Zorn und Widerwillen zu.

Das Urteil der Presse und des Publikums ist von einer Dummheit und Frivolität, von der man bei anderen Nationen kein Beispiel findet. Bei uns gilt nicht gerade das Häßliche, aber doch das Seichte für schön; man zieht zwar nicht das Schlechte dem Guten vor, wohl aber das Mittelmäßige; das Gefühl für das Wahre in der Kunst ist ebenso erloschen wie auf sittlichem Gebiete das Gefühl für das Richtige, und ohne die Energie des Präsidenten der Republik würden wir zur Stunde einander in unseren Häusern anfallen und umbringen. Dank ihm und der Armee leben wir augenblicklich in Ruhe; aber wir, die Künstler, sind lebendig tot.

Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen in irgend welcher Weise durch mein Feuilleton nützlich sein kann, so bitte ich Sie nicht zu unterlassen, mich davon zu benachrichtigen. Es wird immer ein Glück für mich sein, den kleinen Kreis ernster Leser, die wir in Frankreich haben, von großen und ernsten Dingen, die in Rußland vorgehen, zu unterhalten. Außerdem betrachte ich es auch als eine Schuld, der ich mich gerne, wenn ich es kann, entledigen möchte. Ich werde, glauben Sie es mir, niemals die Aufnahme vergessen, die mir von der russischen Gesellschaft im allgemeinen und von Ihnen im besondern zu teil wurde, wie auch das Wohlwollen, welches mir die Kaiserin und die ganze Familie Ihres großen

Kaisers gewährt haben. Wie schade, daß er selbst kein Freund der Musik ist.

Leben Sie wohl, teurer Meister; empfehlen Sie mich Ihrer vortrefflichen Kapelle und sagen Sie den Künstlern derselben, wie gern ich sie hören möchte, um durch Tränen der Rührung mein schwer belastetes Herz erleichtern zu können.

LI.

An Auguste Morel.

Paris, 10. Februar 1852.

Mein lieber Morel,

Ich habe Ihnen seit langer Zeit nicht geschrieben, das ist schlecht, sehr schlecht von mir und ich bitte Sie, mir diese augenscheinliche Nachlässigkeit zu verzeihen. Sie wissen aus den Zeitungen alles was in Paris Neues auf musikalischem Gebiete vorgeht. Daher schreibe ich darüber nichts. Ich stand im Begriff morgen nach Weimar zu reisen, da die erste Aufführung von „Benvenuto" am 16. d. M., dem Geburtstage der Großherzogin, stattfinden sollte. Nun schreibt mir Liszt, daß die beiden Hauptsänger, der Tenor (Cellini) und Ascanio (Mezzosopran) krank geworden sind. Das wird die Sache um vierzehn bis zwanzig Tage verzögern. Da ich nun am 1. März schon in London sein muß, so werde ich wahrscheinlich nicht nach Deutschland reisen.

Da unsere Philharmonische von Paris sehr herabgekommen ist, so habe ich Ihre Ouvertüre, die sehr schön ist, in mein Zimmer in der Bibliothek des Konservatoriums bringen lassen, wo ausschließlich Musikalien liegen, die mir gehören. Wenn Sie das Werk brauchen, so wird Rocquemont, der Rue Saint-Marc 27 wohnt, es auf ein Wort von mir abholen und an Sie gelangen lassen.

Im Grunde bin ich sehr ärgerlich, daß ich nicht reisen kann um den „Benvenuto" zu hören. Liszt schreibt, daß es vortrefflich geht, sie haben vier Monate daran gearbeitet. Ich hatte die Partitur, ehe ich sie abschickte, noch sehr ausgebessert, gefeilt und gesäubert. Ich hatte sie seit dreizehn Jahren nicht angesehen. Sie

ist außerordentlich lebendig, nie werde ich wieder eine solche Fülle von jugendlichen Ideen haben. Welche Verwüstungen hatten mir diese Leute von der Opéra darin angerichtet! . . . Ich habe alles wieder in Ordnung gebracht. — Und Ihr neues Quartett? Wann wird es gestochen? Wann werden wir es zu hören bekommen? O Sie Spitzbube! Da machen Sie ganz in der Stille Meisterwerke! . . . Es tat not; niemand war mehr imstande Quartette zu schreiben.

P. S. Die ganze Opéra ist in Aufregung über mein letztes Feuilleton, welches Bertin trotz der Zensur (aus Nichtbeachtung) hat durchgehen lassen. Ich habe zustimmende Briefe, Besuche und Glückwünsche erhalten, für die Gegner aber bin ich ein Scheusal.

LII.

An Joseph d'Ortigue.

(London), 25. März 1852.

Mein lieber d'Ortigue,

Ich schreibe Dir einige Worte um Dir mitzuteilen, daß ich gestern abend einen pyramidalen Erfolg gehabt habe. Ich wurde, ich weiß nicht wie oft, herausgerufen und hatte sowohl als Komponist wie auch als Dirigent großen Applaus. Heute lese ich in den Zeitungen Times, Morning Post, Morning Herald, Advertiser und anderen Blättern Dithyramben, wie sie nie zuvor über mich geschrieben sind. Ich habe eben an Bertin geschrieben, daß unser Freund Raymond vom Journal des Débats ein Potpourri aus all diesen Artikeln machen soll, damit man wenigstens etwas von der Sache erfährt.

Im Lager der alten philharmonischen Gesellschaft ist die Konsternation groß. Costa und Anderson läuft die Galle über.

Ich habe nur einer Deiner Damen Eintritt in Exeter Hall verschaffen können, aber die andere hat auch Eintritt gefunden (ich fürchte, sie hat bezahlen müssen). Nun, sei zufrieden. Alles geht gut. Ich habe ein famoses Orchester und einen bewundernswürdigen Unternehmer (Beale), der nicht knausert. Seit gestern ist

er halb toll vor Freude. Dieser Erfolg ist hier ein großes Ereignis für die musikalische Kunst und auch für mich. Die Folgen können nicht zweifelhaft sein, wie alle sagen.

Lebe wohl, tausend Grüße. Suche Brandus auf, wenn Du Zeit hast, und bitte ihn, aus den englischen Zeitungen die Hauptsachen für seine Zeitung herauszuziehen. Ich versichere Dir, es ist der Mühe wert.

LIII.

An denselben.

London, 30. April 1852.

Deinen Artikel in den Débats habe ich nicht gesehen. Schreibe mir ein Wort, um mich über Deine Beziehungen zu Bertin aufzuklären. Hat er Deine Arbeit über Lehmann (das ist ja wohl der Name des Organisten) gedruckt? Hast Du über die Schicksale des „Juif errant“ [1] berichtet? Wie war der Erfolg? Welchen Wert hat das Werk? Ich weiß von alle dem nichts. Einige Worte aus der Feder eines Künstlers, der in dem neuen Werke mitgesungen hat, ließen mich annehmen, daß es ein halbes Fiasko erlebte, was meiner Ansicht nach gegen das Stück selbst noch nichts beweisen würde. Aber opfere mir einmal ein Viertelstündchen und schreibe mir etwas Näheres darüber.

Vorgestern abend hat unser drittes Konzert und die zweite Aufführnng der vier ersten Teile aus „Romeo und Julie“ stattgefunden. Alles wurde mit einem Schwung, einer Feinheit, einer Intelligenz wiedergegeben, die man hier zu Lande nicht kennt. Stellenweise übertraf das Orchester an Gewalt alles, was ich bisher gehört habe. Die Partie des Festes, die mir am ersten Tage nicht so gefallen hatte, wurde in einer Weise wiedergegeben, wie nie zuvor . . . und denke nur, in der Introduktion wurde das Posaunensolo nach dem dritten Abschnitt von Beifallssalven unterbrochen!

Was den Beifall betrifft, mit dem alles übrige aufgenommen

[1] „Le Juif errant“ von Halévy.

wurde, so hätte ich nur gewünscht, Du wärest hier gewesen, um es anzuhören. Die Zeitungen bleiben dabei mich herauszustreichen, mit Ausnahme von Daily News, die von Hogarth redigiert werden, einem prächtigen Alten, der bisher sehr zu meinen Freunden gehörte, der aber seit einigen Jahren die Stellung eines Sekretärs der philharmonischen Gesellschaft einnimmt. Inde irae. Dann ist da auch noch X . . . , der ein wenig den „Scudo" spielt, weil er nicht aus Beale die „Scudi" herausziehen kann, die er für seine englischen Übersetzungen der neuen Sachen, die wir aufführen, verlangt hatte . . . (Dies im Vertrauen.) Aber das schadet nichts; der Erfolg ist ein allgemeiner und ich sitze jetzt so recht mitten in der Sache. Ich bereite jetzt Beethovens Symphonie mit Chören vor, die hier bis jetzt immer schlecht aufgeführt worden ist.

Kannst Du Dir vorstellen, daß fast alle Kritiker hier gegen die „Vestalin", eingenommen sind, aus der wir vorgestern die schönsten Stücke aufgeführt haben.

Ich habe die Schwäche gehabt, über diesen Mangel an Urteil einen unaussprechlichen Ärger zu empfinden . . . ich hätte doch wissen müssen, daß es nichts Schönes, nichts Häßliches, nichts Falsches oder Wahres für Jedermann gibt . . . es ist doch, als ob das Verständnis für gewisse geniale Werke ganzen Völkern völlig versagt ist . . .

Ich schäme mich fast, bis zu diesem Grade Erfolg gehabt zu haben . . . doch das bleibt alles unter uns.

LIV.

An Louis Berlioz.

London, Montag, 3. Mai (1852).

Du schreibst mir, daß Du verrückt würdest! Du bist es schon. Nur ein Verrückter oder ein Dummkopf kann mir solche Briefe schreiben. Das fehlte mir auch noch inmitten aller Anstrengungen, die ich Tag und Nacht hier durchzumachen habe. In Deinem letzten Briefe aus Havanna schriebst Du mir, daß Du bei Deiner Ankunft hundert Franken haben würdest und jetzt schuldest Du vierzig!!!

Wer hat Dir denn gesagt, daß Du 15 Franken für die Einführung eines Pakets Zigarren zahlen solltest? Konntest Du sie nicht lieber ins Wasser werfen?

Ich schicke Dir ein halbes Bankbillett von hundert Franken; die andere Hälfte bekommst Du, nachdem Du mir den Empfang bestätigt hast. Du klebst sie dann wieder zusammen und bekommst beim Wechsler das Geld dafür.

Das ist eine übliche Vorsichtsmaßregel, wenn man Geld auf die Post gibt. Ich schreibe jetzt an die Herren Cor und Fouret, um zu erfahren, woran ich bin in betreff Deiner demnächstigen Abreise. Du glaubst wohl, daß ich mir aus den Torheiten und Dummheiten gar nichts mache, von denen Du schreibst. Du hast eine Karriere begonnen, die Du Dir selbst gewählt hast; sie ist mühsam, das weiß ich, aber das Schwierigste hast Du hinter Dir. Du hast nur noch eine Reise von fünf Monaten vor Dir. Darauf wirst Du während sechs Monaten Deinen Kursus in der Navigationslehre in irgend einem französischen Hafen durchmachen und kannst Dir dann Deinen Lebensunterhalt verdienen.

Ich arbeite, um Geld bei Seite zu legen für die Ausgaben jener sechs Monate.

Ich habe kein anderes Mittel, Dich aus der Affäre zu ziehen.

Was schreibst Du mir von zerrissener Kleidung. In anderthalb Monaten, die Du in Havanna zubrachtest, hast Du Deine Sachen also verdorben? . . . Deine Hemden sind schlecht . . . braucht man denn alle fünf Monate Dutzende von Hemden? Du machst Dich wohl über mich lustig?

Ich empfehle Dir, auf Deine Worte acht zu geben, wenn Du an mich schreibst. Dieser Stil da paßt mir durchaus nicht. Wenn Du gemeint hast, daß das Leben mit Rosen bestreut sei, so mußt Du anfangen, das Gegenteil zu erfahren. Kurzum, ich denke auf alle Fälle nicht daran, Dir einen anderen Beruf zu geben, als den von Dir selbst gewählten. Es ist dazu zu spät. In Deinem Alter muß man die Welt genügend kennen, um sich anders aufzuführen, als Du es zu tun scheinst.

Wenn Du mir einen vernünftigen Brief geschrieben und den Empfang des halben Billetts angezeigt hast, wirst Du das übrige

und meine weiteren Weisungen erhalten. Bis dahin bleibst Du in Havre.

Lebe wohl.

LV.

An Ferdinand Hiller.

Paris, 1852.

Mein lieber Hiller,

Sie halten mich für schuldig, aber ich bin es nicht. Ich komme aus der Probe, dann frühstücke ich, dann muß ich wieder ausgehen, ins Konzert beim Fürsten Poniatowski, wo Frau Kalergi spielt, dann zu Armand Bertin, zum Zensurbüreau, in die Druckerei um meinem Abschreiber Instruktionen zu geben und Reklamen in sechs Zeitungen einrücken zu lassen. Sie sehen also, daß ich nicht zu Hause bleiben kann. Dazu kommt noch mein verwünschtes Feuilleton, das ich doch nicht nachts machen kann, weil ich durchaus schlafen muß. Schlaf ist für mich das erste und dringendste aller meiner Bedürfnisse. Und wenn ich um neun Uhr morgens guillotiniert werden sollte, möchte ich doch noch bis elf Uhr schlafen!

Leben Sie wohl. Versuchen Sie, heute abend um neun Uhr einen Augenblick zu kommen und zu sehen, ob ich zu Hause bin.

LVI.

An Joseph d'Ortigue.

London, 5. Mai (1852).

Lieber Freund,

Ich habe in diesen Tagen nicht eine einzige Stunde Zeit gehabt, Dir zu schreiben. Auch heute komme ich soeben erst aus einer Probe zur Symphonie mit Chören von Beethoven und muß auch gleich wieder fort zu einer zweiten Probe für die Gesangsstimmen desselben Werkes.

Ich bin vergeblich durch alle Lesekabinette gelaufen, ich habe

Deinen Artikel nicht gefunden. Der Kassenführer des Journal des Débats reguliert die Rechnungen nur von Monat zu Monat und zwar vom 15. bis 18. Sage also nichts; ich kann auch nicht glauben, daß man beabsichtigt, Dich nicht zu bezahlen. Was die Zusendung des Journals betrifft, so ist es etwas anderes; ich weiß, daß man es nur den ständigen Mitarbeitern zuschickt. Ich habe nicht an Bertin geschrieben. Schreibe jetzt den Artikel über Coussemaker und ferner noch bitte ich Dich dringend, in meinem Namen zu Stephen von der Madeleine, rue Tronchet Nr. 19 zu gehen und ihm zu sagen, ich hätte hier keine Zeit, etwas über seine vortreffliche „Theorie des Gesanges" zu schreiben und hätte daher Dich beauftragt, es an meiner Stelle zu tun. Er wird Dir dann sein Buch geben und Du kannst diese Besprechung in derselben Nummer bringen wie die über das Werk von Coussemaker. Wenn Du dabei Gelegenheit findest, in anderthalb Spalten etwas Geeignetes über meine Liedersammlungen zu schreiben, so tue es; wenn nicht, so spare es für eine andere Gelegenheit auf.

Ich möchte nur, daß man weiß, daß sie existieren, daß man sie nicht als einen musikalischen Ballast betrachtet, daß ich dabei gar nicht den Verkauf im Auge habe, daß man wirklich ein Musiker, Sänger und tüchtiger Klavierspieler sein muß, um diese kleinen Kompositionen getreu wiederzugeben; auch daß sie weder in Form noch Stil denen von Schubert gleichen.

Fräulein Moulin war im zweiten Konzert. Ich hatte ihr zwei Plätze gegeben, aber ihre Mutter ist, glaube ich, gar nicht in London. Die Wirkung war, ich sage es nochmals, bedeutend größer, als die des ersten Konzerts, und die Aufführung weit besser. Die baskische Trommel[1] habe ich beibehalten, weil ich einen Künstler habe, der sie sehr geschickt handhabt und der seine kleinen Soli sehr fein ausführt, mit einer ausgezeichneten Fernwirkung, womit das, was wir in Paris gehört haben, nicht zu vergleichen ist. Überdies würde das Pianissimo der Pauken in diesem Saale kaum gehört werden, der Gegensatz der Rhythmen würde verloren gehen, wenn die Pauken allein blieben. Nein, jetzt ist es gerade so, wie ich es

[1] In der Szene, betitelt: Tristesse de Roméo.

beabsichtigt hatte. Aber für dieses Instrument muß man, wenn man es zur Anwendung bringen will, eben so gut jemand haben, der es zu behandeln weiß, wie für die Geige.

Willst Du mir noch einen Dienst erweisen?

Gehe zu dem Buchhändler Amyot, rue de la Paix, und zu Charpentier, rue de Lille, und frage sie, ob einer von ihnen wohl geneigt wäre, einen starken Oktavband von 450 bis 500 Seiten von mir zu veröffentlichen, betitelt „Orchestergeschichten", sehr mannigfaltig, lustig und beißend. Es sind Novellen, kleine Geschichten, Erzählungen, Romane, Peitschenhiebe, Kritiken und Besprechungen, bei denen die Musik nur stellenweise eine Rolle spielt, nichts Theoretisches, es sind Biographien, Gespräche die gehalten, gelesen oder erzählt werden von den Musikern eines anonymen Orchesters *während der Aufführungen schlechter Opern*. Sie beschäftigen sich nur dann eifrig mit ihren Partien, wenn man ein Meisterwerk aufführt. Das Buch ist in „Soireen" eingeteilt. Die meisten dieser Soireen sind literarischen Inhalts und beginnen mit den Worten: Man gibt eine seichte französische, deutsche oder italienische Oper; die kleine und große Trommel sind eifrig bei der Arbeit; der Rest des Orchesters hört diesem oder jenem Vorleser oder Redner zu usw.

Wenn eine Soiree mit den Worten eingeleitet wird: Man spielt „Don Juan", oder „Iphigenie in Tauris", oder „Der Barbier", oder „Die Vestalin" oder „Fidelio", dann tut das Orchester mit ganzem Eifer seine Schuldigkeit und niemand liest oder spricht ein Wort. Die Soiree enthält dann nur einige Worte über die Ausführung des Meisterwerkes.

Du begreifst, daß solche Soireen selten sind und daß die anderen Gelegenheit bieten zu tausend blutigen Ironien und Possen. Dazu kommen dann noch Novellen von rein romantischem Interesse. Ich bin dabei, das Buch zu beenden; sieh zu, ob Du einen Verleger dafür finden kannst.

Leb wohl. Tausend Grüße.

LVII.

An denselben.

London, 22. Mai 1852.

Mein lieber d'Ortigue,

Entschuldige meine späte Antwort. Ich war in diesen Tagen durch die Beendigung meines Buches ganz in Anspruch genommen. Es ist fertig und ich feile, putze und glätte nur noch daran.

Ich habe an Bertin nichts geschrieben; Du hast ja auch gar nicht gewünscht, daß ich ihm schreiben soll; im Gegenteil, Du empfahlst ganz ausdrücklich, ihm nichts über die Geldangelegenheit zu schreiben. Ich zweifle auch gar nicht, daß sie sich so erledigen wird, wie wir beide wünschen.

Du fragst mich nach den Unkosten der hiesigen Konzerte. Sie sind wirklich enorm und die Unternehmer werden, wie alle anderen welche in diesem Jahre musikalische Veranstaltungen in London machen, Verluste haben. Aber sie wußten vorher, daß es so kommen würde und sie machen so wenig ein Geheimnis daraus, daß Beale selbst in dem Programm des letzten Konzerts dem Publikum mitgeteilt hat (sage indessen den Franzosen nichts davon), daß die durch die Proben zu der Symphonie von Beethoven verursachten Kosten mehr als den dritten Teil der Abonnementseinnahmen absorbiert haben.

Gleichwohl betrachtet er diese Kosten als solche, die zur ersten Einrichtung gehören, er beabsichtigt auch noch das Unternehmen im nächsten Jahre fortzusetzen, nachdem er sich inzwischen von einem gewissen Jemand frei gemacht haben wird, der bei der Sache interessiert, uns aber hinderlich ist. Ich erzähle Dir das Nähere darüber, wenn ich zurückkomme.

Die Symphonie mit Chören, die hier sonst niemals gut ging, hat eine fabelhafte Wirkung erzielt und ich habe einen außerordentlichen Erfolg als Dirigent gehabt. Man hat mich nach dem ersten Teil des Konzertes herausgerufen. Es war ein solches Ereignis daß viele Leute bezweifelten, wir würden dies schreckliche und herrliche Werk mit Ehren bis zu Ende durchführen können. An demselben Abend spielte Fräulein Clauß das Konzert in G-Moll

von Mendelssohn mit außerordentlicher Stilreinheit mit bewundernswertem Ausdruck und großer Vollendung. Dies junge Mädchen wird jetzt in London für die erste Klavierkünstlerin unserer Zeit gehalten, trotz der Intrigen von .... Unterlasse nicht, in Deinem nächsten Feuilleton von Fräulein Clauß und der Symphonie von Beethoven zu sprechen.

Vielen Dank für Deine Bemühungen bei den Buchhändlern. Wenn Du Zeit hast, so versuche es auch bei einem anderen. Suche beiläufig auch Amyot auf und sage ihm, ich würde ihm bei meiner Rückkehr antworten und ihn fragen, ob er geneigt wäre, die Illustrationen für mein Buch zu machen. Es enthält eine Menge Stoff, der sich eignet für Zeichnungen, Vignetten usw. die dem Werke einen pikanten Reiz geben würden. Erkundige Dich auch bei ihm, wieviel Exemplare er mir geben und wie viele Abzüge der ersten Ausgabe er machen würde, falls ich genötigt bin, es ihm umsonst zu überlassen.

Ich verstehe nicht was Deine Worte bedeuten; „Gounod hat aus Rücksicht auf seinen künftigen Schwiegervater geglaubt, die gegen die romantische Schule gerichteten Angriffe abwehren zu müssen". Was hat Zimmermann mit dieser Schule zu tun? Und wie kommt Gounod dazu, auf andere Rücksicht zu nehmen, um sie zu verteidigen.

Schreibe mir sobald Du kannst. Ich bin im Begriffe mit den Proben zu unserem fünften Konzert zu beginnen, in dem nur eine meiner Ouvertüren aufgeführt wird. Im sechsten spielen wir die beiden ersten Teile von „Faust".

Tausend Grüße.

LVIII.

An denselben.

London, Sonnabend, den 12. Juni (1852.)

Lieber Freund, ich schreibe Dir nur wenige Zeilen, um Dir mitzuteilen, daß unser letztes Konzert am letzten Mittwoch einen ganz außerordentlichen Erfolg, eine ganz ungeheuere Zuhörerschaft

und gewaltigen Ertrag gehabt hat. Ich bin vier oder fünfmal hervorgerufen worden. Zwei Stücke aus „Faust“ mußten wiederholt werden nach den Beifallsrufen und Getrampel. Die englischen Zeitungen erklären, daß man in London noch niemals einen so gewaltigen musikalischen Erfolg erlebt habe. Es war auch wundervoll. Nach dem Chor der Sylphen warf man mir einen Kranz. Bei diesem Erfolg gibt es also auch Lorbeeren, wie die Krieger sagen, Eichenlaub und Johanniskräuter aller Art. Ich wollte erst gestern und dann morgen abreisen. Aber ich bleibe noch einige Tage, es sei denn, daß ich mich früher als ich denke von all den letzten Geschichten, Besuchen, Diners, Dankschreiben usw. freimachen kann.

Indessen beunruhigt mich dieser verlängerte Aufenthalt wegen des Geldpunktes. Ich habe soviel an Miete in Paris zu zahlen, dann Ausgaben für meinen Sohn, der jetzt dort ist usw., daß der Luxus in London zu wohnen, wenn ich nichts mehr dort zu tun habe, mich erdrücken würde. Und doch kann man es gar nicht einmal Luxus nennen; denn im Grunde genommen ist es nachteilig für mich, England zu einem Zeitpunkt zu verlassen, wo ich so mancherlei sehe, was sich mir hier bieten würde.

Einer meiner Musikfreunde aus Birmingham bedauerte neulich sehr, daß er mich in diesem Jahre für die Leitung der Festlichkeit in seiner Provinz nicht engagieren könne und sagte dabei:

Es trifft sich sehr unglücklich für uns, denn es scheint, daß Herr Berlioz noch bedeutender ist, als Herr Costa.

Ich werde mein prachtvolles Orchester und den Chor sehr vermissen. Welch wundervolle Frauenstimmen! Ich möchte nur, daß Du die Symphonie mit Chören von Beethoven gehört hättest, die wir am letzten Mittwoch zum zweiten Male gegeben haben! ... Wahrlich, das Ensemble von alle dem in diesem immensen Saale von Exeter Hall war großartig und imposant.

Ich werde in Paris bald diese musikalischen Genüsse vergessen und meine geisttötende Beschäftigung als Kritiker wieder aufnehmen müssen, die einzige die mir in unserem teuren Vaterlande übrig bleibt.

Ich werde morgen, wie ich hoffe, eine Vereinbarung zur Veröffentlichung meines Buches in englischer Sprache abschließen. Mitchell wird es übernehmen ....

Frau Moulin hat mir eine Besorgung für Dich angekündigt, die ich übernehmen werde. Es handelt sich um einen Paletot. Ich werde ihn anziehen, damit es der Zollbehörde nicht auffällt.

LIX.

An Auguste Morel.

Paris, 19. Dezember 1852.

Mein lieber Morel,

Sie hätten recht gehabt, mir die lebhaftesten Vorwürfe wegen der langen Unterbrechung in unserem Briefwechsel zu machen, und doch haben Sie mir dieselben erspart. Darin erkenne ich Ihre gewohnte Güte. Wenn etwas mein Unrecht mildern kann, so ist es der Umstand, daß ich die bestimmte Absicht hatte, Ihnen übermorgen zu schreiben. Nun schreibe ich Ihnen heute abend nach einem Konzerte der neuen Symphonie-Gesellschaft, welche von Aristide Farrenc ins Leben gerufen ist und in der man den glücklichen und kühnen Gedanken gehabt hat, uns eine Symphonie von Haydn vorzuführen.

Sie sehen, wie lebhaft und dringend das Bedürfnis nach einer solchen Gesellschaft bei den Pariser Musikfreunden gewesen sein muß! . . . Ja, ich hätte große Lust zu schlafen und doch muß ich sofort an Sie schreiben und Ihnen versichern, daß ich große Freude empfand, als ich Ihre verspätete Ernennung erfuhr.

Ich war schon seit einem Jahr Balton um den Bart gegangen, ihn anzuspornen, sich ins Zeug zu legen, um die Hindernisse niederzuschlagen, die Ihnen entgegenstanden; denn gesehen hatte er, aber noch nicht gesiegt. Glücklicherweise war er fast ebenso empört als ich, und daher hatte ich nicht nötig, die allergrößten Schmeicheleien zu gebrauchen. Endlich sind Sie nun, wenn auch nicht ganz wohlbestellt, doch einigermaßen beruhigt! . . . Ich sehe mich oft im Café Kardinal nach Ihnen um und ich begreife nicht, weshalb man Sie dort nicht zum Frühstück findet. Aber Sie machen mir Hoffnung auf einen Besuch und auf ein zweites Quartett. Ich müßte lange

Seiten voll schreiben, um Ihnen über alle Einzelheiten der Geschichten in Weimar, London und Paris zu berichten.

Ich beschränke mich darauf, daß dieser kleine Ausflug nach Deutschland der reizendste war, den ich jemals dorthin gemacht habe. Man hat mich wahrhaft überschüttet, verzogen, umarmt und berauscht (im moralischen Sinne). Dies ganze Orchester, alle diese Sänger, Darsteller, Schauspieler, Tragöden, Direktoren, Intendanten, die am Abend vor meiner Abreise im Stadthause vereinigt waren, repräsentierten eine Welt von Gedanken und Empfindungen, von der man in Frankreich keine Ahnung hat. Schließlich habe ich geheult wie zwei Dutzend Kälber, als ich daran dachte, wieviel Kummer mir gerade derselbe „Benvenuto" in Paris bereitet hat. Der vortreffliche Liszt war von einer Güte, Selbstverleugnung, einem Eifer und einer Hingebung, die gar nicht zu beschreiben sind. Die herzogliche Familie hat mich in jeder Weise mit Gunst überhäuft. Die jungen Prinzessinnen von Preußen waren von hinreißender Liebenswürdigkeit, sie haben mir Dinge gesagt ... zumal über „Romeo und Julie" die wir vollständig aufgeführt haben, mit einem vorzüglichen Chor von hundertundzwanzig Stimmen. Der überaus lebhafte Griepenkerl, der von Braunschweig herüber gekommen war und der sein bischen französisch ganz vergessen hatte, sagte mir nach der ersten Aufführung von Benvenuto, indem er mich ungestüm umarmte: E pur si muove, mon cher! e pur si muove! Ich hatte einzelne kleine Sachen in der Partitur retuschiert und das Textbuch so eingerichtet, daß es sich jetzt sehr gut ausnimmt. Man denkt daran, es ins Italienische zu übersetzen.

Aber über alledem darf ich unsere großen Festlichkeiten in London nicht vergessen! ... Wirklich sehenswert war dies unendlich große Publikum in Exeter Hall, als es in Aufregung geriet durch die Stücke aus „Romeo" und „Faust"! ... und diese Hurras unseres großen Orchesters! ... Ach, wie oft habe ich mich nach Ihnen gesehnt, abends, wenn wir zurückkamen und mit den Engländern soupierten, diesen wahren Enthusiasten bei Rum und frappiertem Champagner. Welch ein eigentümliches und welch ein großes Volk! Es versteht alles! Oder wenigstens findet man dort Leute, die alles verstehen.

Beale hatte mich vor einem Monat benachrichtigt, ich würde für die nächste Saison wieder engagiert werden. Nun schreibt er mir, daß er vor acht Tagen seine Entlassung beim Vorstand eingereicht hat, weil einer meiner Orchesterchefs es durchgesetzt habe, daß man mich nicht wieder engagiere. Er sei das letzte Jahr von den Künstlern, vom Publikum und der Presse dermaßen schlecht behandelt worden, daß er nächstes Jahr, wie er sagt, seine Revanche nehmen und sich einen weniger unbequemen Partner wählen will. Er will den alten Spohr engagieren lassen. Ich konnte doch nicht, um mich bei diesem Herrn angenehm zu machen, gegen Sinn und Verstand dirigieren, d. h. sowie er selbst es tut. Er will nur einen Einäugigen oder Blinden zum Genossen haben, und ich trage nicht einmal eine Brille.

Das ist fatal; . . . aber weder ich noch unsere Freunde in London können irgend etwas dabei tun. Man spricht mir jetzt von anderen Projekten, ebenfalls für England; es wird sich bald entscheiden. Hier ist noch immer nichts los. Das Tedeum ist noch in der Schwebe, man redet davon; aber der Kaiser will kein Wort sagen. Er verschiebt seine Entscheidung auf drei bis vier Monate. Es ist sogar von mir die Rede für seine Kapelle. Ich lasse sie tun und sagen und glaube an nichts. Ich kenne mein Land und meine Leute nur zu gut. Mein Buch Soirées de l'orchestre hat Erfolg; man spricht viel darüber. Ich werde es Ihnen schicken.

Tausend Grüße für Lecourt. O wie würde der in Weimar gelacht, getrunken und aufgeschnitten haben, wenn er gekommen wäre! . . . Es waren Leute da aus der ganzen Umgegend, von Leipzig, Jena, Braunschweig, Hannover, Erfurt, Eisenach, selbst von Dresden, und Chorley war sogar aus London gekommen. Der mag den „Benvenuto" gern, versteht aber nichts von „Romeo"! was ist dabei zu machen? — — Sicherlich hat der arme M . . . Sie doch nicht beim Requiem vertreten können! . . .

Leben Sie wohl, lieber Morel; es ist ein Uhr früh und mein Licht geht zu Ende.

LX.

An den Herrn Direktor des Journal des Débats.

Paris, 25. Dezember 1853.

Geehrter Herr,

Der von dem Grafen Tyczkiewicz angestrengte Prozeß wegen Aufführung des „Freischütz“ in der Opéra gegen die Direktion derselben, hat in Deutschland Aufsehen erregt, und wie jedermann habe auch ich davon gehört. Aber vor meiner Rückkehr nach Paris wußte ich nicht, in welcher Weise ich in diesen Prozeß verwickelt sei. Als ich aber den Artikel des Herrn Celliez im Journal des Débats las, worin man mich anklagt, der Urheber der Verstümmelungen des Meisterwerkes von Weber zu sein, da schwankte ich einen Augenblick zwischen Zorn und Heiterkeit. Wie sollte man denn schließlich nicht auch lachen über eine derartige gegen mich gerichtete Anschuldigung, da ich mein Glaubensbekenntnis in solchen Dingen in jeder Weise und unter den verschiedensten Umständen dargelegt habe. Herr Celliez muß ein großes Vertrauen zu dem Geschichtsschreiber, den er zu Rate zog, gehabt haben, um solche Dokumente zu Gunsten seiner Sache zu benutzen und ihnen einen Platz in seinem Artikel zu geben. Da ich mich gleichwohl gegen einen solchen Verdacht für hinreichend gesichert halte, auch die völlige Gleichgültigkeit des Publikums derartigen Fragen gegenüber kenne, so würde ich gar nicht dagegen reklamiert haben, daß mir diese musikalische Missetat zugeschrieben wurde.

Aber ich bemerke, daß die Musikzeitungen des Niederrheins dem Glauben schenken (sie müssen schon ganz besonders geneigt sein, mich für schuldig zu halten!), und mit einer Heftigkeit gegen mich losfahren, die ihnen alle Ehre macht. Eines von ihnen nennt mich schlankweg einen Briganten. Darum stelle ich hier die Wahrheit fest.

Die Kürzungen, Auslassungen und Verstümmelungen, über welche sich Tyczkiewicz mit Recht beschwert, sind zu einer Zeit in der Partitur von Weber vorgenommen worden, als ich gar nicht in Frankreich anwesend war. Ich erfuhr es erst lange Zeit nachher durch eine Aufführung des so zerfetzten Meisterwerkes, und meine

Überraschung war mindestens eben so groß als die, welche ich jetzt empfinde, wo ich sehe, daß man mir die Untat zuschreibt.

Später einmal, als ein neues Ballett in Szene gesetzt wurde und der „Freischütz" dabei als Vorspiel dienen sollte, aber zu lang dafür erschien, wurde ich aufgefordert in die Opéra zu kommen. Es handelte sich darum, daß meine Rezitative abgekürzt werden sollten. Gegenüber den Verwüstungen, welche in der Partitur Webers bereits angerichtet waren, wäre die Anmaßung meine Rezitative unverkürzt zu lassen, gelinde gesagt, lächerlich gewesen. Ich ließ sie daher gewähren, und sagte nur, ich würde mich schämen, besser behandelt zu werden, wie der Meister. Überdies war es eine bereits abgemachte Sache. Man hatte mich nur rufen lassen, um mir die Flickarbeit anzugeben, die an den Bruchstücken des Dialogs vorgenommen werden sollte, ein reiner Akt der Höflichkeit, denn an der Opéra hat man ja Ausflicker von großer Geschicklichkeit, dank ihrer häufigen Ausübung solcher Operationen.

Ich stehe also den Attentaten, welche gegen Webers Partitur verübt sind, ebenso fern wie die Herren Redakteure der Musikzeitungen des Niederrheins und die Herren Celliez und Tyczkiewickz selbst.

Wie groß nun auch immer die Unwahrscheinlichkeit einer gegenteiligen Meinung sein mag, so liegt mir doch daran, daß sie keinen Eingang finde bei den wahren Kunstfreunden im allgemeinen und bei denen Deutschlands insbesondere. Daher ersuche ich Sie, geehrter Herr, meine gerechte Abwehr geneigtenst aufnehmen zu wollen.

LXI.

An Joseph d'Ortigue.

Paris, 17. Januar 1854.

Ja mein lieber guter d'Ortigue, Du hast recht. Meine unbezwingliche Leidenschaft für das, was ich von der Kunst kenne, gibt mir so leicht Anlaß zu Kummer, ja zu Schmerz. Verzeih, daß ich es Dir so leicht machte, in meinen Gedanken zu lesen. Ich fühlte, daß es Dir unangenehm sein würde, und doch konnte ich die Worte,

die mir auf den Lippen brannten, nicht zurückhalten. Es ist ja ganz natürlich, daß Deine religiösen Überzeugungen analoge Anschauungen in Deinen Theorien über die Kunst veranlaßt haben. Daran hätte ich denken sollen und schweigen. Wenn es sich um Urteile handelt, die mich unmittelbar betreffen, z. B. über meine Werke, so läßt die lange Gewohnheit an Widerspruch mich sie pflichtschuldig ertragen, d. h. schweigend und mit Ergebung. Aber wenn der Widerspruch sich gegen meine Ideale wendet, (offenbar bin ich ein Fanatiker), dann gerät mein Blut in Wallung, mein Herz klopft, als ob es zerspringen wollte, und der Schmerz, den ich dabei empfinde, gleicht so sehr dem Zorn, daß es denen, mit welchen ich rede, verletzend erscheinen muß.

Ich liebe das Schöne und Wahre, darin hast Du ganz recht, aber ich habe noch eine andere Liebe, die ebenso heftig und stürmisch ist: Ich liebe die Liebe! Wenn daher irgend welche Ideen bei Personen, die ich liebe, geeignet sind, ihnen meine Liebe zu entziehen und ich dadurch genötigt werden soll, sie nicht mehr zu lieben, so ist es, als ob in mir etwas entzwei bräche, und ich weine, wie ein Kind, dem man sein Spielzeug zerstört hat. Der Vergleich ist zutreffend. Gewiß ist es kindisch, ich fühle es wohl und gebe mir auch alle Mühe, mich zu ändern. Nun gut, Du hast mich in christlicher Weise gestraft, indem Du Böses mit Gutem vergolten hast; Dein Brief hat mich ganz glücklich gemacht. Laß mich Deine Hand dafür drücken und Dir danken.

Deine Bemerkungen sind vortrefflich. Ich glaube ich werde mich schon herausreißen. Aber zum Schreiben war ich niemals weniger aufgelegt, als jetzt. Dies Feuilleton gehört zu der großen Zahl derjenigen, bei denen ich nicht weiß, wie ich anfangen soll. Ich bin auch jetzt so traurig gestimmt .... Das Leben verrinnt ... Ich möchte so vieles schaffen und nun muß ich fürs tägliche Brot arbeiten. Aber es ist alles gleichgültig.

Lebe wohl; lebe wohl.

LXII.

An Brandus.

Paris, 22. Januar 1854.

Lieber Brandus,

Verschiedene Pariser Journale kündigen meine bevorstehende Abreise nach einer deutschen Stadt an, wo ich, wenn man ihnen Glauben schenkt, binnen kurzem zum Kapellmeister ernannt werden soll. Ich kann mir denken, daß meine definitive Entfernung aus Frankreich für viele Leute etwas sehr Schmerzliches haben muß und mit welchem Kummer sie dieser traurigen Nachricht Glauben geschenkt und sie weiter verbreitet haben.

Es wäre mir sehr angenehm, wenn ich imstande wäre, dies einfach in Abrede zu stellen und wie der Held in dem berühmten Drama zu sagen: „Ich bleibe dir, geliebtes Frankreich, sei ruhig!" Die Achtung vor der Wahrheit nötigt mich aber, eine Berichtigung zu geben. Tatsache ist, daß ich in einigen Jahren Frankreich verlassen muß, aber daß die Musikkapelle, deren Leitung mir anvertraut wurde, sich nicht in Deutschland befindet. Und da man in diesem verteufelten Paris doch immer früher oder später alles erfährt, so kann ich Ihnen auch nur gleich den Ort meines künftigen Aufenthaltes nennen. Ich bin Generaldirektor der Privatkonzerte der Königin der Hovas auf Madagaskar. Das Orchester Ihrer Majestät besteht aus hervorragenden malaischen Künstlern und einigen Malgaschen ersten Ranges. Zwar liebt man die Weißen dort nicht und ich würde daher zuerst in dem fremden Lande viel auszustehen haben, wenn nicht schon in Europa viele Leute sich bemüht hätten, mich anzuschwärzen. Ich hoffe daher, daß ich einigermaßen das Fell mitbringen werde, das mich gegen Übelwollende sichert. Inzwischen lassen Sie Ihre Leser geneigtest wissen, daß ich fortfahren werde, soviel als möglich in Paris zu wohnen, so wenig wie möglich in die Theater zu gehen, aber dort doch immerhin meine Pflichten als Kritiker auszuüben, ebenso wie sonst, mehr noch wie sonst. Ich will mich dem noch zu guterletzt so recht

von Herzensluſt hingeben, weil es leider in Madagaskar keine Zeitungen gibt.

Genehmigen Sie uſw.

LXIII.

An B. Jullien.

Paris, 23. Januar 1854.

Nehmen Sie, geehrter Herr, meinen aufrigtigſten Dank für das ſchöne Buch[1] entgegen, welches Sie mir gütigſt zugeſandt haben. Ich habe es ſchon zweimal geleſen, ich ſtudiere und bewundere es. Es wirkt glänzend durch geſunde Vernunft und richtigen Menſchenverſtand. Sie ſind, wie mir ſcheint, der erſte, der mit wahrem Verſtändnis dieſe verſchiedenen Fragen behandelt hat, ohne ſich durch das Blendwerk alter und neuerer Torheiten täuſchen zu laſſen.

Ihre Studien über die lateiniſche Proſodie haben mir viele Dinge verſtändlich gemacht, welche mir bis heute völlig dunkel geblieben waren. Ich werde auch, ſobald ich nur kann, den Verſuch

[1] Das ausgezeichnete Werk, von welchem die Rede iſt, trägt den Titel: De quelques points des sciences dans l'antiquité: *physique, métrique, musique.* Wiederholt iſt H. Berlioz auf dieſe Fragen zurückgekommen. Die Metrik, Dichtung und Muſik des Altertums hatten ein lebhaftes Intereſſe für ihn. Er dachte an ſeine Trojaner! Einige Jahre nach dieſem erſten Briefe ſchrieb er an B. Jullien, den Vater von Ad. Jullien, den jungen und gelehrten Kritiker, dem man ſo viele Arbeiten verdankt, wie la Cour et l'Opéra sous Louis XVI; Airs variés, etc. „Ungeachtet Ihrer Bemühungen fürchte ich ſehr, daß Frankreich barbariſch bleibt und daß der Sinn für die Harmonie in den alten Sprachen ihm niemals aufgehen wird ...“ Und am 20. April 1867: „Geſtatten Sie mir die Anfrage, ob Sie der Meinung ſind, wie es durchaus den Anſchein hat, daß die Alten in ihren Verſen die elidierten (ausgelaſſenen) Silben überhaupt nicht ausgeſprochen haben. Ich hatte gehofft, in Ihrem vortrefflichen Buche ein beſonderes Kapitel über dieſen Gegenſtand zu finden, aber ich finde nur das Beiſpiel einer Auslaſſung der Versendung lacertosque im Verhältnis zum darauf folgenden Versanfang: Exuit. Sie erwähnen nicht, daß man ausſprach membror artus, magn' orsa. Und doch läge ja ſonſt keine Auslaſſung vor und der Vers würde zwei Silben zu viel haben.“

machen, den Lesern des Journal des Débats einen Begriff zu geben, von den seltenen Verdiensten Ihres Werkes und bitte Sie im voraus, die Unzulänglichkeit meiner Kritik entschuldigen zu wollen, die kein andres Verdienst als den guten Glauben für sich beanspruchen kann.

LXIV.

An Louis Berlioz,
Volontäraspirant an Bord des Aviso Le Corse in Calais.

Montag, 6. März 1854.

Armer, teurer Louis; Du hast meinen gestrigen Brief erhalten, jetzt weißt Du alles. Ich sitze hier allein in dem großen Zimmer in Montmartre neben ihrem leeren Zimmer,[1] um an Dich zu schreiben. Ich komme vom Kirchhof. Ich habe zwei Kränze auf ihr Grab gelegt, einen für Dich und einen für mich. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht; warum ich wieder hiehergegangen bin, weiß ich auch nicht. Das Gesinde bleibt noch einige Tage. Man bringt alles in Ordnung und ich werde sehen, daß soviel als möglich für Dich herauskommt. Ich habe ihr Haar aufbewahrt; verliere nicht die kleine Nadel, die ich ihr gegeben hatte. Du wirst nie erfahren, was wir, Deine Mutter und ich, einer durch den andern gelitten haben, und gerade diese Leiden waren es, die uns so eng aneinander fesselten. Es war mir unmöglich mit ihr zu leben, unmöglich auch, sie zu verlassen. Du hast sie ja noch vor ihrem Tode gesehen. Ich war am Abend vorher gekommen, an dem Tage nach Deiner Abreise, und dann kam ich erst wieder, nachdem sie zehn Minuten vorher sanft und schmerzlos den letzten Atemzug getan hatte. Nun ist sie erlöst. Ich habe Dich lieb, mein Sohn. Ich habe gestern noch in dem traurigen Garten hier lange über Dich mit Alexis Bertschtold gesprochen; wie lang mir die Zeit wird, bis ich sehe, daß Du ein verständiger Mensch ge-

[1] Berlioz hatte gerade seine erste Frau, Henriette Smithson, die Mutter von Louis Berlioz, verloren.

worden bist, wie glücklich wäre ich, wenn ich wüßte, daß Du Dich ganz auf Dich selbst verlassen kannst. Ich könnte Dir jetzt besser helfen als früher; immer freilich mit der nötigen Vorsicht, damit Du mit dem Gelde nicht verschwenderisch umgehst. Alexis war auch dieser Meinung. Augenblicklich habe ich auch keine Mittel.

Es wird auch wenigstens noch sechs Monate dauern, ehe es anders wird, denn ich muß den Arzt bezahlen und der Verkauf der Möbel wird fast nichts erbringen. Gestern erhielt ich einen Brief vom Intendanten des Königs von Sachsen, ich werde im nächsten Monate in Dresden erwartet. Ich muß mir das Geld zur Reise leihen. Gestern abend schickte mir Alexis den Brief, den Du ihm für mich gegeben hattest und den sein Portier aufbewahrt hatte.

Von Herrn von Maucroix habe ich noch keine Antwort, frage ihn doch, ob er meinen Brief erhalten hat. Ich hoffte von ihm Genaueres über den Bestimmungsort des Corse usw. zu erhalten.

Lebe wohl, ich umarme Dich von ganzem Herzen. Behalte mich lieb, wie ich Dich lieb habe.

LXV.

An denselben.

Paris, Donnerstag, 23. März 1854.

Lieber Freund,

Dein Brief hat mir eine unverhoffte Freude bereitet. Du hast nun also 70 Franken monatlich, und wenn Du Dich einzurichten verstehst und auf Deine Weise, das Geld auszugeben, verzichtest, so müßtest Du ohne Zweifel einen Teil davon erübrigen können. Schreibe mir, ob Du glaubst, früher oder später Deine Uhr einlösen zu können, die Du, wie ich fürchte, in Havre zur Zeit als Du Deine Torheiten triebst, versetzt hast. Mein Vater hatte sie Dir geschenkt ... Wenn Du sie nicht wieder bekommen kannst, so will ich Dir von Deinem Gelde, welches ich habe, eine andere kaufen. Ich habe Dir aus dem Haar Deiner armen Mutter ein Uhrband machen lassen und wünsche, daß Du es pietätvoll bewahrst.

Ich habe auch ein Armband für meine Schwester daraus machen lassen und bewahre das übrige Haar auf . . . Deine Wäsche kann ich Dir nicht vor nächsten Sonnabend, d. 25., schicken, wegen einer Kleinigkeit, die dabei noch zu erledigen ist und wegen des Feuilletons, das ich heute und morgen schreiben muß; deshalb muß ich es bis zum Ende der Woche verschieben. Ich denke, Du wirst die hübschen Ausführungen gelesen haben, die J. Janin in seinem Feuilleton vom letzten Montag über Deine arme Mutter geschrieben hat und mit welcher Zartheit er anspielt auf mein Werk von „Romeo und Julie", indem er die Worte des Trauermarsches anführt: »Jetez des fleurs«. Die gestrige Ausgabe des Siècle enthielt auch einige Worte; viele andre Zeitungen, die Du nicht kennst, haben auch unseres schmerzlichen Verlustes gedacht. Ich fahre nächsten Sonntag um acht Uhr abends nach Hannover, wo ich bis zum 3. oder 4. April bleiben werde. Wohin ich dann gehen werde, ist noch ungewiß, aber sicher werde ich in Dresden (Sachsen) vom 15. April bis 1. Mai sein. Schreibe mir so oft als möglich, damit ich weiß wie es Dir geht. Ich erwarte vor Sonntag einen Brief von Dir und rechne darauf, den nächsten in Hannover zu erhalten, worin Du mir schreiben kannst, ob Du das Paket, welches ich Dir schicken werde, erhalten hast. Die übrigen Sachen, die ich in Montmartre nicht verkauft habe, Deine Bücher, Bilder von Deiner Mutter und mir, bleiben in Paris, Rue de Boursault, in einem verschlossenen Koffer mit Deiner Adresse und der Erklärung, daß es Dir gehört. Ich habe zwei meiner Bilder an Josephine und Madeleine gegeben, die mich darum gebeten hatten. Außerdem habe ich Josephine einige Kleidungsstücke Deiner Mutter gegeben. Gott gebe, daß meine Reise nach Deutschland mir etwas einbringt! Die Wohnung in Montmartre ist nicht vermietet, und vielleicht muß ich noch ein ganzes Jahr dafür bezahlen.

Lebe wohl mein lieber Sohn; mir scheint, daß sich meine Liebe für Dich seit unserem Verlust verdoppelt hat.

Ich umarme Dich von ganzem Herzen.

LXVI.

An denselben.

Dresden, 14. April 1854.

Mein geliebter Louis,

Ich habe Deinen Brief erhalten und beantworte ihn sofort. Du schickst mir ja gute und schlechte Nachrichten. Also nach der Ostsee sollt ihr fahren; aber wozu denn, da Du mir doch schreibst, daß ihr in die kriegerischen Vorgänge nicht verwickelt werden würdet. Ich verstehe das nicht. Nun ich hoffe, daß Du Dich auch außerhalb des Kriegsschauplatzes nützlich machen und Dir die Achtung Deines neuen Kommandanten erwerben wirst. Ich ermächtige Dich bei Réty, im Konservatorium, die hundert Franken entgegenzunehmen, die er Dir für den Fall auszahlen sollte, daß Du zu Deiner Tante gehen würdest. Schicke ihm das einliegende Billett und schreibe mir gleich, um mir den Empfang des Geldes anzuzeigen, wenn Alexis es an Dich hat gelangen lassen. Aber gib Acht, es scheint mir, daß Du wieder anfängst, Dein Geld zu vergeuden. Ich habe Dir zweimal im letzten Monat etwas geschickt. Kaufe eine billige aber gute Uhr.

Ich habe noch keinen Groschen eingenommen, seitdem ich in Deutschland bin. Von Hannover sollte man mir hierher eine Summe von vierhundert Franken schicken, zusammen mit einem Ordenskreuz, das mir der König angekündigt hatte. Ich habe weder Kreuz noch Geld erhalten; ich habe darüber an drei Personen geschrieben; keine hat mir geantwortet. Man möchte bersten vor Ungeduld. Hier ist jedermann vorzüglich aufgelegt und man hofft, ein großes, reichhaltiges Konzert zu stande zu bringen. Es ist eine glänzende Stadt, ausgedehnt und lebhaft wie Paris. Alle meine alten Freunde sind noch hier.

Lebe wohl, liebes Kind, schreibe mir immer möglichst oft, namentlich, wenn Du Frankreich verlassen hast. Laß keine Gelegenheit unbenutzt, mir Nachricht von Dir zu senden und anzugeben, wohin ich meine Briefe adressieren muß.

Ich umarme Dich von ganzem Herzen.

LXVII.

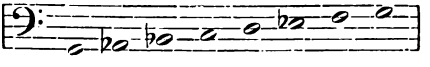
An Hans von Bülow.

28. Juli 1854.

Sie haben mir eine reizende Überraschung bereitet und Ihr Manuskript kam um so mehr zu rechter Zeit, als der Verleger Brandus, der augenblicklich „Cellini" stechen läßt, schon einen ziemlich unbedeutenden Klavierpauker ausersehen hatte, um die Ouvertüre zu arrangieren.

Ihre Arbeit ist bewundernswert. Es herrscht darin eine solche Klarheit, eine so außerordentlich treue Wiedergabe und es bietet so geringe Schwierigkeiten, wie es nur irgend möglich war, ohne meine Partitur abzuändern. Ich danke Ihnen daher von ganzem Herzen. Ich gehe heute abend zu Brandus und bringe ihm Ihr kostbares Manuskript. Ich habe seit meiner Rückkehr aus Dresden viel gearbeitet. Ich habe den ersten Teil meiner heiligen Trilogie: „Le Songe d'Hérode" geschrieben. Diese Partitur ist die Vorgängerin zu dem Embryo, den Sie unter der Bezeichnung „Fuite en Egypte" kennen und soll mit „l'Arrivée à Saïs" ein Ganzes von sechzehn Stücken bilden, welches mit den Zwischenakten anderthalb Stunden in Anspruch nehmen wird. Sie sehen, im Vergleich zu den ermüdenden Heiligengeschichten, die vier Stunden dauern, ist es nur in geringstem Maße langweilig.

Ich habe dabei einige neue Wendungen anzubringen versucht. Die Arie, die Schlaflosigkeit des Herodes betreffend, ist in G-Moll auf nachstehender Tonleiter, die, ich weiß nicht welchen griechischen Namen als alte Kirchentonart führt:



Dadurch entstehen sehr düstere Harmonien und Kadenzen von eigentümlichem Charakter, die mir für die Situation sehr passend schienen. Bei der Übersendung der Noten haben Sie mir gar nicht geschrieben. Ich würde mich über einige Zeilen von Ihrer Hand sehr gefreut haben.

Ihr Fräulein Schwester ist kürzlich durch Paris gekommen, aber so eilig, daß sie schon wieder nach London abgereist war, als ich

die Karte erhielt, welche sie in früher Morgenstunde bei uns hinterlassen hatte.

Bitte überbringen Sie Ihrer Frau Mutter meine Grüße. Kommen Sie nicht nach Paris? Ich gehe in einigen Tagen nach München, wo ich drei Wochen bleiben werde. Später, im November, komme ich nochmals nach Deutschland, und werde Sie vielleicht in Dresden wiedersehen.

Empfehlen Sie mich Herrn und Frau Pohl, dem vortrefflichen Lipinski meinen Händedruck.

LXVIII.

An Auguste Morel.

Paris, 28. August 1854.

Ich hoffe, daß es Ihnen gut geht und daß Sie und unser Freund Lecourt von der schrecklichen Krankheit verschont geblieben sind, von der Marseille so viel zu leiden gehabt hat. Schreiben Sie mir recht bald. Sie müssen vor drei Wochen den Probedruck Ihres Quartetts erhalten haben. Haben Sie ihn zurückgeschickt? Haben Sie an Brandus geschrieben?

Zu meiner Reise nach München bin ich nicht gekommen, weil eine Vakanz im Institut eingetreten war. Man hat mich gedrängt, mich auf die Liste setzen zu lassen, Besuche zu machen, und die bei solchen Anlässen üblichen Schritte zu tun. Ich habe das auch alles getan, alle Mitglieder der Akademie besucht, einen nach dem andern; und nach vielen schönen, äußerst schmeichelhaften Reden, einem sehr warmen Entgegenkommen usw., haben sie gestern Clapisson ernannt. Ich bin indessen entschlossen, bei der nächsten Vakanz mit einer Beharrlichkeit und Geduld zu Werke zu gehen, wie Eugène Delacroix und wie Abel de Pujol, der sich zehnmal beworben hat.

Reber hat mir alle nur möglichen Zeichen seiner aufrichtigsten Sympathie gegeben, die andern drei Musiker dagegen zeigten mir eine aufrichtige Antipathie. Z... hat mit der einen Hand für mich gewirkt, was er mit der andern getan hat, weiß ich nicht. Man denkt schon ernstlich daran, Leborne früher oder später zuzu-

lassen. Sie sehen, alles geht vortrefflich und man ist schon auf dem Wege zum Absurden recht weit vorgeschritten. Ich habe acht Tage an der See zugebracht, in Saint-Valéry, um mir den Ärger zu vertreiben. Der grandiose Anblick der Uferabhänge, der weite Horizont, die Einsamkeit und Ruhe haben mich ganz wieder hergestellt. Ich wäre noch länger geblieben, wenn ich nicht in Sorge wegen Louis gewesen wäre. Ich bin daher zurückgekommen in der Erwartung, hier in Paris schneller Nachricht zu bekommen über die Belagerung von Bomarsund, bei der er beteiligt ist. Glücklicherweise ist er unversehrt und gesund davongekommen, ich habe soeben einen Brief von ihm erhalten. Gott bewahre Sie, lieber Morel, davor, jemals ähnliche Aufregungen kennen zu lernen . . .

Frau Stolz kommt nächsten Mittwoch zurück.

Die *** wird nicht zögern, gleichfalls zurückzukommen. Diese beiden Tigerinnen sind im Begriff einander zu verschlingen; wir werden dadurch diesen Winter ein seltsames Schauspiel haben. Perrin hat seine Entlassung als Direktor des Théâtre-Lyrique eingereicht, er beschränkt seinen Ehrgeiz auf den Thron in der Opéra-Comique. Das Gezänke der Notensudler hat ihm Furcht eingejagt.

LXIX.

An Hans von Bülow.

1. September 1854.

Ich bin ganz bezaubert von Ihrem liebenswürdigen Brief und beeile mich Ihnen meinen Dank abzustatten. Ich bin nicht nach München gegangen. Im Augenblicke als ich reisen wollte, wurde eine Stelle vakant in der Akademie der schönen Künste unseres Instituts, ich blieb daher in Paris um die Schritte zu tun, welche den Bewerbern auferlegt sind. Ich ergab mich ohne weiteres in die Notwendigkeit dieser schrecklichen Besuche, dieser Briefschreiberei, zu welcher die Akademie alle diejenigen nötigt, welche begehren intrare in suo docto corpore (Latein von Molière), und schließlich hat man Clapisson ernannt.

Ich rechne indessen auf ein andres Mal. Ich bin fest ent-

schlossen und werde mich immer wieder bewerben bis zu meinem Tode.

Ich habe eine Woche an der Meeresküste zugebracht, in einem wenig bekannten Dörfchen der Normandie. In einigen Tagen werde ich nach dem Süden abreisen, wo ich von meiner Schwester und meinen Onkeln zu einer Familienzusammenkunft erwartet werde.

Nach Deutschland werde ich nach meiner Berechnung erst im Winter zurückkehren. Ohne Zweifel hat Liszt mit Recht gebilligt, daß Sie die Ihnen in Polen angebotene Stellung angenommen haben. Auf alle Fälle sollten Sie aber darüber Ihre Reise nach Paris nicht aus dem Auge verlieren, wenn Sie dieselbe in bezug auf das finanzielle Ergebnis der Konzerte mit völligem Gleichmut unternehmen können. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie in Beziehung zu bringen mit allen unseren Leuten von der Kunst, deren Geistes- und Herzenseigenschaften imstande sind, Ihnen diese Beziehungen angenehm zu machen.

Sie haben eine so vorzügliche Kenntnis des Französischen, daß Sie die Pariser verstehen werden; und es wird Sie vielleicht amüsieren zu sehen, wie diese ganze Welt von Schriftstellern auf der Phrase herumreitet und wie diejenigen von ihnen, die sich Philosophen nennen, auf der Idee reiten.

Ich stelle mich bei meiner Rückkehr ganz zur Ihrer Verfügung und bin sehr begierig, die Orchesterkompositionen, von denen Sie mir gesprochen haben, kennen zu lernen. Meine Partitur von „Cellini" kann keinen intelligenteren und wohlwollenderen Kritiker finden als Sie. Meinen besten Dank dafür, daß Sie beabsichtigen, die darauf bezügliche Arbeit in dem Buche von Herrn Pohl vorzunehmen. Übrigens hat dies Werk entschieden Unglück; in dem Augenblick als man im Begriff stand, sich in Dresden damit zu beschäftigen, wurde ein Attentat auf den König von Sachsen verübt . . . Das ist das antike Fatum und man könnte darüber sagen was Virgil von Dido sagt:

> Ter sese attollens cubitoque adnixa levavit:
> Ter revoluta toro est.

Wie groß ist Virgil doch! Welche Melodie und Harmonie in seiner Dichtung! Ihm hätte es geziemt, im Sterben noch zu sagen: Qualis artifex pereo! und nicht diesem Hanswurst von Nero, der

nur einen einzigen großen Einfall in seinem Leben gehabt hat, an dem Abend als er Rom an allen vier Ecken anzünden ließ, ... ein glänzender Beweis dafür, daß auch ein minderwertiger Mensch zuweilen einen großen Gedanken haben kann.

Gestern ist die Oper wieder eröffnet. Frau Stoltz ist in der Rolle der Favoritin zuerst wieder aufgetreten. Als ich sie jetzt auf der Bühne sah, war sie mir eine ganz fremde Erscheinung Auch ihre Stimme hat durch die Zeit außerordentlich gelitten. Die neue Direktion der Opéra hat einen Staatsstreich gemacht und allen Journalisten die Freikarten entzogen. Die arme Stoltz wird vergeblich wieder aufgetreten sein. Es fand im Foyer eine Beratung aller einflußreichen Federn (von Gänsen) statt, und wir haben einstimmig beschlossen, man müsse der Opéra durch Stillschweigen den Krieg erklären. Infolgedessen wird man mit keinem Worte der Wiedereröffnung oder des Debüts der Frau Stoltz Erwähnung tun bis die Direktion sich eines Besseren besinnt.

Ich arbeite an einem langen „Feuilleton des Stillschweigens", welches nächste Woche erscheint und mich sehr langweilt. Leben Sie wohl; das Schreiben an Sie ist mir eine wahre Erholung gewesen.

LXX.

An Louis Berlioz.

Paris, 26. Oktober 1854.

Ich war heute morgen ganz traurig, mein lieber Louis. Mir hatte in der Nacht geträumt, daß wir beide in La Côte waren und in dem kleinen Garten spazieren gingen. Da ich nicht wußte, wo Du bist, so hat der Traum mich peinlich berührt. Als ich ausging, gab mir der Portier Deinen kleinen Brief und das beruhigte mich wieder. Ich schreibe Dir mitten in meinen Laufereien in meinem Zimmer im Konservatorium, in der Hoffnung, daß dieser Brief mehr Glück haben wird, als die letzten drei, welche Dich anscheinend, nach Deinem vorletzten Briefe aus Kiel, nicht erreicht haben. Ich schrieb Dir nach Kiel beim Empfang Deines Briefes. Ich hoffe, daß wir uns endlich demnächst sehen werden, wenn auch nur

für wenige Tage. Ich habe Dir eine Nachricht mitzuteilen, die Dich vielleicht nicht überraschen wird und die ich im voraus schon meiner Schwester und meinem Onkel bei meiner letzten Reise nach La Côte mitgeteilt hatte. Ich habe mich wieder verheiratet. Das Verhältnis war durch seine Dauer, wie Du Dir wohl denken kannst, zu einem unlösbaren geworden. Ich konnte jetzt nicht für mich allein leben und die Person nicht verlassen, die seit vierzehn Jahren mit mir zusammengelebt hat. Bei seinem letzten Besuche in Paris war mein Onkel selbst ganz dieser Meinung und hat zuerst davon gesprochen. Alle meine Freunde hatten dieselbe Ansicht. Deine Interessen sind, wie Du wohl denken kannst, sicher gestellt. Ich habe meiner Frau, falls ich zuerst sterbe, nur den vierten Teil meines kleinen Vermögens zugesichert; auch ist es ihre Absicht, Dir dieses Viertel durch Testament wieder zukommen zu lassen. Sie hat mir als Mitgift ihre Einrichtung zugebracht, deren Wert erheblicher ist, als wir gedacht hatten, die ihr aber zurückgegeben wird, wenn ich vor ihr sterbe. Das alles ist nach den Weisungen, die mir mein Schwager gegeben hat, geregelt worden. Meine ganze Lage ist auf diese Weise besser und angenehmer geordnet. Wenn Du einige peinliche Erinnerungen an Fräulein Recio hast und ihr nicht wohlgesinnt bist, so zweifle ich nicht, daß Du diese Gefühle aus Liebe zu mir in der Tiefe Deines Herzens verschließen wirst. Die Hochzeit hat in kleinem Kreise, ohne Aufsehen aber auch ohne Heimlichkeit stattgefunden. Wenn Du mir darüber schreibst, so schreibe mir nichts, was ich meiner Frau nicht zeigen könnte, denn ich möchte um alles nicht daß in meine Häuslichkeit irgend ein Schatten fiele; kurz ich überlasse es Deinem Herzen, Dir zu sagen, was Du zu tun hast. Ich habe Admiral Cécile besucht. Er hat Deinen Brief erhalten. Er hat mir gesagt, daß Du nicht vor Ablauf der drei Jahre, die Du auf Fahrt mit einem Regierungsschiff durchmachen mußt, in die Kriegsmarine eintreten könntest, daß Du aber nach Ablauf dieser Zeit Anspruch darauf hättest; Du würdest dann als Sergeant der Besatzung oder als zweiter Chef am Steuerruder zugelassen werden. Ich stecke mitten in der Arbeit zur Vorbereitung eines Konzertes, in welchem mein neues Werk l'Enfance du Christ zum ersten Male aufgeführt werden soll. Ich bin darauf gefaßt, daß

sich mir unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen stellen werden, denn Geld will ich nicht dabei riskieren. A propos Geld, ich habe etwas bei Seite gelegt, von dem ich Dir einen Teil für Deine Ausgaben geben werde. Da ist auch ein Koffer, der verschiedene Sachen enthält, die Du in Deiner jetzigen Stellung nicht gebrauchen kannst; er ist verschlossen und trägt Deinen Namen als Dir gehörig. Ich bitte Dich, schreibe mir sobald Du diesen Brief erhalten hast.

Ich umarme Dich von ganzem Herzen. Meine Liebe für Dich scheint sich zu verdoppeln. Daß man Dich als Vertreter des Leutnants an Bord der La Place zugelassen, hat hier den besten Eindruck gemacht, und noch mehr, verschiedene Leute (unter andern ein Korrespondent und Mitarbeiter des Moniteur) die Dich gesehen haben, sprachen mit Anerkennung über Dich mit dem Admiral und mit meinem Freunde Raymond. Ich habe mich sehr darüber gefreut.

Lebe wohl lieber Sohn und Freund, teurer Louis! Liebe mich, wie ich Dich liebe.

LXXI.

An Léon Kreutzer.

Weimar, 16. Februar 1855.

Dank, lieber Kreutzer, tausendmal Dank und viele Grüße. Liszt hat mir soeben Ihren Artikel vom letzten Sonntag gegeben[1], der mich sehr gefreut hat. Er ist vortrefflich geschrieben und empfunden. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, welches Vergnügen mir Ihre Analyse des sentimentalen Mikrokosmos in der Ballade des „König von Thule" gemacht hat! . . . Nichts ist Ihnen entgangen! Sollten Sie zufällig (sic) der eigentliche Verfasser dieses Stückes sein? . . . Und ich wäre nur Ihr Plagiator? . . . Wie werden die guten Flickschuster der Pariser Musik die Augen aufreißen, wenn sie das von Ihnen lesen! . . . Aber mögen ihnen die Augen aufgehen, wenn sie Ihren Artikel lesen oder mögen sie die Augen schließen, wenn sie meine Oper hören, im Grunde ist es einerlei! Weder Sie noch ich haben, wie ich glaube, jemals die Prätension gehabt, für jene zu arbeiten.

[1] Besprechung von „Fausts Verdammnis" in der Gazette musicale.

Gestatten Sie mir hinzuzufügen, daß die Übereinstimmung der Gefühle und Gedanken, welche offenbar, wie mir scheint, zwischen uns besteht, die Freundschaft, die ich für Sie empfand, nur noch mehr entfaltet und gesteigert hat, ohne daß, wie ich versichern kann, die egoistische Befriedigung der Eigenliebe dabei zu kurz käme. Nein, es ist nur zu natürlich, wenn wir solche Herzen lieben, die in demselben Rhythmus wie unser eigenes schlagen, solche Geister, die nach demselben Himmelsziel fliegen, wohin wir fliegen möchten, während es ebenso natürlich ist, traurig genug das sagen zu müssen, daß wir Widerwillen empfinden gegen solche Wesen, die nach der entgegengesetzten Richtung streben und kriechen, negative und sehr positive. Verzeihen Sie dies spielen mit Worten, das doch einigermaßen meinen Gedankengang wiedergibt.

Ich war gestern ganz traurig bei der Probe vom Trio mit Chören aus Cellini, als ich sah, mit welchem Aplomb das Orchester, der Chor und die Sänger bei der Ausführung waren, und als ich dann andererseits an die traurigen Wechselfälle dieser Partitur dachte, die zweimal schon in einen infamen Hinterhalt geraten war, und erdrosselt worden ist!... Es ist doch ein Schwung und eine Gedankenfrische darin, die ich kaum jemals wieder so empfinden werde. Das heißt prahlen und sich brüsten nach italienisch-gascognischer Art, nicht wahr? Gut, machen Sie sich nur über mich lustig; aber ich habe in der Nacht davon geträumt und es hat mir das Herz beklemmt, als ich die Szene anhörte! Und doch drängt es mich sie morgen wieder anzuhören.

Leben Sie wohl, bitten Sie den lieben Gott für Ihre Leute, die ins Gefecht gehen, es wird ein heißer Tag werden. Ich drücke Ihnen die Hand.

LXXII.

An Tajan-Rogé.

Paris, 2. März 1855.

Ich kam heute morgen aus Norddeutschland zurück und fand Ihren Brief vor; ich bin ganz zerschlagen nach einer in der Bahn

verbrachten Nacht, bei einer Kälte wie in Kanada, und mache mich daran Ihnen zu antworten, ohne erst Atem zu schöpfen. Ist das nicht exemplarisch? Zunächst meinen Dank, daß Sie Wort gehalten und mir ein richtiges Feuilleton von sechs Spalten geschickt haben.... Und das tun Sie umsonst? Sie verderben uns ja das Geschäft!

Ich hatte schon eine Ahnung von den guten musikalischen Sitten, unter denen Sie das Glück haben, zu leben, und nichts von dem, was Sie mir mitteilen, setzt mich in Erstaunen, als etwa die Zahl der Proben, die man bei Ihnen für eine große Oper abhält[1]. Ja, offen gestanden, ich hatte gedacht, daß man in der neuen Welt, in dem Lande der Freiheit, welches den Wert der Zeit kennt, ganz und gar diesen alten Gebrauch, Proben abzuhalten, beseitigt hätte, daß man nie probierte. Aber ich sehe, daß ich mich getäuscht habe. New-Orleans ist antiabolitionistisch, und Ihr seid die Neger. Sie zählen, wie es scheint, sogar zu den Marronnegern, da Ihr erster Kontrabassist geflüchtet ist und jetzt ein freies Leben in den Wäldern führt.

Sie schreiben mir nichts von Ihren kommerziellen Projekten. Sie nahmen doch einen Haufen kleiner Fläschchen mit, woraus ich schloß, daß Sie da drüben unedle Metalle in Gold verwandeln wollten. Aber ich fürchte, daß Ihre Fläschchen Ihnen nicht einmal Trinkwasser verschafft haben.

Ich komme von Weimar und Gotha, wo man mich mit allem, was in Europa zum Erfolg gehört, überschüttet hat, übermäßig überschüttet.

Beim letzten Konzert in Weimar hatte ich ein wahres Monsterprogramm (L'Enfance du Christ, — Symphonie fantastique, — le Retour à la vie). Das letzte Werk kennen Sie nicht; ich habe den Text und die Musik geschrieben; es ist ein lyrisches Monodrama. Es tritt nur ein Darsteller auf, der die Rolle des Künstlers vor dem Vorhang auf der Bühne spielt. Der Vorhang ist herabgelassen; hinter demselben ist ein Amphitheater, auf welchem Orchester und Sänger ihre Weisen vortragen, ohne daß man sie sehen kann.

[1] Tajan-Rogé lebte damals in New-Orleans.

Die Musikstücke sind Melodien und Harmonien, welche der „Künstler“ nur im Gedanken zu hören glaubt, während der Zuhörer in der durch den Vorhang gedämpften Weise sie wirklich vernimmt. Ich wurde viermal herausgerufen nach der Aufführung dieses Werkes. Ich schrieb es vor zweiundzwanzig Jahren, als ich in den Wäldern Italiens umherstreifte. Ohne Zweifel würde ich hier höchstens Bruchstücke daraus zur Aufführung bringen. Bei einem darin vorkommenden Chor der Schatten wurde ich wirklich von Schaudern erfaßt, so seltsam schrecklich wirkt darin das langsam feierliche Crescendo. Die Worte sind folgende:

Kälte des Todes und Grabesschauer,
Rastlos dröhnender Schritt der Zeit,
Nacht und Chaos, wo Hoffnung erstirbt,
Wann ist der Lebenden Letzter dahin!?

Immer aufs neue, würgender Tod,
Hältst du dein Festmahl überall,
Unabläßig mit neuen Opfern
Stillt deine Gier die weite Erde.

Was „L'Enfance du Christ“ betrifft, so ist die Wirkung dieselbe gewesen wie hier, wo, wie ich zugeben muß, das Publikum wirklich sehr liebenswürdig war. Man hat geweint bis die Taschentücher ganz naß waren. Es tut mir sehr leid, daß ich Sie nicht damit bekannt machen kann. Aber sobald die Partitur erschienen ist, schicke ich sie Ihnen. Der Sohn von Guiraud ist mir sehr nützlich gewesen bei den beiden letzten Aufführungen. Er hat bei den Proben die Chöre begleitet und hat sie auch beim Finale des ersten Teiles dirigiert, wo die Choristen einen Platz haben, von dem aus sie den Dirigenten gar nicht sehen können. Es ist ein charmanter junger Mensch, der noch einmal ein tüchtiger Mann werden wird.

Sagen Sie seinem Vater, wenn Sie ihm meine herzlichsten Grüße überbringen, wie sehr ich den Sohn zu schätzen weiß. Meinen Händedruck für Prévost; ich wünsche ihm Mut bei der schwierigen Arbeit, die ihn beschäftigt.

Und jetzt leben Sie wohl, lieber Rogé. Ich muß mich tüchtig daran halten während der acht Tage, die ich in Paris zubringen will; ich habe mich verpflichtet, vom 15. bis 25. d. M. drei

Konzerte in Brüssel zu geben. Dann soll ich ein weiteres hier am 6. April in der Opéra-Comique geben, wobei die beiden Theater von Perrin vereint mitwirken, ferner muß ich die (erste) Aufführung meines Tedeum in Saint-Eustache zum 17. März vorbereiten und nach London reisen, wo ich von der New Philharmonic Society engagiert bin.

Im übrigen gibt es nichts Neues in der musikalischen Welt von Paris; Frl. Cruvelli hat immer noch nicht mehr als hunderttausend Franken für acht Monate ....

Meine Frau dankt bestens für Ihre Grüße. Wir sehen dann und wann Frau und Fräulein Rogé, die sich gewiß des besten Wohlseins erfreuen. Ich bin erst seit sechs Uhr hier und habe heute noch nichts von ihnen gehört.

LXXIII.

An Auguste Morel.

Paris, den 14. April 1855.

Lieber Morel,

Ich schreibe Ihnen nur einige Zeilen mit der Bitte, mich zu entschuldigen, daß ich noch nicht auf Ihren letzten Brief geantwortet habe. Er traf ein als ich nach Brüssel abreiste und seitdem war ich durch tausenderlei Dinge so in Anspruch genommen und hatte so viel zu tun, daß ich keine fünf Minuten Muße gefunden habe. Die belgischen Musiker haben mich gequält wie die Huronen. Diese braven Künstler, die so gut und geduldig, so entgegenkommend sind, können sich nie dazu entschließen, sich die Mühe zu geben, einen Takt zu zergliedern, und wenn bei ihnen etwas nicht gleich auf den ersten Schlag klappt, so verlieren sie sofort die Fassung. Nur das dritte Konzert ging gut.

Auch das in der Opéra-Comique am letzten Sonnabend ließ hinsichtlich der Ausführung viel zu wünschen übrig. Nur das Orchester war tadellos.

Ich stecke jetzt bis über die Ohren in Arbeit für das Tedeum und es kommt mir ganz sonderbar vor, daß Sie jetzt nicht hier

sind .... Hoffentlich geht alles gut. Möchten Sie die Güte haben, die beifolgende Reklame in die Marseiller Journale aufnehmen zu lassen. Die Kirche muß durchaus voll werden, oder wir fallen gründlich herein. Die Geschichte kostet siebentausend Franken.

Ich höre, daß Sie ein neues Quintett schreiben .... Das freut mich! Wenn doch dies schwierige Genre in Frankreich so recht in Aufnahme kommen möchte! Ihr Freund Baudillon verheiratet sich ja, er heiratet eine junge Pianistin von anmutigem Äußeren und angenehmem Wesen. Und Sie! Wollen Sie denn gar nicht heiraten? Sie hätten doch eine angenehme Häuslichkeit so nötig. Sie brauchen, fürchte ich, jemanden, der Sie so recht verzieht, sensibel und melancholisch wie Sie sind.

Ich drücke Lecourt die Hand. Théodore Bennet (Ritter) hat ihm seine Klavierbearbeitung unseres Adagio aus Romeo gewidmet. Dieser junge Mensch ist sehr der Beachtung wert, ich habe ihn sehr gern.

LXXIV.

An Richard Wagner.

Paris, 10. September 1855.

Lieber Wagner,

Ihr Brief hat mir viel Freude gemacht. Sie haben nicht Unrecht zu bedauern, daß ich die deutsche Sprache nicht verstehe, und was Sie mir von der Unmöglichkeit sagen Ihre Werke zu schätzen, so habe ich mir das schon häufig genug selbst gesagt. Die Feinheit des Ausdruckes geht in der Übersetzung, und wenn sie noch so getreu ist, fast immer verloren. Es gibt Akzente in der wahren Musik, die ganz besondere Worte verlangen und andrerseits Worte, die ganz bestimmte musikalische Akzente erfordern. Fehlt eines dem andern oder kommt es nur annähernd zum Ausdruck, so ist es gerade so, als ob man einer Ziege einen kleinen Hund zum Säugen unterlegt oder umgekehrt. Aber was ist dabei zu machen! Es fällt mir verteufelt schwer, fremde Sprachen zu

lernen; kaum daß ich etwas vom Engliſchen und Italieniſchen verſtehe.

Sie haben ſich daran gewagt, Gletſcher zum Schmelzen zu bringen mit Ihrer Kompoſition der Nibelungen! ... Es muß herrlich ſein, ſo mitten in einer großartigen Natur ſchreiben zu können. Das iſt ein Genuß, der mir gänzlich verſagt iſt! Herrliche Landſchaften, mächtige Bergesgipfel und gewaltige Meeresſzenerien abſorbieren mich vollſtändig, anſtatt mich zur Äußerung meiner Gedanken anzuregen. Ich fühle und empfinde, aber ich weiß es nicht auszudrücken. Beſchreiben kann ich den Mond nur, wenn ich ſein Bild im Brunnen erblicke.

Die Partituren, die Sie gewünſcht haben, würde ich Ihnen gern geſchickt haben; aber unglücklicherweiſe geben mir die Herausgeber ſchon längſt keine Exemplare mehr. Da ſind aber noch zwei oder drei, das Tedeum, „l'Enfance du Chriſt“ und „Lelio“ (lyriſches Monodrama,) welche in einigen Wochen herauskommen werden und dann kann ich Ihnen wenigſtens dieſe ſchicken.

Ihren „Lohengrin“ habe ich. Wenn Sie mir den „Tannhäuſer“ ſchicken könnten, ſo würde es mich freuen. Die Zuſammenkunft, die Sie vorſchlagen, würde ein Feſt für mich ſein, aber ich kann gar nicht daran denken. Ich muß Reiſen machen, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, da Paris mir nur Steine ſtatt Brot bietet.

Gleichviel, wenn wir noch hundert Jahre länger lebten, ſo würden wir in betreff vieler Dinge und Menſchen recht behalten. Der alte Demiurgos dort oben wird in ſeinen Bart hinein lachen über den ſteten Erfolg der alten Poſſe, die er uns ſpielt .... Aber ich will nicht ſchlecht von ihm reden, er iſt ja einer von Ihren Freunden und ich weiß, daß Sie ihn in Schutz nehmen. Ich bin zwar nicht fromm, habe aber alle Achtung vor den Frommen. Verzeihen Sie den Kalauer mit dem ich ſchließe und Ihnen die Hand drücke.

P. S. Jetzt kommt mir eine geflügelte Schar von Ideen aller Art und die Luſt, ſie Ihnen zu ſenden ... Aber ich habe keine Zeit dazu. Halten Sie mich darum bis auf weiteres nur für einfältig.

LXXV.

An Louis Berlioz.

Paris, 27. April 1855.

Lieber Louis,

In Eile nur wenige Zeilen. Von der nächsten Woche an tue ich, was Du willst. Der Admiral kam vorgestern zu mir. Ich war nicht zu Hause. Ich eile jetzt zu ihm.

Ich war vorgestern recht krank. Ich glaubte, ich würde nicht die Kraft haben meine Proben bis zu Ende durchzuführen. Heute geht es mir etwas besser. Wir haben gestern in Saint-Eustache die erste Orchesterprobe[1] mit den sechshundert Kindern abgehalten. Heute habe ich die Gesamtprobe meiner zweihundert Choristenkünstler. Es wird schon gehen. Es ist ganz kolossal! Der Teufel soll mich holen, wenn das Finale darin nicht noch weit grandioser ist als das Tuba mirum in meinem Requiem.

Es ist ein wahres Unglück, daß Du es nicht mit anhören kannst.

Lebe wohl, sei verständig und verschwende Dein bischen Geld nicht.

LXXVI.

An Auguste Morel.

Paris, 2. Juni 1855.

Verzeihung, daß ich Ihnen noch nicht geantwortet habe. Sie kennen das Leben in Paris und doch zweifle ich, daß Sie sich eine Vorstellung von dem Leben machen können, welches ich seit einem Monat geführt habe. Endlich bin ich etwas freier, ich habe nur noch Druckbogen zu korrigieren vom Morgen bis zum Abend, bei den Stechern und Druckern herumzulaufen usw. usw. Man sticht zu gleicher Zeit l'Enfance du Christ, große und kleine Partitur, das Tedeum, große Partitur, das Monodrama Retour à la vie, große und kleine Partitur. Das Tedeum gebe ich zusammen mit

[1] Zum Tedeum.

Jemmy Brandus heraus. Wenn das Konservatorium in Marseille mir ein Exemplar abnehmen kann, so halte ich mich ihm bestens empfohlen. Sprechen Sie mit Lecourt darüber. Bennet[1] meint, ich könnte fünf oder sechs Subskribenten in Marseille finden. Laval hat mir gesagt, er habe Ihnen die letzten Korrekturbogen zu Ihrem Quartett geschickt. Sind Sie fertig damit? Soll ich noch bei Brandus etwas darüber bestellen? Tausend Dank für Ihre freundliche Teilnahme für Louis. Er hat wirklich den Fleurus abfahren lassen müssen und ist jetzt Rekonvaleszent im Hospital St. Mandrier zu Toulon. Sie wünschen, daß ich Ihnen etwas über das Tedeum schreiben soll; das hält sehr schwer. Alles was ich sagen kann ist, daß die Wirkung dieses Werkes auf mich eine ganz gewaltige war, ebenso auf meine ausführenden Künstler. Die ungeheure Großartigkeit des ganzen Planes und des Stils hat allgemein das größte Erstaunen erregt, und Sie können sich denken, daß das Tibi omnes und Judex, obgleich ganz verschieden, Stücke von gewaltigen Proportionen sind, die noch viel mächtiger wirken würden, wenn man sie in einem weniger großen und hallenden Saal hören würde als es die Saint-Eustache-Kirche ist. Ich reise am Freitag nach England. Wagner, der in London die alte Philharmonic Society dirigiert (ich hatte die Direktion ablehnen müssen, da ich schon von der andern engagiert war) unterliegt den Angriffen der gesamten englischen Presse. Aber er bleibt ruhig, wie man sagt, und ist überzeugt, daß er in fünfzig Jahren die ganze musikalische Welt beherrschen wird.

Verdi ist auch mit allen Leuten von der Opéra in Streit. Er hat ihnen gestern bei der Generalprobe eine schreckliche Szene gemacht.

Der arme Mann tut mir leid. Ich kann mich ganz in seine Lage versetzen. Verdi ist ein würdiger und ehrenwerter Künstler. Rossini ist angekommen. Er prahlt jeden Abend auf dem Boulevard umher und sieht aus wie ein alter Satyr, der sich zur Ruhe gesetzt hat.

[1] Der Vater des ausgezeichneten Pianisten Théodore Ritter und von Frl. Cécile Ritter. Die Familie Bennet stammt aus Marseille.

LXXVII.

An denselben.

Paris, 21. Juli 1855.

Tausend Dank für Ihren gütigen und liebevollen Brief. Ich kann Ihnen etwas Ähnliches nicht schreiben; ich bin ganz krank, weil Paris mich langweilt, und von der Hitze und tausend angreifenden Angelegenheiten. Ich habe sofort Ihren Auftrag besorgt. Laval hat das Quartett nicht expediert, weil die Korrekturen nicht erledigt waren. Der Stecher hatte ihn getäuscht und ihm gesagt, daß sie fertig seien. Inzwischen wird das aber erledigt sein und ich denke, daß Sie das Paket bald erhalten werden oder schon erhalten haben.

Ich habe einen glänzenden Ausflug nach London gemacht, wo ich mich immer mehr einlebe. Ich kehre auch im Winter dorthin zurück nach einer Tournee in Böhmen und Österreich, die ich beabsichtige, falls wir nicht Krieg mit den Österreichern bekommen.

Ich tue nichts anderes als von morgens bis abends Druckbogen korrigieren.

Vielen Dank, daß Sie einige Subskribenten für das Tedeum gefunden haben, es wird nächstens herauskommen. Man hat mir in London eine kleine Arbeit aufgetragen: „Die Kunst zu dirigieren". Es soll dies der englischen Ausgabe meiner Abhandlung über Instrumentation, die durchgesehen und erweitert ist, hinzugefügt werden. Das wird mich während des nächsten Monats ausschließlich beschäftigen.

Louis ist hier. Er erholt sich langsam und ist voll des Lobes über Ihre Güte gegen ihn und daß Sie ihm in Toulon so viele Freunde verschafft haben. Seit meiner Rückkehr aus London habe ich nichts gesehen und gehört. Ich kann Ihnen daher nichts erzählen. Die „Vesper" von Verdi kenne ich noch nicht. Meyerbeer wird mit seinem „Nordstern" in Covent-Garden zufrieden sein; man hat ihm Bouquets geworfen wie einer Primadonna. Und Gouin war nicht dabei! Bennet und sein Sohn (Ritter) waren mir nach London gefolgt. Nachdem sie das Adagio aus „Romeo und Julie" von

unserm großen Orchester in Exeter Hall gehört hatten, begann Vater Bennet einzusehen, was er früher nicht zu glauben vermochte, daß ein piano einer solchen Kraft des Ausdruckes nicht fähig sein könne . . .

Sein Sohn ist ein ganz prächtiger junger Mann, der, wie ich glaube, bald ein großer Künstler sein wird. Er ist in der Fée Mab aushilfsweise eingetreten und hat das Triangel gespielt.

LXXVIII.

An denselben.

Paris, 9. Januar 1856.

Dank für alle freundlichen Mitteilungen und für die Details, welche Sie mir aus dem musikalischen Zentrum, in dem Sie leben, berichten. Hier giebt es nichts Neues! Die Opéra hat nicht mehr Abwechselung in ihrem Repertoire, als früher.

Aber ich glaube, daß sie (die Opéra) in ernster Verlegenheit ist. Crosnier will nichts und kann nichts tun. Der musikalische Direktor ist Girard, der alles tut, was er will und nichts geschehen läßt, was er nicht will. Um diese Diktatur auszufüllen bezieht er 18000 Franken Gehalt.

Dietsch ist dekoriert worden. Was soll ich sonst noch sagen? Alle acht Tage wird eine neue Oper gegeben. Das Théâtre-Lyrique war vorgestern soweit, daß es schließen wollte, es brachte nichts mehr ein. Jetzt steht es wieder etwas besser und rechnet damit, sich durch eine Oper von Clapisson zu retten. Die italienische Oper hat eine Unterbilanz von 200,000 Franken. Die Opéra-Comique ist die einzige, die sich ziemlich hält, macht aber auch keine glänzenden Geschäfte.

Das alles ist wenig erfreulich; man sieht nichts als Mischmasch, Plattheiten, Nichtigkeiten, Lumpereien, Lumpen, Platte und Mansher.

Ich halte mich je länger je mehr fern von dieser vergifteten Welt von Giftmischern.

Allmählich erhole ich mich von den schrecklichen Anstrengungen der Ausstellungskonzerte.

Ich erhalte dann und wann Briefe von auswärts, die zeitweilig meinen warmen Eifer für die Musik neu beleben. Vor vierzehn Tagen erhielt ich einen aus Brüssel über „Faust", der alles übertrifft, was man mir jemals in dieser Art geschrieben hat, selbst die Briefe des Baron von D*** über „Romeo und Julie". Was die Pariser betrifft, so sind sie durchweg stets dieselbe gleichgültige, teilnamslose Bande. Das kleine Publikum im Saale Herz vermag so wenig, daß sein Einfluß gleich Null ist. Der Prinz Napoleon hat mich sehr gnädig empfangen; er wundert sich über die erbärmliche Stellung, die ich in Paris einnehme, aber eine Änderung für mich herbeizuführen, dazu kommt er nicht. Der Kaiser ist unzugänglich und flucht auf die Musik wie zehn Türken. . . .

Dank für die guten Absichten, die Sie und Lecourt in betreff meines Sohnes haben; ich kann mich aber nicht mit den Anschauungen befreunden, welche Sie hinsichtlich der Handelsmarine haben; wenn ich mich irre, um so besser. Aber ich sehe keine gesicherte Zukunft für Louis, sobald er die Kriegsmarine verläßt, und bin auch ganz und gar außer Stande, ihm zu Hilfe zu kommen. Auch meine Schwester und mein Onkel meinen, daß er bleiben soll, wo er ist. Er wird sie alle gegen sich aufbringen, zumal meinen Onkel, den zu schonen er doch das größte Interesse hat. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Er hat mich veranlaßt, an den Kaiser zu schreiben, damit er ihn zu einer Rangstellung befördere, die er anstrebt. Ich habe ohne Erfolg den Admiral Cécile in Bewegung gesetzt und alle meine Freunde von den Débats.

Weiter kann ich auch nichts ausrichten. Louis hat sich selbst seinen Beruf gewählt und dabei nur nach seinem eigenen Kopf gehandelt. Ich muß schweigen und unter Sorgen abwarten, wohin sein unüberlegtes Benehmen führt. Auf alle Fälle aber muß ich Ihnen sagen, wie sehr es mich gerührt hat, daß Sie sich so für ihn interessieren und daß ich Ihnen mein Lebelang dankbar sein werde für das, was Sie für ihn tun werden. Ich kann in Paris in musikalischen Dingen nichts von Bedeutung unternehmen, Hindernisse überall und überall. Kein Saal, keine ausführende Kräfte (wie ich sie haben möchte). Ich kann nicht einmal über einen Sonntag verfügen, um ein kleines Konzert zu geben. Die einen sind

belegt von der Société des Concerts, die anderen von der Société Pasdeloup, die den Saal Herz für die ganze Saison gemietet hat. Ich bin gezwungen, mich mit dem Freitag zu begnügen.

Leben Sie wohl, genug für heute und zuviel, was nützt es Vorwürfe zu machen? Die Cholera existiert nun einmal, daß weiß man, warum sollte die Pariser Musik denn nicht existieren?

LXXIX.

An Theodor Ritter.

12. Januar 1856.

Mein lieber, teurer Theodor,

Behalten Sie den 12. Januar 1856 im Gedächtnis!

Das ist der Tag, an welchem Sie zum ersten Male an die Wunder der großen dramatischen Musik herangetreten sind, an welchem Sie von der Erhabenheit Glucks die erste Ahnung bekommen haben.

Ich werde nie vergessen, daß Ihr künstlerischer Instinkt ohne zu zaudern mit Entzücken diesem Genie gehuldigt hat, das Ihnen bisher noch unbekannt war. Ja, ja, seien Sie überzeugt, was auch immer die Leute sagen, die nur halbe Leidenschaft, ein halbes Herz und nur eine Gehirnhälfte besitzen, es gibt zwei große, höhere Gottheiten in unserer Kunst: Beethoven und Gluck. Der eine herrscht in der endlosen Welt der Gedanken, der andere in dem unbegrenzten Gebiete der Leidenschaften, und obgleich der erste als Musiker dem zweiten weit überlegen ist, so steckt doch soviel von dem einen in dem anderen, daß diese beiden Jupiter zusammen nur eine Gottheit ausmachen, in die wir uns versenken müssen voll Bewunderung und Hochachtung.

LXXX.

An Ernest Legouvé[1].

Paris, 9. April 1856.

Welcher Triumph, welche Freude, mein lieber Legouvé! Das ist ja vortrefflich! Das ist der schönste Erfolg, der reinste, berechtigtste, dem

[1] Nach der Aufführung der Médéa mit der Ristori.

ich je beigewohnt habe in meinem Leben und der mit Sicherheit vorauszusehen war. Mein Herz ist zum Zerspringen voll.... Es ist so herrlich, ein wahres Meisterstück, ein Meisterstück von einer genialen Frau, einer Muse dargestellt zu sehen, und noch dazu ein Meisterstück, welches den Gefahren der Übersetzung entgangen ist. Bei Ihnen sind alle glücklichen Zufälle zusammengetroffen: ein unvergleichlicher Übersetzer, eine großartige Darstellerin, ein intelligentes, empfängliches Publikum und Genugtuung für erlittene Unbill.

Im meinem Inneren singe ich Ihnen eine Ruhmeshymne, deren Fanfaren bis nach Griechenland hin erschallen würden, wenn man sie aufführen könnte.

Meine Frau und ich haben Tränen vergossen und gezittert. Ich umarme Sie. Ich habe seit langer Zeit keine solche Freude empfunden.

LXXXI.

An Auguste Morel.

Paris, 23. Mai 1856.

Louis schreibt mir aus Toulon. Er will den Staatsdienst verlassen; er sucht ein Schiff zu einer einjährigen oder fünfzehnmonatlichen Fahrt. Seien Sie so gut und helfen ihm, daß er ein Schiff findet, welches bald abgeht und wo er gut aufgehoben ist. Bitten Sie auch Lecourt von mir, daß er Sie dabei unterstützt. Sie würden mich sehr dadurch verpflichten. Ich habe ihm (Louis) eben nach Toulon geschrieben, um ihm zu melden, daß ein Paket mit Kleidungsstücken, die er dringend nötig hat, ihm am nächsten Dienstag, den 27., durch meinen Schneider an das Bureau der Messageries impériales de Marseille zugeschickt wird. Wenn mein Brief in Toulon ankommt, während Louis in Marseille ist, so bitte ich ihn zu benachrichtigen, damit er sich das Paket auf dem Bureau der Messageries um den 29. oder 30. herausgeben läßt.

Ihren Freund, auf dessen Namen ich mich nicht besinne (Rostand), habe ich gesehen; er spricht über alles sehr gut, auch über Musik. Er hätte gern irgend ein Werk von mir während seines Aufenthaltes

in Paris gehört, aber es war nicht möglich, seinen Wunsch zu erfüllen. Ich bin sehr beschäftigt und wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, recht krank, ohne daß ich entdecken kann, was mir eigentlich fehlt. Ich befinde mich unglaublich schlecht; schlafe fast beim Gehen auf der Straße ein; vielleicht tut es der Frühling. Ich habe eine Oper in fünf Akten angefangen, in der ich alles selbst mache, Text und Musik. Ich bin beim dritten Akte der Dichtung, den zweiten habe ich gestern beendigt. Dies bleibt aber unter uns. Wenn ich sie nach besten Kräften gestaltet habe, werde ich in Muße die feinen Züge herausarbeiten. In Frankreich erwarte ich nichts mehr von irgend einem Menschen. Ich werde sie zur Aufführung bringen, wo ich kann, in Berlin, Dresden, Wien usw. selbst in London. Aber wenn man sie in Paris haben will, so soll sie nur unter ganz anderen Bedingungen aufgeführt werden als unter denjenigen, in welchen ich mich jetzt befinde. Ich will meinen Kopf nicht wieder in den Rachen der Wölfe und Hunde stecken.

In Weimar haben wir unglaubliche Szenen erlebt mit dem Lohengrin von Wagner .... Es würde zu weit führen, Ihnen das zu berichten. Es ist dabei zu Geschichten gekommen, welche noch jetzt die Presse in Deutschland lebhaft beschäftigen.

Leben Sie wohl, mein lieber Morel, daß Ihre Angelegenheit mit Brandus endlich erledigt ist, weiß ich. Es war auch Zeit. Bennet ist mit seinem Sohn in Nancy. Den jungen Lecourt sehe ich niemals und doch möchte ich manchmal gern mit ihm sprechen. Es soll ein reizender junger Mann sein.

Ebenso geht es mir mit Daniel Liszt. Sein Vater hat mir geschrieben, daß er mich besuchen würde, aber ich sehe ihn nie. Ich erwarte recht bald Nachricht von Ihnen.

LXXXII.

Paris, 9. September 1856.

Lieber Morel,

Ist das Schiff angekommen, mit dem Louis fahren soll? Ich habe noch nichts darüber gehört.

Wie geht es Ihnen? Nun haben Sie ja auch bald wieder

die Laſten des Konſervatoriums. Sind Sie weiter gekommen mit Ihrer Oper? Ich arbeite ganz ausſchließlich an der meinigen, ſpreche aber nie darüber mit Alphonſe Royer, der wie alle früheren Direktoren der Opéra der reine Hottentott in bezug auf Muſik iſt. Mich betrachtet er als einen großen Symphoniker, der nichts anderes tun kann und darf als Symphonien verfaſſen, und der nicht imſtande iſt für Geſangſtimmen zu ſchreiben. Er hat weder „Fauſt“ noch „l'Enfance du Chriſt“ gehört, verſteht nichts von allen dieſen Fragen und doch hat er dieſe vorgefaßte Meinung. Er hat ſie kürzlich einem Freunde von mir gegenüber geäußert. Ich wußte das auch vorher ſchon, ich kenne ja ſeine muſikaliſchen Anſichten. Indeſſen arbeite ich doch weiter an meiner Partitur, mit der unbeſtimmten Hoffnung, ſpäter einmal die Spitze des Baues zu erreichen, d. h. durch die Geneigtheit des Kaiſers.

Inzwiſchen kann ich Ihnen ſagen, daß die Dichtung den größten Erfolg gehabt hat bei verſchiedenen Perſonen, denen ich ſie vorgeleſen habe. Ich glaube, Ihnen wird Sie auch gefallen.

LXXXIII.

An den Abbé Girod[1].

Paris, 16. Dezember 1858.

Geehrter Herr,

Das Buch, welches Sie die Güte hatten, mir zu ſchicken, habe ich erhalten und mit großem Intereſſe geleſen. Soweit die Frage ſich noch weiter aufklären ließ, als bisher, haben Sie es getan. Sie läßt ſich gar nicht beſſer auffaſſen und darlegen; aber ich muß geſtehen, es tut mir faſt leid zu ſehen, wie ein Mann von Herz und Geiſt, wie Sie, geehrter Herr, ſeine Zeit und Kraft dazu hergibt, gegen ſolche Windmühlen zu kämpfen. Die einzigen Punkte, in denen ich zu meinem Bedauern abweichender Anſicht bin, betreffen die klaſſiſche Fuge über das Amen und das Spiel mit den wechſelnden Orgelregiſtern.

[1] Verfaſſer des Werkes: De la musique religieuse et de la connaissance pratique des grandes orgues (au collège de la Paix, à Namur).

Ohne Zweifel könnte man eine schöne Fuge von religiösem Charakter schreiben, um die fromme Bitte: Amen! zum Ausdruck zu bringen. Aber sie müßte sehr langsam, voll Zerknirschung und kurz gehalten sein. Denn wenn ein Wort ausreicht, um den Sinn auszudrücken, so darf man es nicht unzählige Male wiederholen, ohne sich lächerlich zu machen. Anstatt solcher Zurückhaltung und solchen Strebens nach richtigem Ausdruck gehen alle Fugen über das Wort Amen in schnellem, heftigen, ungestümen Tempo und gleichen um so mehr Chören von bezechten Trinkern, untermischt mit tollem Gelächter, als jede Stimme mehrfach die Anfangssilbe des Wortes A . . . A . . . A . . . A . . . Amen zu singen hat, was eine geradezu groteske und unanständige Wirkung hervorbringt. Diese herkömmlichen Fugen sind nichts als sinnlose Blasphemien.

Was das Spiel mit den wechselnden Orgelregistern betrifft, so ist das ein förmliches Charivari, das ich nicht ohne Entsetzen anhören kann.

Gewohnheit, Gebrauch, Routine sind die Stützen dieser Barbareien, welche uns mittelalterliche Ignoranz als Vermächtnis hinterlassen hat. Wäre ich noch ein kriegliebender Künstler wie früher, so würde ich Ihnen zurufen: Delenda est Carthago! Aber ich bin müde und muß zugeben, daß Geschmacklosigkeiten dem menschlichen Geist unentbehrlich sind und aus ihm geboren werden, wie die Insekten aus dem Sumpfe hervorgehen. Lassen wir doch die einen wie die anderen umhersummen.

LXXXIV.

An Bennet.

Paris, 26. oder 27. Januar (1857).

Ja, Théodore hat recht, Ihr dünnes Papier, das so viel Tinte schluckt, fällt mir sehr auf die Nerven, die ohnehin krank sind. Benutzen Sie daher gütigst anderes Briefpapier, wenn Sie mir künftig schreiben.

Gleichwohl danke ich Ihnen, und zwar recht herzlich, für Ihren freundlichen und tröstlichen Brief. Es ist aber gar nicht so nötig,

wie Sie zu glauben scheinen, mich zur Fortsetzung meiner Arbeit zu ermutigen. Krank wie ich bin, komme ich doch vorwärts. Meine Partitur[1] gestaltet sich, wie die Stalaktiten in den feuchten Grotten sich bilden, ohne daß es mir so recht bewußt wird. Ich bin gerade dabei, das gewaltige Finale des ersten Aktes zu instrumentieren, das mir bisher seines Umfanges wegen die größte Sorge gemacht hatte. Ich habe Roquemont abgeschickt, um mir im Konservatorium die Partitur zu Olympia von Spontini herauszusuchen. Darin befindet sich ein Siegesmarsch. Ich habe die Takte gezählt; es sind 347, und ich habe nicht mehr als 244. Überdies findet auch nicht die geringste Handlung bei jener endlosen Entwicklung des Marsches in Olympia statt, während bei mir die Cassandra im Vordergrund auftritt, wenn der Zug mit dem Holzpferde sich im Hintergrunde verliert. Es wird sich also schon machen[2].

Das Duett und das Finale des vierten Aktes habe ich ganz fertig. Sie sehen mit welcher Leichtigkeit Sie mich dazu bringen, Ihnen von meinem Werke zu erzählen! . . . Aber ich gebe mich keinen Illusionen hin und Sie bringen mich zum Lachen mit den alten Reden von einer Mission, die ich erfüllen müßte! Schöner Missionar! Aber es steckt in mir ein unerklärlicher Mechanismus, der trotz allen Raisonnirens funktioniert und den ich gewähren lasse, weil ich ihn nicht hindern kann.

Was mich am meisten anekelt, ist die Gewißheit von dem Nichtvorhandensein des Schönen für die unberechenbare Menge menschlicher Affen.

Frau X . . . , die mich gestern besuchte, gestand mir ganz naiv und betrübt, daß sie die Vestalin von Spontini nie gesehen und gelesen habe.

Eine solche Künstlerin, die ihr Leben in der Welt des Theaters und der Musik zugebracht hat, muß sich zufällig stets da befunden haben, wo der Stern jenes Genies nie geglänzt hat! . . . Wenn ein solches Geschick wahre Meisterwerke trifft, ist das nicht etwas

[1] Die Partitur zu den Trojanern.

[2] Berlioz schrieb damals erst an dem ersten Teil seiner Oper: Die Einnahme von Troja, d. h. dem Teil, welcher nie aufgeführt worden ist und den wir nicht kennen.

geradezu Empörendes! Freilich ist Frau X. in dem Milieu einer italienischen Krämerbude groß geworden. Aber diese bäuerliche Erziehung hat sie doch nicht gehindert später Mozart, Haydn, Beethoven, Gluck kennen zu lernen und sich ganz bezaubern zu lassen von dem breiten Perrückengesicht dieser Bier- und Schweinefleischtonne, die man Händel nennt! . . .

Ich habe nun also anderthalb Akte der Partitur beendet. Mit der Zeit wird der Rest dieser Stalaktiten sich wohl gestalten, wenn nicht etwa das Gewölbe der Grotte einstürzt.

Wir werden uns sehr freuen, Sie nach Paris zurückkehren zu sehen, wäre es auch nur für einige Wochen . . . . Verwirklichen Sie doch Ihren Plan ein Konzert zu veranstalten, ich werde in einem Monat wahrscheinlich kräftig genug sein, die Direktion zu übernehmen und das wird mich wieder etwas erwärmen.

Gut, daß mein Brief zu Ende geht . . . . Der bleiche Sonnenstrahl, der mein Fenster erhellte, als ich anfing Ihnen zu schreiben, erlischt und es ist mir mehr als kalt ums Herz, ich sehe alles grau und will mich ausstrecken auf meinem Kanapee, die geistigen und körperlichen Augen schließen, um nichts mehr wahrzunehmen und stumpfsinnig dazuliegen wie ein Baum ohne Blätter, der vom Regen trieft.

P. S. — Rue de Calais (wie gesagt und nicht Douai) Nr. 4.

LXXXV.

An Auguste Morel.

Paris, Sonnabend abend, 25. oder 26. April 1857.

Lieber Morel,

Ich danke Ihnen, daß Sie sich beeilt haben, mich wissen zu lassen, was Sie von Louis gehört haben. Aber ich hatte auch schon einen Brief aus Bombay, worin er mir beinahe über dieselben Dinge schreibt wie Ihnen. Ich werde Ihnen später einen Brief schicken, mit der Bitte, ihm denselben zu geben, wenn er nach Marseille kommt. Er schreibt mir, daß er erst Ende August dort ankommt. Ich bin sehr froh, daß er wenigstens ungefähr einen Monat

zur Verfügung haben wird, um mich zu besuchen. Ich möchte Ihnen bei dieser Gelegenheit noch empfehlen, darauf zu achten, daß er nur nach Paris kommt, wenn er völlig sicher ist, durch diese Reise nicht seine Stellung an Bord der Belle-Assise zu gefährden und das bestimmte Versprechen, dort zurück zu sein zu der ihm vom Kapitän angegebenen Zeit, halten kann. Übrigens nehme ich an, daß er jetzt verständiger ist.

Ich arbeite wie Sie an einer enormen Partitur. Trotz aller notgedrungenen Unterbrechungen und Abhaltungen, die das Leben in Paris mit sich bringt, habe ich zwei und einen halben Akt fertig, vollständig instrumentiert, poliert und ausgefeilt. Indessen kann ich kaum die Zeit erwarten, wo ich diese schwere Kugel nicht mehr mit mir herumschleppen muß. Augenblicklich hat man in unserer kleinen Welt meiner Dichtung einen ganz übertriebenen Erfolg bereitet. Ich habe sie zweimal vor einem sehr kompetenten Areopag vorgelesen, einmal bei Edouard Bertin, einmal bei mir. Man findet sie schön. Kürzlich hat die Kaiserin bei einer Abendgesellschaft in den Tuilerien eingehend mit mir darüber gesprochen. Wenn der Kaiser eine freie Stunde hat, so werde ich die Dichtung später den Majestäten vorlesen. Ich möchte aber, wenn ich mich dieser Prüfung unterziehe, etwas weiter in der Arbeit an der Partitur vorgerückt sein und wenigstens drei Akte beendigt haben. Auch wenn der Kaiser anordnen würde, daß dies gewaltige Werk sofort einstudiert werden solle, so könnte ich nicht zustimmen. Ich habe nicht zwei Frauen, die imstande wären, die Cassandra und Dido zu spielen, zu singen und darzustellen.

Bringen Sie Lecourt meine Grüße und drücken Sie ihm die Hand für mich. Wie schleppt er sich durchs Leben? Seinen Sohn sehe ich nie.

Oberon macht noch immer volle Kasse beim Théâtre-Lyrique.

Sonntag früh.

Eben erhalte ich einen Brief von Lecourt. Er schreibt mir, daß Sie sich schrecklich abplagen um das Fest aus „Romeo und Julie“ aufzuführen. Warum haben Sie das unternommen? ohne Harfen? und ohne ein ausreichendes Orchester? . . . Sagen Sie mir wie das Konzert gegangen ist.

LXXXVI.

An denselben.

Paris, 7. September 1857.

Lieber Morel,

Sie haben Louis wieder mit Güte und Liebe überhäuft. Meinen besten Dank dafür und sprechen Sie, wenn ich bitten darf, auch Ihrer Frau Mutter, von der Louis nur mit der größten Liebe spricht, meine innigste Dankbarkeit aus. Er fängt doch an, sich etwas weniger als unerfahrenes Kind zu zeigen und denkt mehr an sein Fortkommen. Ich zweifle nicht, daß Ihr guter Rat wesentlich beigetragen hat zu diesem Fortschritt. Wir haben, er sowohl als ich, in diesen Tagen vergeblich versucht, Nachricht von seinem Kapitän und von seinem Schiff zu bekommen. Das Schweigen des Herrn Aubin macht uns unruhig. Bei Herrn von Rothschild habe ich erfahren, daß der frühere Kapitän der Belle-Assise nach Marseille gereist ist, um den Zustand des Schiffes und der Ladung zu untersuchen. Er wird ohne Zweifel Herrn Aubin in Marseille zurückgehalten haben, damit er ihn bei dieser Prüfung helfe. Haben Sie die Güte, lieber Morel, sich im Hafen zu erkundigen, wann diese Herren nach Paris zurückkommen, und wann die Belle-Assise abgeht, falls das schon bekannt ist. Ich glaube, daß Louis auch schon deshalb geschrieben hat. Er ist augenblicklich in Dieppe, wo er eine Freundin seiner Mutter besucht, Frau Lawson, die ihm sehr wohlgesinnt ist. Er kommt heute abend zurück. Ich habe mich wieder an meine Partitur gemacht, und wenn ich nicht ewig gestört würde, wenigstens an einem Tage unter dreien, so würde ich schneller vorwärts kommen. Alles in allem wird das Werk in sechs oder sieben Monaten fertig sein. Ich werde mich dann daran machen, den Klavierauszug zu arrangieren, um die Fehler besser studieren zu können. Das ist in solchen Fällen eine überaus nützliche Arbeit und überdies hat der Auszug für Klavier und Gesang auch seinen besonderen Wert, zumal für Studien.

Ich bin ganz betrübt über die schlechte Wirkung, welche die Aufführung der „Euryanthe" gehabt hat. Die Dichtung ist auch, trotz der Änderungen, die man verständigerweise daran vorgenommen

hat, ganz unerträglich. Sie werden in diesen Tagen die Analyse lesen, die ich von dem deutschen Drama in dem Journal des Débats gemacht habe. Ich glaube nicht, daß man jemals so einfältige Dinge in Szene gesetzt hat; man ist doch auch nicht auf den Kopf gefallen in solchen Sachen. Wir sind alle einig, die Musik zu loben, die wirklich recht schöne Partien enthält, die aber doch nach meiner Ansicht weder mit „Oberon" noch mit dem „Freischütz" zu vergleichen ist. Wann wird man sich denn in Marseille mit Ihrer Oper beschäftigen? Halten Sie mich auf dem Laufenden über alles, was sich darauf bezieht. Hätte ich etwas Geld bei Seite gelegt, so würde ich nicht verfehlen, zu der ersten Vorstellung hinzureisen.

Tausend Grüße für Lecourt. Théodore Ritter hat den Klavierauszug zu „Romeo und Julie" fertig gestellt. Er ist sehr klar und spielt sich gut. Ritter hat in der letzten Woche das ganze Werk vor etwa fünfzehn Personen bei Pleyel gespielt. Duprez und ich haben die Chöre ꝛc. gesungen. Er spielte sehr gut. Gestochen wird der Auszug in Leipzig.

P. S. Kapitän Aubin, nicht Bodin, ist gekommen. Er kehrt nach Marseille zurück. Er wird Louis den Tag mitteilen, an dem er an Bord kommen muß. Bemühen Sie sich daher dieserhalb nicht weiter.

LXXXVII.

An denselben.

Paris, Sonntag, 11. Oktober 1857.

Lieber Morel,

Wir danken Ihnen aufs herzlichste. Machen Sie das Unmögliche möglich und erwirken eine bestimmte Zusage vom Kapitän der „Reine des Clippers" oder vielmehr von Herrn Acquarone. Das ist gerade ein Schiff wie es Louis am meisten zusagen würde; ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich meinen Sohn in den Seehäfen herumschicken müßte, um selbst ein Schiff zu suchen. Halten Sie mich auf dem Laufenden über Ihre Unterhandlungen.

Ich rechne auch auf die Hilfe unseres vortrefflichen Lecourt.

Es wird mir schwer, Ihnen diese wenigen Zeilen zu schreiben. Ich kann mich von meinem Nervenleiden gar nicht erholen. Es verändert sich jeden Tag und führt die seltsamsten Anfälle herbei.

Viele herzliche Grüße. Ich hätte Ihnen noch so viel zu sagen, aber es fehlt mir die Kraft zum Schreiben.

LXXXVIII.

An denselben.

Paris, Mittwoch, 27. oder 28. Oktober 1857.

Dank Ihrer Verbindungen und der Befürwortung von Lecourt hat Louis endlich die Stelle als Leutnant an Bord der „Reine des Clippers" erhalten. Das ist für ihn von größtem Vorteil. Seine Anwesenheit in Marseille wird noch nicht verlangt. Indessen bin ich der Meinung, daß er sich schon vorher dorthin begeben muß, damit er zu keiner Unzufriedenheit Veranlassung gibt, er kann sich auch Herrn Acquarone und seinen Vorgesetzten vorstellen und schon vor der Abfahrt in Tätigkeit treten. Übrigens wird er auch noch die Frist, die man ihm gelassen hat, benutzen, um einige Tage bei meiner Schwester in Vienne zuzubringen und meinem Onkel einen Besuch in Tournon zu machen. Ich denke, bei seiner Ankunft in Marseille werden Sie schon von Ihrem Ausfluge nach Aix zurückgekehrt sein. Sollte sein Aufenthalt bei Ihnen länger dauern, so habe ich mit ihm verabredet, daß Sie mir erlauben, Pension für ihn zu zahlen und darüber nicht böse werden. Ich habe in diesen Tagen Herrn de Rémusat gesprochen, der mir zuerst die erfreuliche Nachricht brachte, daß Louis die Stelle erhalten habe. Ich glaube, er hat gestern der Einweihung des kleinen Konzertsaales (des Beethovensaales) beigewohnt, den Bennet dem Publikum eröffnet hat. Géraldy gibt morgen ein Konzert in diesem Lokal und ich sehe, es steht ein Stück von Ihnen auf dem Programm. Ich stecke bis über die Ohren in der Instrumentierung meines vorletzten Aktes und das berauscht mich ganz . . . Lecourt scheint nach einem seiner letzten Briefe zu fürchten, daß ich einen schlechten Vorwurf gewählt habe. Hat er vielleicht noch dies alte Vorurteil gegen antike

Stoffe! ... Die antiken Stoffe sind wieder neu geworden, freilich unter der Voraussetzung, daß die Verfasser sie nicht in der kläglichen Manier der Herren de Marmontel, du Rollet und Guillard behandeln, was, wie ich hoffe, in meinem Werk nicht der Fall ist. Ich versichere Sie, es ist ein Leben darin, eine Mannigfaltigkeit der Gegensätze und eine Szenerie, die weit über das Gewöhnliche hinausragen. Darüber verzeiht man dann auch schon dem Stoff, daß er durch seinen poetischen Gedanken und durch die dabei zum Ausdruck kommenden Empfindungen und Leidenschaften schön ist. Ich habe Virgil und Shakespeare geplündert und habe überdies eine Szene von so ungeheurer Wirkung gefunden, wie man sie vergeblich in den lyrischen Tragödien des letzten Jahrhunderts suchen würde. Ich schreibe an dieser Partitur mit einer Leidenschaft, die beständig zu wachsen scheint. Sagen Sie Lecourt, er hätte sich wahrscheinlich von meiner Dichtung eine ganz falsche Vorstellung gemacht, weil er sie nicht kennt; aber es würde aus alledem (Text und Musik) etwas Gewaltiges herauskommen, womit er zufrieden sein würde; darauf gäbe ich ihm mein Ehrenwort. In sechs Monaten werde ich alles fertig haben, die Balletts und das übrige.

Ich werde heute in Versailles bei Emile Deschamps mit den Direktoren des Odéon dinieren. Man will mich in Versuchung führen. Es handelt sich um die Inszenierung von „Romeo und Julie", übersetzt von Deschamps, die man „illustrieren" (Lieblingsausdruck der Pianisten) will, indem man in den Zwischenakten drei Fragmente meiner Symphonie aufführt. Es kostet viel Geld, aber anscheinend sind sie entschlossen, vor der Ausgabe nicht zurück zu schrecken.

Leben Sie wohl, lieber Freund; ich empfehle Ihnen meinen lieben großen Jungen. Er ist recht fix und brennt darauf, seine Karriere zu machen. Er fängt auch an, verständiger zu werden und ich liebe ihn von ganzem Herzen. Haben Sie ihn auch ein wenig lieb.

LXXXIX.

An denselben.

Paris, 15. November 1857.

Lieber Morel,

Besten Dank für die Nachrichten über Louis, die Sie mir geschickt haben. Gott gebe, daß seine Reise so weiter geht, wie sie angefangen hat. Ich bin noch immer krank, ich habe, wie mein Arzt sagt, eine innere Nervenkrankheit. Ich werde unbeschreiblich dadurch geplagt. Trotzdem setze ich meine Arbeiten fort.

Man hat endlich eine Oper in zwei Akten von Billetta, einem berühmten Klavierprofessor in London, gegeben. Ich möchte, daß Sie dabei gewesen wären. Glauben Sie kein Wort von den gelegentlichen Lobreden, welche mein Feuilleton von heute morgen über diese Musik bringt, glauben Sie im Gegenteil, daß ich sehr an mich halten mußte, um eine so ruhige Kritik zu schreiben. Man hat dreizehn Monate in der Opéra daran gearbeitet, dies Meisterwerk zur Welt zu befördern. Die dritte Vorstellung ist der zweiten noch nicht gefolgt, aber für Montag angekündigt. „Die Rose von Florenz" wird bald verblüht und entblättert sein. Fiorentino, der vor seinen Landsleuten große Angst hat, und sich genötigt sah, Billetta zu loben, hat sich nicht entschließen können, unter seinem Namen zu schreiben, sondern hat das Manuskript ohne Unterschrift gelassen.

Ich habe mir noch eins von meinen Porträts verschafft, Sie erhalten es nächstens. Wie geht es Lecourt? Was treibt man auf dem Gebiete der Musik in Marseille? wenn nichts Gutes, so doch Schlechtes.

XC.

An denselben.

Paris, 21. Dezember 1857.

Sie haben mir verboten, aller Ihrer Freundlichkeiten für Louis und der steten Teilnahme, die Sie an allen seinen Angelegenheiten

nehmen, Erwähnung zu tun. Ich bin aber sehr empfänglich für Ihre Güte. Auch mein Onkel und meine Schwester sind tief gerührt durch Ihre Fürsorge und Liebe für ihn. Ihnen und dem vortrefflichen Lecourt verdanken wir es, daß er jetzt auf einem prachtvollen Fahrzeug angestellt und ihm eine Tätigkeit zugewiesen ist, die ihn veranlassen wird fleißiger und verständiger zu werden.

Ich hoffe das Beste von der Behandlungsweise, die Ihr Arzt jetzt begonnen hat[1]. Jedenfalls werden Sie bald erfahren, ob er recht hat in seiner Diagnose. Die Störung in Ihrer Arbeit an der Partitur muß Ihnen sehr lästig sein. Es würde für mich eine Qual sein, zumal gerade jetzt, wenn ich genötigt wäre, meine Arbeit liegen zu lassen. Denn es gibt ja nichts Traurigeres, nichts Erbärmlicheres als unsere jetzige musikalische Welt in Paris! Welch eine sinnlose Direktion an allen unseren lyrischen Theatern.

Der Opéra fehlt es nicht an Zuspruch. Das Publikum läßt sich nicht abhalten, hinzugehen. Daher ist in der Leitung eine Selbstgefälligkeit und Nonchalance eingerissen, von der Sie sich gar keine Vorstellung machen können. Alles geht gut, wenn man nur 4- oder 5 mal im Monat die „Favoritin", Text vom Herrn Direktor, und „Lucie", Text vom Herrn Direktor, geben kann. Jetzt geht es sogar noch besser, man bringt „La Magicienne" (Text vom Herrn Direktor, bearbeitet von Herrn de Saint-Georges) zur Aufführung. Roqueplan macht in der Opéra-Comique durch seine exzentrischen Äußerungen von sich reden. Zu Stockhausen hat er gesagt, er verstehe nicht zu singen. Er schickt alle Leute zum Teufel. Er sagt zu dem guten M***, der sich verpflichtet geglaubt hatte, ihm einen Besuch zu machen: Was wollen Sie hier? Packen Sie sich! Die Oper ist kein öffentlicher Ort. Wir haben hier einen hochgestellten Beamten, der seinerseits auch nicht übel vorgeht; er antwortet einem Schriftsteller, der zu ihm gekommen ist, um ihm von Seiten unserer Vereinigungen den Dank abzustatten für eine Gunst, welche der große Mann ihnen gewährt hatte: Ich pfeife auf den Dank der Künstler! Für die habe ich das nicht getan. Die Kunst langweilt

[1] Auguste Morel litt an einer Augenkrankheit.

mich. Da sehen Sie, wie niedlich diese kleine Welt beschaffen ist, in der poetische Ideen zur Geltung kommen sollen. Der Kaiser und die Kaiserin waren vor drei Tagen gekommen, die Oper „Cheval de bronze" anzusehen. Sie sind sehr unbefriedigt fortgegangen, wie man sagt. Ich wollte Sie könnten die Musik anhören, die man von Zeit zu Zeit bei Hofe macht ... Andrerseits ist da der arme König von Preußen, der in Gefahr ist, den Verstand zu verlieren; ich weiß nicht, ob sein Bruder auch so wie er Verständnis für Kunst besitzt. Die kleinen deutschen Höfe, wo man die Musik liebt, sind nicht reich, und Rußland (ebenso wie England) ist ganz von den Italienern eingenommen.

Bleibt also noch die Königin Pomaré. Aber Tahiti ist weit von hier. Man versichert auch, daß gracious Aimata-Pomaré das Kartenspiel, Zigarren und Schnaps allem andern vorzieht. Brasilien gehört Verdi. Wie wärs, wenn wir nach China gingen! ...

XCI.

An Hans von Bülow.

Paris, 20. Januar 1858.

Ich danke Ihnen für Ihren reizenden Brief, reizend durch seinen Stil, durch die Herzlichkeit, die daraus spricht, durch die guten Nachrichten, die er mir bringt, reizend in jeder Beziehung. Ich habe ihn mit demselben Behagen gelesen, wie eine Katze wenn sie Milch trinkt.

Ich will Ihnen auch sofort antworten. Ich war aufgestanden in der Absicht, ausschließlich an meiner Partitur zu arbeiten. Es war geheizt, die Tür verschlossen; kein Unberufener, keine Kretins möglich. Da kommt Ihr Brief, wirft alle meine schönen Vorsätze, zu arbeiten, über den Haufen und ich gebe mich dem Genuß hin, mit Ihnen zu plaudern indem ich wie jener Römer (sic) sage: „die ernsten Geschäfte auf morgen[1]!" Ich glaube nicht etwa, daß mein

[1] Jeder weiß, daß es nicht ein Römer war, sondern Archias, Tyrann von Theben, der die bekannten Worte bei einer Mahlzeit sprach. Wir haben geglaubt, vielleicht in übertriebener Gewissenhaftigkeit, den lapsus calami von Berlioz stehen lassen zu müssen.

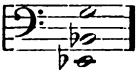
Schreiben Sie interessieren wird, aber es macht mir so großes Vergnügen, Ihnen zu antworten; es ist der reine, konzentrierte, unvermischte Egoismus, ein Egoismuselement (um mit dem Chemikern zu reden).

Ihr Glaube, Ihre Liebe und auch Ihr Haß haben etwas Entzückendes für mich. Auch ich kann noch ebenso wie Sie einen schrecklichen Haß und eine vulkanisch glühende Liebe empfinden. Aber was den Glauben anbelangt, so glaube ich sicher, daß es nichts Wahres und nichts Falsches, nichts Schönes und nichts Häßliches gibt .... Nein glauben Sie mir nicht, ich verleumde mich selbst .... Nein, nein, mehr als jemals verehre ich das, was ich schön finde, und meiner Meinung ist das beim Tode das Schlimmste, daß man nicht mehr lieben, nicht mehr bewundern kann. Freilich merkt man nicht, daß man nicht mehr liebt. Aber keine Philosophie, man könnte auch sagen, keine Dummheiten!

Sie haben sich also an das große Unternehmen gewagt, eine Reihe von Konzerten zu geben, noch dazu in Berlin! eine Stadt, die nicht vereist ist (ein Eisblock kann schön sein, strahlen, Charakter haben), sondern eine Stadt, die im Aufbauen begriffen, kalt und feucht ist. Und dann Lutheraner! ... Leute, die niemals lachen, die blond aber nicht sanft sind .... Da sehen Sie, wie ich abschweife. Ich war blond und war auch nicht sanft .... Lachen Sie mich aus, ich erlaube es Ihnen, mir ist alles gleich!

Ihr Programm ist sehr schön. Sie tun mir aber unrecht, wenn Sie annehmen, es könne mich in dem Bericht, den Sie mir über den Ausfall des Konzertes gaben, weiter nichts interessieren als das Schicksal meiner beiden Stücke. Sie haben mir weder von Ihrer Ouvertüre noch über die Stücke von Liszt irgend etwas gesagt. Sie machen mich wirklich schlechter als ich bin. Aber ich verzeihe Ihnen. Ich sage nochmals, mir ist alles gleich, nur nicht daß man mir solche Musik, wie sie die Pariser Schule macht, zuschreibt. Es ist übrigens nicht das erstemal, wie Sie wohl denken können, daß die Berliner meine Ouvertüre zu Cellini anhören müssen. Ich habe sie ihnen schon zweimal zu schlucken gegeben, vor etwa fünfzehn oder sechzehn Jahren, bei meinen Konzerten im Theater. Ich erinnere mich noch, daß unser Freund Schlesinger

nach der zweiten Aufführung kam und mich fragte „ob das schön sei“ ... Da ich ihn nicht täuschen wollte, so sagte ich „Ja“. Aber er glaubte mir nicht. Die lutherischen Kritiker haben den „Pâtre breton“, wie Sie sagen, nicht zu sehr heruntergerissen. Das sind ja brave Leute und, als sie den Es-Dur-Akkord



hörten, haben sie unumwunden zugegeben, daß dieser Akkord, obwohl von mir geschrieben, nicht falsch sei. Unser Verrückter von der Revue des Deux Mondes besitzt solche Rechtschaffenheit nicht.[1] Wenn der einen Es-Dur-Akkord hört, der aus meiner Feder hervorgegangen ist, so behauptet er, der Akkord sei unerträglich.

Ich bitte, küssen Sie Fräulein Milde die Hand in meinem Namen, wenn Sie sie sehen und danken Sie ihr, daß sie trotz alledem mutig den Es-Dur-Akkord gesungen hat.

Die Orchesterpartien und Chöre zu „L'Impériale“ stehen zu Ihrer Verfügung; ich schicke sie Ihnen, wenn Sie es wünschen; nur habe ich keine deutsche Übersetzung des Textes dieser Kantate, und ich vermute, daß man die deutschen Choristen nicht französisch singen lassen kann. Wie wollen Sie diese Schwierigkeiten beseitigen? Bitte geben Sie mir Nachricht darüber; ich werde dann alles tun, was Sie wünschen und Ihnen einige Fingerzeige für die Ausführung dieses Werkes geben.

Meine besten Wünsche für das Gedeihen Ihres frommen Unternehmens, aber, unter uns gesagt, fürchte ich, daß Sie Geld dabei zusetzen, es sei denn, daß Ihr Orchester außerordentlich billig zu haben ist. Hier würde eine solche Befürchtung ganz überflüssig sein. Da ist nichts zu fürchten, vielmehr weiß man ganz sicher, daß man nicht auf seine Kosten kommt.

Ich muß Ihnen mitteilen, daß Brandus gewissermaßen eine neue Ausgabe von „Romeo und Julie“ veranstaltet hat, große Partitur mit Orchesterstimmen. Es sind eine Menge von Korrekturen und kleinen Änderungen der Einzelheiten darin enthalten, die ziemlich wesentlich sind. Der Auszug für Klavier und Gesang ist auch

[1] P. Scudo.

nach diesen Abänderungen mit deutschem und französischem Text redigiert, und wird nächstens in Leipzig herauskommen. Wenn Sie gelegentlich geneigt sein sollten, in Ihren Konzerten irgend etwas aus „Romeo und Julie" aufzuführen, so bitte ich Sie, mich vorher zu benachrichtigen; ich werde Ihnen dann die Stücke aufgeben, die verändert sind.

Sie fragen, was ich treibe. Ich mache die Trojaner fertig. Seit vierzehn Tagen war es mir aber unmöglich, daran zu arbeiten. Ich bin jetzt bei der Schlußkatastrophe. Äneas ist fortgezogen; Dido weiß es noch nicht, sie wird es erfahren, sie ahnt, daß er fort ist.

Quis fallere possit amantem?

Diese Herzensangst auszudrücken, den Schmerzensschrei wiederzugeben, macht mir Furcht ... Wie soll ich das fertig bringen? Namentlich beunruhige ich mich wegen der entsprechenden Akzentuation der Worte von Anna und Narbal mitten in der religiösen Zeremonie der Plutopriester:

Und sollt' Äneas in Italia landen,
So mög' er ruhmlos dort zu Grunde geh'n!
Der Umbrier Schar im Bund mit den Latinern
Wehrt machtvoll seinen frechen Einfall ab!

Durchbohrt vom Lanzenstoß im Schlachtgetümmel
Mag liegen er auf blutgetränktem Feld,
Willkommner Fraß für beutegier'ge Geier!
Hört Ihr uns, Hekate, Erebus, Chaos?!

Ist das nicht eine Beschwörung voll Leidenschaft? Ist das nicht verbissene, unheimliche Wut? ... Wenn die arme Rachel nicht gestorben wäre, so wäre ich zu ihr gegangen, um sie zu befragen. Sie denken wohl, daß ich mich zu sehr abmühe, den richtigen Ausdruck zu treffen und daß es für das Publikum immerhin wahr und treffend genug sein würde. Ganz recht, aber für uns? ... Nun, vielleicht finde ich es noch.

Sie können sich keine Vorstellung machen, lieber Bülow, von dem Sturm der widerstreitendsten Empfindungen, die mein Herz bewegen, seitdem ich an diesem Werke arbeite. Bald fühle ich eine leidenschaftliche Freude, eine Liebe würdig eines zwanzigjährigen

Künstlers. Dann wieder erfüllt mich eine Abneigung, eine Kälte, ein Überdruß meiner Arbeit gegenüber, die mich erschrecken. Zweifel habe ich nie: ich glaube, dann glaube ich wieder nicht und doch fange ich wieder an zu glauben ... und schließlich fahre ich fort, meinen Felsblock bergan zu rollen ... Noch eine mächtige Anstrengung und wir werden auf dem Gipfel des Berges anlangen, der eine schleppt den andern.

Das Schlimmste für den Sysiphus würde in diesem Augenblicke sein, wenn ihn von außen her irgend eine Entmutigung träfe. Aber so leicht kann mich niemand entmutigen, niemand hört etwas über meine Partitur; eine Abkühlung durch Eindrücke, die sie auf andre machen könnte, ist daher ausgeschlossen. Selbst Ihnen, wenn Sie hier wären, würde ich nichts zeigen. So sehr fürchte ich, Furcht zu bekommen.

Ich habe jetzt dem Drama einen Abschluß gegeben, der grandioser und folgerichtiger ist als der, mit dem ich mich bisher begnügt hatte. Der Zuschauer wird den glücklichen Ausgang des von Äneas begonnenen Unternehmens erfahren. Clio ruft in der letzten Szene, während in der Ferne das Kapitol von Rom im Strahlenkranze am Horizonte erscheint:

Fuit Troja! ... Stat Roma!

Unter anderm ist da noch ein großer musikalischer Pomp, aber es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen das noch beschreiben wollte.

Da sehen Sie, mit welcher Naivität ich mich gehen lasse und Ihnen das alles sage. Das kommt davon, wenn man mir solche Briefe schreibt, wie den, welchen ich von Ihnen erhalten habe. Einem Menschen, der den Schnupfen hat, soll man nicht ein brennendes Licht vorhalten, wenn man nicht will, daß er eine halbe Stunde lang unaufhörlich niest.

Aber nun habe ich ausgenieſt. Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir recht oft. Ich will mich auch verpflichten, Ihnen in einem Notarstil zu antworten, ganz lakonisch. Ich bin gar nicht so schlimm ...

P. S. Gounod hat eine reizende kleine komische Oper geschrieben, „Le Médecin malgré lui". Vergleichen Sie mein Feuilleton, das nächsten Freitag oder Sonnabend erscheint.

XCII.

An Louis Berlioz.

Paris, 24. Januar (1858).

Die Post nach Indien geht am 10. und 26. jeden Monats. Ich schreibe daher meinen zweiten Brief an Dich etwas früher, damit Du ihn zu gleicher Zeit erhältst, wie meinen ersten. Es sind schreckliche Dinge seit dem 10. d. M. vorgefallen. Vielleicht hast Du schon gehört, daß eine Schar von entsetzlichen Banditen den Wagen des Kaisers umringt hat, als er sich mit der Kaiserin nach der Oper zur Benefizvorstellung von Massol begab. Diese Ungeheuer haben Sprengbomben geworfen, die explodiert sind, eine große Zahl Menschen und Pferde getötet, den Wagen des Kaisers durchlöchert haben, usw. usw. Ein wahres Glück ist es, daß der Kaiser unverletzt geblieben ist. Die reizende Kaiserin hat keinen Augenblick die Fassung verloren. Beide haben bewundernswürdigen Mut und große Geistesgegenwart bewiesen inmitten dieses Blutbades, welches sich vor den Pforten der Opéra abspielte. Ganz Europa ist, wie Du denken kannst, in Aufregung geraten über dies Ereignis.

Ich habe Frau Lawson besucht und ihr einen Logenplatz für die Opéra-Comique gebracht. Morel hat mir geschrieben, daß Lecourt in Paris sei. Zu mir ist er aber nicht gekommen, ich frage mich vergeblich warum. Der prächtige Morel hat nur die Hälfte von dem, was ich ihm als Vergütung für Deinen Aufenthalt bei ihm geschickt hatte, angenommen; den Rest hat er zurückgeschickt.

Ich war in diesem Monat recht krank und habe zu Bett gelegen. Jetzt bin ich wieder außer Bett und habe die Arbeit an meiner Partitur aufgenommen. Vorgestern habe ich bei Hittorf, unserem Kollegen vom Institut, meine Dichtung, die Trojaner, vorgelesen. Es war eine große Gesellschaft von Malern, Bildhauern, Architekten des Instituts versammelt; ferner Blanche, der Sekretär des Staatsministers, de Mercy, der Direktor der schönen Künste, usw. Ich habe großen Erfolg gehabt; man fand das Werk großartig und schön und hat mich wiederholt durch Beifallsbezeugungen unterbrochen.

Das ist so ziemlich alles, was ich an Neuigkeiten habe, lieber Louis. Meine Schwester schreibt mir von Zeit zu Zeit reizende

Briefe; mein Onkel ist in Cannes im Süden und wärmt sich dort an der Sonne, während wir hier in Paris vor Frost zittern. Vor einigen Tagen erhielt ich einen langen Brief von Herrn von Bülow, einem der Schwiegersöhne Liszts, von dem, der Fräulein Cosima geheiratet hat. Er schreibt mir, daß er in einem von ihm veranstalteten und dirigierten Konzert in Berlin mit großem Erfolg meine Ouvertüre zu Cellini und das kleine Gesangsstück: „le Jeune Pâtre breton" aufgeführt hat. Dieser junge Mann ist einer der begeistertsten Anhänger dieser verrückten Schule, die man in Deutschland die Schule der Zukunftsmusik nennt. Sie lassen nicht ab davon und wollen durchaus, daß ich ihr Führer und Bannerträger sein soll. Ich sage gar nichts dazu, schreibe auch nichts und kann nichts weiter tun, als sie gewähren lassen: die verständigen Leute werden schon sehen, was an der Sache wahres ist.

XCIII.

An denselben.

Paris, 9. Februar 1858.

Lieber Louis,

Die Post nach Indien geht morgen ab und ich habe heute gerade einige Augenblicke Zeit, um ein wenig mit Dir zu plaudern. Ich bin sehr gespannt darauf, Nachricht von Dir zu erhalten. Wie hast Du diese lange Fahrt überstanden? Wie geht es Dir? Wie gefällt es Dir an Bord? Vergiß keines von diesen Details. Hier geht es nicht sonderlich. Ich selbst bin zwar ziemlich hergestellt diesen Augenblick; aber meine Frau ist fast immer bettlägerig und sehr leidend; sie muß viel aushalten.

Ich habe Dir auch eine traurige Botschaft zu melden; der arme Herr Lawson ist in diesen Tagen gestorben. Er ist erloschen ohne Kampf, ohne Schmerz, wie eine Lampe, die kein Öl mehr hat. Mein Onkel ist noch immer in Cannes in der Provence.

Ich arbeite mit aller Macht, um meine Partitur fertig zu machen und komme allmählich vorwärts damit. Augenblicklich bin ich beim

letzten Monolog der Dido: „Versunken in ein Meer von Schmerzen sterb' ich!"

Mit dem, was ich zuletzt geschrieben habe, bin ich mehr zufrieden als mit dem, was ich früher gemacht habe. Ich glaube daß diese Schreckensszenen des fünften Aktes musikalisch von einer tief ergreifenden Wahrheit sind.

Aber ich habe diesen Akt noch abgeändert. Ich habe eine große Streichung vorgenommen und noch ein charakteristisches Stück hinzugefügt, welches zu dem epischen und leidenschaftlichen Stil des übrigen im Gegensatz stehen soll. Es ist ein Matrosenlied. Ich dachte an Dich, als ich es schrieb und schicke Dir die Worte. Es ist Nacht, man sieht die trojanischen Schiffe im Hafen liegen. Hylas, ein junger phrygischer Matrose, schaukelt sich oben im Maste des Schiffes und singt:

Durchs hallende Tal
In des Morgenrots Strahl
Zog ich mit jubelndem Klang!
Wann tönt wieder durch Wald und Tal
Des armen Hylas' Gesang?
Mächtiges Meer! wiege sanft und lind
Mutter Dindymens Kind!

Im schattigen Wald
War mein Aufenthalt,
Bei der Sonne versengendem Strahl!
Wann ruht im duftig grünenden Wald
Hylas wieder einmal?
Mächtiges Meer! wiege sanft und lind
Mutter Dindymens Kind!

Unter niedrigem Dach
Beim Abschied ich lag
An der Mutter liebendem Herzen!
Sieht Hylas einst wieder das kleine Gemach,
Wo die Mutter sein harret in Schmerzen?
Mächtiges Meer! wiege sanft und lind
Mutter Dindymens Kind! ... (er schläft ein.)

Das ist so ziemlich alles, was ich Dir mitzuteilen habe, mein Lieber. Am letzten Mittwoch war ich auf dem Ball in den Tuilerien; aber es war ein solches Gedränge dort, daß es nicht einmal mög-

lich war, den Kaiser und die Kaiserin auch nur zu sehen. Ich ging um elf Uhr fort und schätzte mich glücklich, daß ich nicht erstickt war und meinen Paletot wieder gefunden hatte. Über Alexis[1] kann ich Dir keine Nachricht geben, ich habe ihn seit langer Zeit nicht gesehen. Lebe wohl, liebes Kind; ich habe einen langen, verzwickten Artikel zu schreiben und muß mich wohl entschließen, an die Arbeit zu gehen.

Jules B*** ist vorgestern von einer Tournee in der Provinz zurückgekehrt. Er hat sich jetzt in Paris niedergelassen, hat eine armselige Stellung, bei der er trotz aller Arbeit kaum seinen Lebensunterhalt verdient. Ein junger Mann von solcher Intelligenz und so viel Geist! So gehts im Leben.

Lebe wohl. Ich umarme Dich von ganzem Herzen, teurer Indier, kehre bald zurück, gesund, beständig, klug und verständig, mit recht viel Geld, dann ist's gut bestellt..

XCIV.

An denselben.

Paris, 3. Mai 1858.

Lieber Louis,

Endlich ein Brief von Dir! Ich fing schon an, unruhig zu werden. Was Du schreibst, ist ja ganz erfreulich. Du befindest Dich gut und bist mit Dir und Deiner Umgebung zufrieden. Aber ich muß nun fürchten, daß Du noch länger fortbleibst ... Wird mein Brief Dich auch erreichen, wenn Ihr nach China geht? Ich schreibe aufs Geratewohl. Ich bin wieder krank gewesen. Ich hatte Grippe und noch andre Leiden. Am letzten Sonntag hatte ich ein Konzert von Litolff, einem meiner Freunde aus Deutschland, im Konservatorium zu dirigieren. Wir hatten ein musterhaftes Orchester, das beste was man in Europa zu hören bekommt. Litolff hatte zwei von mir komponierte Stücke gewünscht, „la Captive" und das Fest aus „Romeo und Julie". Es war ein fabelhafter, wirklich

[1] Alexis Bertschold, von dem schon einige Male die Rede gewesen ist.

durchschlagender Erfolg für mich. Schade, daß Du nicht dabei warst, der ganze Saal hat gezittert.

Am nächsten Tage, Montag, war ich beim Empfang in den Tuilerien. Der Kaiser hat mich gesehen, angeredet und nach meiner Oper gefragt. Ich habe nicht verfehlt, ihn zu bitten, er möge von der Dichtung Kenntnis nehmen. Er hat mir erwidert, er interessiere sich lebhaft dafür, ich möge nur dieserhalb um eine Audienz nachsuchen. Sie wird nächste Woche stattfinden. Ich habe dem Kaiser viel zu sagen. Gott gebe, daß ich nicht das Wichtigste vergesse.

Die Aussichten, daß meine Trojaner in der Opéra aufgeführt werden, sind wenig günstig. Es ist die Rede davon, daß man dort im nächsten Jahre ein großes Werk eines Dilettanten, des Fürsten Poniatowsky, aufführen will!!!!!

Es herrschte hier in letzter Zeit die Befürchtung, daß es zwischen Frankreich und England zum Krieg kommen werde. Glücklicherweise hat sich diese Befürchtung als grundlos erwiesen.

Ich hatte Alexis eine Eintrittskarte zum Konzert vom letzten Sonntag geschickt. Ich weiß, daß er dort gewesen ist, aber ich habe ihn nicht zu Gesicht bekommen.

Lebe wohl, liebes Kind, lieber Louis, lieber Leutnant. Gehe mit Ernst auf Dein Ziel los und Du wirst es erreichen. Ich umarme Dich mit einer Liebe, die sich von Tag zu Tag steigert. Nochmals, ich umarme Dich.

XCV.

An Auguste Morel.

Paris, 13. Februar 1859.

Lieber Morel,

Wie weit sind Sie mit den Proben? Bitte geben Sie mir Nachricht darüber. In letzterer Zeit habe ich zweimal Herrn de Rémusat getroffen, aber über Ihre Oper hat er mir nichts Bestimmtes gesagt. Hier gibt es nichts Neues. Gewisse Szenen aus dem „Herculanum" von David will man wieder vornehmen. Für

den Schluß des Monats ist der „Faust“ von Gounod angekündigt. Ich glaube, man kann ihm ein günstiges Prognostikon stellen. Es wird viel Gutes darüber gesagt.

Louis wird, wie ich hoffe, in einem Monat ankommen. Seien Sie so gut, ihm den einliegenden Brief zu geben. Ich hoffe, daß er jetzt den nötigen Ernst hat und tüchtig fürs Examen arbeiten wird. Ich bin seit sechs Wochen recht krank gewesen. Jetzt fange ich an mich zu erholen, dank der Bemühungen des ausgezeichneten Doktor Noir, der auch unsern Freund Sax gerettet hat. Sie wissen, daß Sax ein bösartiges Krebsgeschwür an der Oberlippe hatte. Die ganze Pariser Fakultät hatte ihn aufgegeben. Nun ist er völlig geheilt. Sein scheußliches Geschwür an der Lippe ist abgefallen und wird nicht wiederkommen. Nächsten Donnerstag geben die Freunde von Sax in großer Anzahl dem Doktor Vriès (das ist sein eigentlicher Name) ein Diner im Hotel du Louvre, welches anscheinend sehr lustig und auch musikalisch sein wird.

Die Trojaner sind noch immer da und warten darauf, daß das Théâtre de l'Opéra zugänglich wird. Nach David werden wir den Fürsten Poniatowsky bekommen; nach dem Fürsten kommt der Herzog von Gotha und bis der Herzog an die Reihe kommt, übersetzt man inzwischen die „Semiramis“ von Rossini.

XCVI.

An denselben.

Paris, 18. März 1859.

Ich wage Ihnen gar nicht zuzureden, daß Sie zur Pflege Ihrer Augen nach Paris kommen möchten. Die Kuren des Doktor Vriès in dieser Spezialität sind mir unbekannt. Außerdem ist er schon sehr unzugänglich und wird es noch immer mehr. Man muß vier bis fünf Stunden bei ihm warten und ist doch nicht sicher, daß man ihn sprechen kann; auch würde er gewiß verlangen, daß Sie sich mehrere Monate hindurch von ihm behandeln ließen. Was mich betrifft, so werde ich seit zehn Tagen wieder von meinen verwünschten Kolikanfällen heimgesucht, die mich in vierundzwanzig

Stunden kaum einmal auf eine Stunde verſchonen. Dagegen iſt gar nichts zu machen.

Gleichwohl zwinge ich mich, mein Unwohlſein zu überwinden, um ein geiſtliches Konzert in der Opéra-Comique am Sonnabend der ſtillen Woche zu veranſtalten. Ich muß durchaus Geld verdienen, und an dem Tage bin ich ziemlich ſicher, ein volles Haus zu haben. Der arme Louis, der nie etwas von mir zu hören bekommt, wird wenigſtens diesmal in Paris ſein. Allmählich beunruhigt mich die verſpätete Ankunft ſeines Schiffes. Viele Grüße an Lecourt. Ich habe jetzt einen neuen Gönner für meine Oper, einen ſehr heißblütigen Lobredner, nämlich Herrn Véron, der neulich eine Vorleſung der Dichtung wünſchte und überall die großartigſten Dinge darüber verbreitet. Er behauptet, der fünfte Akt ſei ein Meiſterwerk und ſagt, wenn er Direktor wäre, ſo würde er hundertundfünfzigtauſend Franken daran wenden, um es zur Aufführung zu bringen.

Freilich, Worte verpflichten zu nichts; aber ſie machen doch Aufſehen bei den Leuten von der Opéra. Werden ſie nach und nach genötigt ſein, zum Berge zu kommen? ... Jedenfalls bleibt der Berg hartnäckig dabei, nicht zu ihnen zu kommen. Ich habe mit Royer nie über mein Werk geſprochen und werde es auch niemals tun.

Armer Freund, wie leid tun Sie mir, daß Sie von Ihren Sängern ſo geplagt werden. Leben Sie wohl.

Geduldig ausharrender Mut
Mehr als Hitze und Schelten tut.

Umarmen Sie Louis von mir aufs herzlichſte.

XCVII.

An denſelben.

Dienstag früh, 19. Juli 1859.

Vielen Dank, lieber Morel für die gute Nachricht.[1] Ich war ſehr unruhig und wagte gar nicht Ihnen meine Beſorgnis mitzuteilen,

[1] Berlioz war, wie aus den vorhergehenden Briefen erſichtlich iſt, wegen ſeines Sohnes beſorgt, und Morel hatte ihn durch die Nachricht von der Ankunft des Schiffes in Marſeille, auf welchem Louis ſich befand, beruhigt.

auch nahm ich an, daß Sie mir sofort schreiben würden, wenn Sie die geringste Nachricht erhalten hätten. Bitte geben Sie Louis den einliegenden Brief. Ich hoffe, er wird es wohl erreichen können, daß das Haus Acquarone ihn bezahlt, bevor er Marseille verläßt. Lecourt hat mich in einem seiner Briefe versichert, daß die Gehalte der Schiffsbesatzung vor allem anderen bezahlt würden. Ich war wieder recht krank in den letzten Tagen, ich glaube aber daß meine Unruhe auch schuld daran war. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie viel ich von Louis halte, Sie wissen es ja und haben ihn auch lieb. Diese Zuneigung, die Sie für ihn hegen, macht Sie mir doppelt wert. Nun ist er ja endlich wieder da! Ich erwarte von ihm zu hören, aber jetzt kann ich mit Ruhe warten. Die Saison in Baden ist auch durch den Frieden noch nicht wieder in Gang gekommen. Bénazet weiß noch gar nicht, ob die Festvorstellung stattfinden kann.

Leben Sie wohl, ich drücke Ihnen herzlich die Hand und bin seelenvergnügt.

XCVIII.

An Louis Berlioz.

Freitag Abend, 23. September 1859.

Es ist ein Viertel nach elf Uhr abends. Eben erhalte ich Deinen Brief und beantworte ihn sofort. Ja, lieber Freund, ich hätte Dir schon in all diesen Tagen schreiben sollen, aber Du mußt entschuldigen, ich hatte sehr zu leiden ... Ich war zwei Tage in Courtavenel bei Frau Viardot, wo ich mich entsetzlich schlecht befand. Man wollte mich zwar nicht reisen lassen, aber es war mir zu unangenehm, anzusehen, wie diese reizende Familie sich um mich sorgte, und ich mochte so gute Freunde nicht belästigen. In Paris angekommen, ging ich nur zu Hause vor und reiste gleich wieder nach Saint-Germain, wo Marie[1] mich bei Herrn de la Roche erwartete. Am folgenden Tage kehrte ich allein zurück, beständig den Kopf

[1] Seine zweite Frau.

voll und quälte mich mit Änderungen, die ich im zweiten Akte meiner Partitur zu den Trojanern vornehmen wollte. Ich habe dann den ganzen übrigen Tag bis elf Uhr daran gearbeitet. Am nächsten Tage kam Rocquemont und brachte mir die Arbeit für die Orpheus-Partitur, die ich bei ihm bestellt hatte. Ich mußte mich unverweilt ans Werk machen, die Fehler der Abschrift zu korrigieren, weil man im Théâtre-Lyrique auf den ersten Akt dieses Werkes wartet. Darauf bekam ich wieder meine Weinkrämpfe und Herzkrampf ... Ich hätte Dir also nur Unsinn oder Dinge schreiben können, die Dich sehr betrübt hätten. Heute abend geht es mir etwas besser. Ich habe den ersten Akt von Orpheus in Ordnung gebracht, Carvalho wird ihn morgen abholen. Er (Carvalho) ist entzückt von meiner Dichtung der Trojaner, die ich ihm geliehen hatte. Er möchte sie gern auf seinem Theater aufführen. Aber was tun? Es ist kein Tenor da für den Äneas ... Frau Viardot schlägt mir vor, sie allein wolle hintereinander die beiden Rollen spielen; die Cassandra der beiden ersten Akte würde in den drei letzten auch die Dido sein. Das Publikum würde, glaube ich, diese Absonderlichkeit ertragen, die übrigens auch früher schon vorgekommen ist. Und meine beiden Rollen würden dann wirklich in glänzender Weise von dieser großen Künstlerin gespielt werden.

Das käme aber erst fürs nächste Jahr und für das neue Theater in Frage, welches auf der Place du Châtelet am Ufer der Seine gebaut wird. Übrigens redet man von verschiedenen Seiten viel auf die Leute von der Opéra ein. Mein Artikel hat ihnen Romeo und Julie“ [1] verdorben. Das bringt nichts mehr ein, man hat die Vorstellungen schon eingestellt.

Man muß sehen, wie's kommt und Geduld haben. Frau Viardot, die auch eine ausgezeichnete Klavierspielerin ist, hat meine beiden ersten Akte studiert, als ich bei ihr war. „Welch ein Glück“, sagte sie zu mir, „daß es so schön ist! Oh! wenn ich doch gleich auf der Stelle Cassandra spielen könnte statt Orpheus!“ Gedulde Dich nur, mein lieber Louis, habe auch Geduld mit mir. Ich habe noch

[1] „Romeo und Julie“ von Bellini, ins Französische übersetzt von Nuitter für die Debüts der Frau Vestvali, aufgeführt am 7. September 1859 in der Opéra.

Freunde, ich habe noch Herzen, die mir ergeben sind ... Aber ich sehe, daß Du Dich in betrübender Weise aufregst, während es doch sehr nötig täte, daß Du ganz ruhigen Sinnes wärest, um mit Erfolg arbeiten zu können. Ich bitte Dich, denke vor allem an Deine Karriere und beunruhige Dich nicht meinetwegen. Wir haben lange über Dich gesprochen neulich in Courtavenel, wo man wohl weiß, wie lieb wir uns haben.

Ich habe die kleinen Artikel nicht gesehen, von denen Du sprichst, aber das tut auch nichts. Von Alexis habe ich kein Lebenszeichen gehabt. Beunruhige Dich nur um Gottes willen nicht darüber, wenn meine Briefe sich verzögern. Du kannst Dir kaum denken, in welch einem Strudel von Schmerzen und Unruhe ich lebe.

Lebe wohl, lieber Freund. Ich umarme Dich von ganzem Herzen. Ich liebe Dich eben so sehr, wie Du mich; was willst Du mehr?

XCIX.

An Auguste Morel.

17. Juni 1860.

Mein lieber Morel,

Eben erhielt ich Ihren reizenden Brief und das darin liegende Billett. Vielen Dank für alle die freundlichen Dinge, die Sie mir schreiben. Es freut mich recht, zu hören, daß Ihre Häuslichkeit durch die Anwesenheit Ihres Neffen so belebt ist und es würde mir sehr lieb sein, wenn Louis Gelegenheit hätte, die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen jungen Mannes zu machen. Louis ist augenblicklich in Havre und macht dort sein zweites Examen; das erste hat er mit Erfolg bestanden. Wenn es mit dem zweiten ebenso geht, wird er Kapitän für große Fahrt und kann sich ein Schiff suchen. Ich weiß noch nicht, nach welchem Hafen er sich dann wenden wird.

Ich habe vor kurzem mit d'Ortigue bei dem vortrefflichen Rémusat diniert und wir haben dort auf Ihre und Lecourts Gesundheit getrunken. Nach Tische wurde ein Trio und ein anderes

Stück von Rémusat, die wirklich sehr schön sind, aufgeführt. Ich wußte gar nicht, daß Rémusat Violine spielt. Es scheint, die Luft in Marseille ist ganz besonders musikalisch.

C.

An Louis Berlioz.

Paris, 21. November 1860.

Lieber Freund,

Ich schicke Dir das einliegende Hundertfrankenbillett, dessen Empfang Du mir wohl bestätigst. Ich bin froh zu hören, daß es Dir besser geht; Dein Magenleiden hat mich beunruhigt. Es scheint mir auch, daß meine Krankheit sich gibt. Seitdem ich keine Mittel mehr gebrauche, fühle ich mich weit kräftiger. Ich habe so viel gearbeitet in diesen Tagen, daß diese Ablenkung auch zur Besserung meines Befindens beigetragen hat. Ich kann gar nicht schnell genug die Musikstücke zu meiner kleinen Oper schreiben, so drängt sich eins dem andern vor; jedes will zuerst an die Reihe kommen. Zuweilen fange ich eins an, bevor noch das andere fertig ist. Vier habe ich jetzt geschrieben und fünf habe ich noch zu machen. Du fragst mich, wie ich die fünf Akte von Shakespeare in einen einzigen Akt zu einer komischen Oper habe zusammenziehen können. Ich habe nur die Grundidee dem Stücke entnommen, alles übrige ist meine Erfindung. Es handelt sich ganz einfach darum Beatrice und Benedict (die sich gegenseitig nicht leiden können), zu überzeugen, daß sie in einander verliebt sind und der einen wie dem anderen eine wirkliche Liebe zu einander einzuflößen. Das macht sich wirklich recht komisch, Du wirst es sehen. Außerdem sind da dann auch noch Scherze von meiner Erfindung und musikalische Übertreibungen, die Dir auseinanderzusetzen zu weit führen würde.

Wenn Du Lust hast zu lachen, so lies nächsten Sonnabend (d. h. Sonntag) den langen Artikel, den ich eben an das Journal des Débats geschickt habe. Es sind allerlei Flausen darin, mit denen man drei Feuilletons hätte ausstatten können.

Lebe wohl, lieber Freund; wenn Du wünſcheſt, daß ich mit Béhic ſprechen ſoll, ſo ſchreibe mir und gib mir auch an, wonach ich ihn fragen ſoll.

CI.

An denſelben.

Paris, 2. Januar 1861.

Lieber Freund,

Du haſt mich recht lange ohne Nachricht gelaſſen ... Was kommt es darauf an, daß an mir die Reihe geweſen wäre, zu ſchreiben! Mußt Du darauf achten? Ich bin ja auf hunderterlei Weiſe geplagt. Ich habe eine Art von Roſe auf der linken Seite des Geſichts gehabt, die ſehr ſchmerzhaft war und durch die das Augenlid noch jetzt entzündet iſt. Ich habe Berge von Druckbogen für die Trojaner zu korrigieren und habe noch keinen Augenblick Zeit gefunden, um an meiner Partitur zu Beatrice zu arbeiten. Als Dein Brief ankam, wollte ich gerade an Morel ſchreiben, um zu erfahren, ſeit wann und wohin Du abgereiſt ſeieſt. Geſtern war ich nach den Tuilerien gegangen, um mich dem Kaiſer vorzuſtellen. Er kümmert ſich aber eben ſo wenig um mich wie um meine Werke. Ich weiß nicht, wie der neue Staatsminiſter[1] ſich zur Muſik ſtellen wird, wir werden ja ſehen. Es gehen jetzt ſeltſame Dinge in unſerer Kunſtwelt vor! In der Opéra wird man gar nicht fertig mit den Proben zum Tannhäuſer von Wagner. In der Opéra-Comique iſt ein dreiaktiges Stück von Offenbach (auch ein Deutſcher), den Herr von Morny protegiert, gegeben worden. Lies mein Feuilleton, welches morgen über dies ſchreckliche Ding erſcheint.

Über die Geſchichte mit den chineſiſchen Sängerinnen in meinem letzten Briefe haſt Du gelacht. Aber Du weißt nicht, daß ich, als ich Dir ſchrieb, dabei an eine Deiner Bekanntſchaften, Fräulein X***, gedacht habe, die in einem Konzerte Kavatinen in einer

[1] Walewski.

wirklich ganz empörenden Weise vortrug. Keine Köchin hat je so gesungen. Ich war wütend. Und nach der Aufführung schwänzelte sie bei mir herum, um mich zu einem Kompliment zu veranlassen. Ich war fest entschlossen, wenn sie eine Frage an mich gerichtet hätte, ihr zu antworten: „Mein Fräulein, es war ganz entsetzlich, sie sollten sich lieber verstecken!“ Sie wird wütend sein, daß ich sie in meinem Berichte gar nicht erwähnt habe. Du schreibst mir nicht, welchen Titel Du jetzt führst und wie hoch sich Dein Gehalt jetzt im ganzen beläuft. Ich weiß darüber nichts Genaues. Und wann geht Ihr wieder in See?

Mit dem Théâtre-Lyrique steht es immer sehr schlecht. Neuerdings bezahlt es seine Künstler gar nicht mehr.

Bénazet ist hier. Er hat mich für Baden engagiert. Ich habe ihm meine einaktige Oper für sein neues Theater, welches in Baden gebaut wird, zugesagt.

Das ist alles was ich an Neuigkeiten habe. Lebe wohl, lieber Freund, ich umarme Dich; wir umarmen Dich von ganzem Herzen.

CII.

An denselben.

Paris, 14. Februar 1861.

Ich danke Dir für Deinen Brief, auf den ich jeden Tag schon gehofft hatte. Ich sehe indessen, daß Du noch immer in einer Gemütsverfassung bist, die mich beunruhigt. Ich weiß nicht, was Du Dir zurecht geträumt hast, daß Du nun nicht zufrieden bist mit Deiner Stellung. Ich kann Dir nur sagen, daß ich in Deinem Alter bei weitem nicht so gut vom Schicksal behandelt worden bin, wie Du.

Noch mehr, ich hatte gar nicht erwartet, als Du Kapitän wurdest, daß es Dir so bald gelingen würde eine wenn auch bescheidene Stellung zu finden. Deine Ungeduld weiter zu kommen, ist ganz natürlich, aber doch übertrieben. Das kann man Dir gar nicht oft genug sagen. Ein Jahr führt bisweilen mehr unvorher-

gesehene Änderungen im Leben eines Menschen herbei als zehn Jahre fieberhafter Anstrengungen.

Was soll ich Dir sagen, damit Du Geduld behältst. Du quälst Dich um Dinge, die nichts zu bedeuten haben und hast eine Wut zu heiraten, die mich zum Lachen bringen könnte, wenn es nicht zugleich so traurig für mich wäre, zu sehen, mit welchem Eifer Du nach der schwersten Fessel strebst, die man zu tragen imstande ist, nach all den Angelegenheiten und Widerwärtigkeiten der Hauswirtschaft, die nach dem, was ich davon kennen gelernt habe, einen zur Verzweiflung und ganz außer sich bringen können. Du hast mit sechsundzwanzig Jahren 1800 Franken Gehalt und vielleicht Aussicht auf schnelle Beförderung. Als ich Deine Mutter heiratete, war ich dreißig Jahre alt, hatte nur 300 Franken, die mir mein Freund Gounet geliehen hatte und den Rest meines Stipendiums vom Rompreis, das nicht länger als achtzehn Monate dauern sollte. Daneben aber noch eine Schuld Deiner Mutter von beinahe 14000 Franken, die ich nach und nach bezahlt habe; auch mußte ich ihrer Mutter, die in England lebte, von Zeit zu Zeit Geld schicken. Außerdem hatte ich mich mit meiner Familie überworfen, die nichts mehr von mir hören wollte, und inmitten all dieser Schwierigkeiten mußte ich mir auch zum erstenmal Bahn brechen in der musikalischen Welt. Da kannst Du nun ein wenig das, was ich damals ertragen mußte, mit dem vergleichen, was Dich heute zu solcher Unzufriedenheit veranlaßt.

Und auch jetzt noch, glaubst Du vielleicht, daß es ein Vergnügen ist, gezwungen zu sein, an diese verwünschte Kette des Feuilletonschreibens angeschmiedet zu sein, die sich an alle Interessen meiner Existenz mit ihrem schweren Gewichte hängt. Ich bin oft so krank, daß mir die Feder jeden Augenblick aus der Hand fällt und doch muß ich beim Schreiben ausharren um meine kläglichen hundert Franken zu verdienen, und meine Stellung zu behaupten gegen so viele Hallunken, die mich vernichten würden, wenn sie nicht Furcht vor mir hätten. Und doch habe ich den Kopf so voll von Plänen, von Arbeiten, die ich nicht ausführen kann wegen dieser Sklaverei! Du befindest Dich wohl und ich krümme mich vom Morgen bis zum Abend unter unabläßigen Leiden, gegen die es keine Abhülfe gibt.

Seit einem Monat habe ich keinen einzigen Tag finden können, um an meiner Partitur zur Beatrice zu arbeiten. Glücklicherweise habe ich noch Zeit um sie fertig zu machen. Ich habe das Stück Bénazet vorgelesen, der sehr entzückt darüber schien. Diese Oper soll also auf dem neuen Theater in Baden gespielt werden; aber das Schicksal der Trojaner ist noch immer ungewiß. Ich hatte vor acht Tagen ein lange Konferenz darüber mit dem Staatsminister; ich habe ihm alle die Schurkereien erzählt, deren Opfer ich gewesen bin. Er wollte darauf meine Dichtung kennen lernen. Ich habe sie ihm am nächsten Tage gebracht, bin aber seitdem ohne weitere Nachricht geblieben. Die öffentliche Meinung empört sich mehr und mehr darüber, daß man mich draußen vor der Opéra stehen läßt, während die Protektion der Frau Botschafterin von Österreich Wagner so leicht den Zutritt verschafft hat.

Inzwischen geht der Druck meiner Partitur langsam vorwärts und wird wahrscheinlich nicht vor drei Monaten beendigt sein. Ich weiß nicht, ob ich Dir schon sagte, daß ich einen doppelten Chor für beide Nationen geschrieben habe. Jede singt in ihrer eigenen Sprache. Das ist für den französischen Gesangverein geschehen, welcher im Juni dem Londoner Gesangverein einen zweiten Besuch machen wird. Die Engländer singen englisch, die Franzosen französisch. Man übt hier jetzt den französischen Chor ein und alle die jungen Leute sind mit einem so begeisterten Enthusiasmus dabei, daß ich nur wünschen kann, es möge bis zu Ende so bleiben. Es wird ganz interessant sein, diesen Doppelgesang im Kristallpalast, der von acht- oder zehntausend Menschen gesungen werden soll, anzuhören; aber ich gehe nicht hinüber. Für Vergnügungsreisen habe ich kein Geld.

Die Konzertgesellschaft des Konservatoriums will für eine ihrer nächsten Aufführungen, wie man mir mitgeteilt hat, von mir ein Stück aus „Fausts Verdammnis" haben. Da es sie nichts kostet, so wird es sich schon machen.

So weit wäre ich nun. Marie dankt Dir für Deine freundlichen Grüße. Sie ist auch immer krank.

Ich erhalte auch eben so wenig wie Du von da unten Nachricht. Jeder für sich und Gott für niemand! Das wäre ein wahres

Sprichwort. Du haſt doch wenigſtens einen Vater, Freund und Kameraden, der Dich brüderlich liebt, mehr als Du zu glauben ſcheinſt, der aber wünſchen möchte, daß Dein Charakter ſich noch mehr befeſtigt und daß Du noch an Einſicht zunimmſt.

CIII.

An denſelben.

Paris, 21. Februar (1861).

Lieber Freund,

Du ſchreibſt mir, es wäre ganz unnütz, wenn ich vor Ende März nach Marſeille ſchreiben würde. Dann bitteſt Du wieder am Schluſſe Deines Briefes, ich möge Dir doch ſchreiben. Du ſcheinſt da von einem ins andere geraten zu ſein; woran ſoll man ſich halten?

Nun gut, ich will Dir ſchreiben. Ich bin gerade aufgeſtanden; es iſt drei Uhr nachmittags. Arbeiten kann ich doch nicht, was könnte ich daher beſſeres tun, als mit Dir plaudern? Ich weiß nicht, was Du damit ſagen willſt, das Entern liege wie ein Alpdruck auf Dir; wir ſind doch nicht in Kriegszeiten. Von einem Abenteuer des Vater Archange habe ich nie reden hören.

Scribe iſt geſtern in ſeinem Wagen geſtorben. Mirès hat man wegen einiger kleinen Millionen verhaftet; Richemont, ein Kaſſierer der mitbeteiligt war, hat ſich geſtern erhängt. Murger iſt tot, Eugène Guinot iſt tot, Chélard iſt in Weimar geſtorben. Das geht ja gut.

Die Zahlenprofeſſoren (Muſik in Zahlen) haben mich kürzlich provoziert. Du wirſt in meinem Artikel vom 19. geſehen haben, wie weit ſie darin gegangen ſind und wie ſie mich dadurch gezwungen haben, ihnen eins auf den Kopf zu geben. Veranlaſſe Morel, es zu leſen, er wurde auch vor einigen Jahren von den Leuten inſultiert.

Was biſt Du doch für ein unerfahrenes Provinzkind, Dich darüber zu wundern, daß die Journale nichts über mich ſchreiben!

Was sollten sie denn wohl sagen! Glaubst Du, daß die Welt sich darum kümmert, was ich treibe?

Der Doppelgesang für die beiden Nationen ist fertig und wird in Paris und London einstudiert. Wagner wandelt die Sänger und Sängerinnen, das Orchester und den Chor der Opéra in Ziegen um. Man findet sich in dieser Tannhäusermusik gar nicht zurecht. Die letzte Generalprobe war, wie man sagt, ganz entsetzlich und ist erst um ein Uhr nachts zu Ende gewesen. Aber man muß sich doch da durcharbeiten. Liszt wird auch noch kommen, um diese Schule des Wirrwarrs zu stützen. Ich werde keinen Artikel über den „Tannhäuser" schreiben, ich habe d'Ortigue gebeten, es zu übernehmen. Das wird in jeder Beziehung besser sein und wird sie um so mehr enttäuschen. Niemals habe ich gegen so viele Windmühlen ankämpfen müssen, wie in diesem Jahre. Ich bin von Narren aller Art umgeben. Es gibt Zeiten, wo ich vor Zorn ersticken könnte.

Lebe wohl, ich muß versuchen hinauszukommen, etwas zu gehen. Wenn ich dazu nicht im stande bin, komme ich zurück und lege mich hin.

CIV.

An denselben.

Paris, Dienstag früh 5. März (1861).

Lieber Freund,

Ich habe gestern den General Mellinet besucht. Er wird Deinetwegen an den Admiral de la Roncière schreiben, ich werde ihm morgen eine Notiz bringen, die er über die Sache verlangte.

Es herrscht eine große Erregung in unserer musikalischen Welt über den Skandal, den die Aufführung des „Tannhäuser" hervorrufen wird. Alle Leute sind ganz wütend; der Minister hat vor einigen Tagen die Probe in hellem Zorn verlassen! ... Der Kaiser ist unzufrieden; und doch gibt es selbst unter den Franzosen noch einige Enthusiasten, die voller Zuversicht sind. Wagner ist offenbar verrückt. Er wird auch an Wahnsinn sterben, ebenso wie Jullien im

vorigen Jahre. Liszt ist nicht gekommen und wird auch nicht bei der ersten Aufführung anwesend sein, er scheint eine Katastrophe zu ahnen. Bis jetzt sind für diese dreiaktige Oper 160,000 Franken Unkosten erwachsen. Nun, am Freitag werden wir's ja sehen.

Wie ich Dir schon schrieb, werde ich keinen Artikel darüber veröffentlichen; ich lasse es durch d'Ortigue machen. Ich will durch mein Stillschweigen Verwahrung dagegen einlegen, bin aber bereit später darüber zu sprechen, wenn man mich dazu drängt. Man spricht in der offiziellen Welt in unbestimmter Weise über die Trojaner; man werde, sagt man, sich damit beschäftigen. Ich weiß nichts Sicheres; wir werden ja sehen.

CV.

An Frau Massart.

14. März 1861.[1]

O gewiß, bei Gott! Also auf heute abend!

Gott im Himmel! war das eine Aufführung! Welche Ausbrüche von Gelächter! Der Pariser hat sich gestern in einem ganz andern Lichte gezeigt; er hat über den schlechten musikalischen Stil gelacht, gelacht über die Kinderstreiche einer possenhaften Orchestration, gelacht über die Naivität eines Oboisten; kurz er hat endlich begriffen, daß es auch in der Musik einen Stil gibt.

Die schrecklichsten Stellen hat man gründlich ausgepfiffen.

. . . . . .

Versuchen Sie doch niemals besser als das letzte Mal zu spielen. Wenn Sie noch weitere Fortschritte machen, werden Sie in den Graben der „Zukunft" stürzen.

Das Vollkommene genügt.

[1] Geschrieben am Tage nach der ersten Aufführung des Tannhäuser.

CVI.

An Louis Berlioz.

Dienstag, 21. März (1861).

Lieber Louis,

Ich weiß nicht, ob Dich dies Billett erreichen wird. Ich schreibe es Dir jedoch, um Dir glückliche Reise zu wünschen und Dich vor Deiner Abfahrt zu umarmen. Ich benutze dazu einen Augenblick, wo ich mich allein im Zimmer der Jury befinde. Diese Sitzungen der Jury sind für mich ein wahrer Frondienst. Heute früh mußte ich solche Anstrengung machen, um überhaupt aufstehen zu können, daß es zum Erbrechen kam. Diesen Augenblick geht es mir etwas besser. Die zweite Aufführung des „Tannhäuser" war noch schlimmer als die erste. Man lachte nicht mehr so viel; man war wütend, gepfiffen wurde in ohrenzerreißender Weise trotz der Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin, die in ihrer Loge waren. Den Kaiser amüsiert es. Beim Herausgehen sprachen die Leute ganz laut über diesen unglücklichen Wagner; er sei ein Lump, ein Unverschämter, ein Idiot. Wenn es so fortgeht, läßt man die Vorstellung gar nicht zu Ende kommen und damit ist dann alles gesagt. Die Presse ist einstimmig in ihrem Vernichtungsurteil. Ich bin grausam gerächt.

CVII.

An denselben.

Paris, 18. April 1861.

Lieber Louis,

Ich möchte gern etwas von Dir hören, wenn Du einen Brief schreiben kannst, ohne solche Dolchstiche auszuteilen, wie in Deinem letzten. Ich bin heute kränker als gewöhnlich. Ich habe ein Feuilleton zu schreiben und habe nicht die Kraft, damit anzufangen. Man hat mir bei der Aufführung der Szenen aus Faust eine seltene Ovation bereitet. Herr de Rémusat, der dabei war, wird wohl an Morel oder Lecourt darüber geschrieben haben. Die

Proben zum Freischütz schreiten allmählich weiter fort in der Opéra. Ich habe vor acht oder zehn Tagen beim Kaiser diniert. Ich habe kaum drei Worte mit ihm wechseln können und habe mich sträflich gelangweilt.

CVIII.

An denselben.

Freitag, 4. Mai (1861).

Lieber Freund,

Seit Deinem letzten Briefe habe ich Nachricht durch Lecourt über Dich erhalten, den ich auch ersucht habe, Dir Nachricht von mir zu geben. Gestern Abend fand bei E. Bertin die Vorlesung einiger Szenen aus den Trojanern statt. Größter Erfolg; Erstaunen bei der ganzen Gegnerschar von der Opéra.

Der Geheimsekretär des Ministers war begeistert. Dieser Minister hat mich auf nächsten Montag zum Diner eingeladen. Das wird ebenso gehen wie beim Diner des Kaisers. Man wird sich mit mir über schlechtes oder gutes Wetter unterhalten. Da soll man nun stille halten bei solcher beleidigenden Gleichgültigkeit! Und ich bin doch sicher, daß ich ein großes Werk geschaffen habe, größer und edler, als das vielleicht, was bisher überhaupt zustande gekommen ist! . . . Nun kann man darüber hinsterben, ohne daß ein Hund oder Hahn danach kräht, zertreten unter den Füßen dieser Dickhäuter!

Du verlierst schon den Mut! Aber was soll ich denn tun? . . .

Ich kann nichts als dulden und schweigen.

Das Leben ist doch recht hart und schwer. Ich kann immer noch nicht dazu kommen, an „Beatrice und Benedict“ zu arbeiten. Und doch muß ich diese Partitur fertig machen. Die wird wenigstens aufgeführt werden. Aber ich bin krank und zerschlagen durch so viel verschiedenartige Beschäftigungen und Widerwärtigkeiten aller Art!

Lebe wohl, ich umarme Dich von ganzem Herzen.

CIX.

An denſelben.

Paris, 2. Juni 1861.

Wie ich ſehe, biſt Du ſehr in Aufregung. Ich kann Dir nichts zu Deiner Beruhigung mitteilen. Alexis bemüht ſich in Paris, einen Platz für Dich zu finden. Aber ſo iſt es, gerade weil er ſucht, wird er keinen finden. Ich bin auch ebenſowenig wie er imſtande, Dir eine andere Stellung zu verſchaffen. Du mußt doch auch ſelbſt dafür ſorgen, daß Du nicht in Verlegenheiten gerätſt, aus denen Dir niemand heraushelfen kann. Ich bin zu Frau Lawſon gegangen, es geht ihr beſſer; ſie war ausgegangen. Die Proben zum Freiſchütz ſind aufgegeben. Da hat man mich auch wieder einen Monat Zeit verlieren laſſen.

Als Entſchädigung hat man mir vorgeſchlagen, Alceſte zur Aufführung vorzubereiten, wie ich auch Orpheus im Théâtre-Lyrique einſtudiert habe; man hat mir auch die vollſtändigen Urheberrechte angeboten. Ich habe aus muſikaliſchen Gründen abgelehnt. Es würde zu weit führen, Dir das näher zu erklären. Dieſe Leute glauben, daß man für Geld alles tun müſſe, und wenn es auch noch ſo ſehr mit dem Gewiſſen des Künſtlers in Widerſpruch ſtände. Ich habe ihnen bewieſen, daß ihre Meinung falſch war.

Die Trojaner ſind endgültig bei der Opéra angenommen. Aber Gounod und Gevaert kommen vor mir daran; es dauert alſo noch zwei Jahre. Gounod iſt über Gevaerts Leiche hinweggeſtiegen, der eigentlich zuerſt daran kommen ſollte. Und doch iſt keiner von ihnen fertig; bei mir dagegen könnte man gleich morgen mit den Proben anfangen. Gounods Oper wird früheſtens im März 1862 aufgeführt werden können.

Meine Weigerung, Alceſte vorzubereiten, hat viel Lärm gemacht und ärgert viele Leute.

Man täte beſſer, nicht Zeit und Geld damit zu verlieren, ein Meiſterwerk von Gluck zu verſtümmeln, ſondern gleich die Trojaner in Angriff zu nehmen.

Aber da das vom geſunden Menſchenverſtand geboten erſcheint,

so wird man es gerade nicht tun. Liszt hat eine Eroberung am Kaiser gemacht. Er hat in der letzten Woche bei Hofe gespielt und ist gestern zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt worden. Ja! wenn man Klavier spielen kann.

Ich habe meine Partitur von Beatrice noch nicht fertig. Ich kann so selten daran arbeiten, aber nach und nach kommt es doch vorwärts.

CX.

An denselben.

(23. Oktober 1861.)

Ich habe Deine beiden letzten Briefe erhalten mit den Details im ersteren über Deine künftige Stellung. Ich finde sie vorteilhafter, als ich gedacht hätte. Mit 200 Franken monatlich außer Kost und Logis (denn das Schiff ist Deine Wohnung, wenn Du fährst) bist Du sehr gut daran. Aber Du schreibst mir nicht, welche Sicherheit Du hast, zweiter Leutnant zu sein. Du schreibst nur, ich gehe an Bord; ich werde alles haben. Wer hat Dir denn bestimmte Zusicherungen in dieser Beziehung gegeben? Darüber läßt Du mich ganz im ungewissen. Versuche Diät zu halten, wenn Du am Magen zu leiden hast. Das scheint doch das beste Mittel zu sein, um das Übel zu beseitigen. Gestern habe ich sieben Stunden lang an einem kleinen einaktigen Stück gearbeitet, das ich unternommen habe; ich weiß nicht, ob ich Dir schon davon gesagt habe. Es ist sehr hübsch, aber es ist auch sehr schwer, es gut zu machen. Ich werde noch längere Zeit an der Dichtung selbst zu tun haben; es kommt so selten vor, daß ich mich ohne Unterbrechung damit beschäftigen kann. Darauf kommt die Musik an die Reihe. Betreffs der Trojaner nichts Neues, es wäre denn, daß das Théâtre-Lyrique seinem Ruin immer mehr entgegen geht, während das neue Haus gebaut wird. Ich wollte nur, daß die Katastrophe schon eingetreten wäre. Wir würden dann eine neue, weniger unglückliche und weniger ungeschickte Administration bekommen, als die jetzige. Du hast also das Finale aus der Vestalin gehört.

Du schreibst zwar das Duett, aber Du irrst. Die von Dir angeführte Phrase gehört zum Finale, es wäre denn, daß man in Marseille aus beiden ein Potpourri gemacht hätte.

CXI.

An denselben.

Paris, Montag, 28. Oktober 1861.

Lieber Louis,

Wenn ich nicht wüßte, welchen abscheulichen Einfluß der Kummer auf das beste Herz haben kann, so würde ich imstande sein, Dir recht traurige Wahrheiten als Antwort zu schreiben. Du hast mich im tiefsten Innern verletzt, und das mit voller Überlegung, wie die Wahl Deiner Ausdrücke zeigt. Aber ich entschuldige Dich, ich umarme Dich; Du bist doch kein schlechter Sohn, trotz allem. Wenn jemand, der unsere Stellung zu einander nicht kennt, Deinen Brief liest, so würde er glauben, daß ich keine rechte Liebe zu Dir hätte, daß die Welt sagte, Du seist gar nicht mein Sohn; daß ich, wenn ich nur wollte, eine bessere Stellung für Dich hätte finden können und noch finden könnte, daß ich Unrecht getan hätte, Dich nicht nach Paris kommen zu lassen, damit Du Dich um eine Stellung bewerben und Deine jetzige aufgeben könntest; daß ich Dich erniedrigt hätte durch den Vergleich mit, ich weiß nicht mit welchem Helden von Béranger, worauf Du anspielst. Offen gesagt und ohne Dir Vorwürfe zu machen, Du bist viel zu weit gegangen ... und ich empfinde darüber einen Schmerz, wie nie zuvor ... Um alles in der Welt, ist es denn meine Schuld, daß ich nicht reich bin, daß ich nicht so viel habe, um Dir ein ruhiges, müßiges Leben zu verschaffen, um hier in Paris mit einer Frau, mit einem oder mehr Kindern zu wohnen? ... Ist wohl ein Schatten von Gerechtigkeit darin, mir dergleichen vorzuwerfen? Du hast mir Mitte August nach Baden geschrieben, seitdem kein Wort; Du hast mich zwei und einen halben Monat ohne Nachricht darüber gelassen, wo Du Dich aufhältst und was aus Dir geworden ist; Alexis wußte auch nichts von Dir. Nun schreibst Du mir auf

einmal in ganz ironiſchen Ausdrücken . . . Ach! armer lieber Louis, das iſt nicht recht von Dir.

Beunruhige Dich nicht über Deine Schuld beim Schneider. Die Rechnung ſoll bezahlt werden, ſobald er mir ſie bringt. Oder wenn Du wünſcheſt, daß ich Dich früher von dieſer Schuld befreie, ſo ſchicke mir die Adreſſe des Schneiders, damit ich ihn bezahlen kann. Es iſt wahr, ich hielt Dich für jünger. Aber kannſt Du mir daraus einen Vorwurf machen, daß ich kein Gedächtnis für Daten habe? Wußte ich denn, wie alt mein Vater war, meine Mutter, meine Schweſtern, mein Bruder, als ſie ſtarben und kann man daraus etwa ſchließen, daß ich ſie nicht geliebt hätte? . . . Nein wirklich . . . das ſieht ja ſo aus, als ob ich mich rechtfertigen wollte. Ja ich ſage nochmals, der Kummer geht durch mit Deinem Verſtand und darum kann ich doch nicht anders, als Dich lieb haben und Dich nur um ſo mehr bedauern. Du ſprichſt mir davon, ich ſollte mich für Dich bewerben, aber wie? Und um was? Du weißt doch, daß niemand ungeſchickter iſt als ich bei Bewerbungen. Sage mir klar und deutlich, was ich für Dich tun kann und ich werde es tun. Ich habe von Morel keinen Brief erhalten.

Was könnte er mir auch ſagen?

Lebe wohl, lieber Freund, lieber Sohn, lieber Unglücklicher durch eigene Schuld, nicht durch die meinige.

Ich umarme Dich von ganzem Herzen und erwarte Nachricht von Dir mit der nächſten Poſt.

CXII.

An Auguſte Morel.

Paris, Sonntag Abend, 2. März 1862.

Lieber Morel,

Seien Sie ſo gut und geben mir Nachricht über Louis. Iſt er nach Indien abgereiſt? Was ich vorausgeſehen hatte, iſt eingetroffen; er hat mir nicht eine einzige Zeile geſchrieben. Ich kann Ihnen über die Angelegenheit nichts ſagen, was Sie nicht längſt ſchon geahnt hätten. Aber ich muß ſagen, dieſer Kummer iſt einer

der schwersten, die ich je empfunden habe. Ich schreibe Ihnen mitten zwischen einem dieser abscheulichen Feuilletons, mit denen man nicht zu Ende zu kommen weiß. Ich suche diesen unglücklichen X*** ein wenig zu halten, der wieder ein Fiasko gemacht hat, wie noch nie zuvor. Seine Partitur enthält nichts, reinweg gar nichts. Wie soll man einen aufrecht halten, der weder Knochen noch Muskeln hat? Und doch muß ich irgend etwas herausfinden, was ich loben könnte. Die Dichtung ist unter aller Kritik. Sie ist ohne alles Interesse und gesunden Menschenverstand. Das ist nun sein drittes Fiasko. Und gewiß wird er noch ein viertes machen. Dutzende von Opern, und noch dazu gute, kann man nicht machen. Paesiello freilich hat hundertundsiebzig geschrieben, aber sie waren auch danach! Und was ist davon übrig geblieben?

Was Symphonien betrifft, so hat Mozart siebzehn geschrieben, drei darunter sind schön, auch jetzt noch! . . . Der gute Haydn hat eine große Menge kleiner niedlicher Sachen in diesem Genre geschrieben. Beethoven hat sieben Meisterwerke geschaffen; aber Beethoven ist auch kein Mensch. Wenn man aber nur ein Mensch ist, muß man sich nicht als Gott aufspielen.

CXIII.

An Louis Berlioz.

Sonntag Abend, 15. März (1862).

Lieber Louis,

Wie kannst Du mich nur, wenn Du in Frankreich bist (Algier ist Frankreich) so lange ohne Nachricht von Dir lassen? Nun es geht wenigstens alles gut. Mit Ausnahme freilich von mir, ich habe dreißig Stunden mit Schmerzen im Bett gelegen. Ich schreibe Dir jetzt bevor ich mich wieder hinlege, allein in meinem Winkel beim Feuer. Seit langer Zeit habe ich keine Briefe erhalten, weder von meinem Onkel noch von meinen Nichten. In unserer musikalischen Welt gibt es wenig Erfreuliches. Der Mißerfolg der „Königin von Saba" hat den Minister ganz scheu gemacht. Er weiß nicht mehr, was er tun soll. Um sich den Rücken zu decken,

möchte er gern eine neue Oper von einem Meister haben, der sich schon durch zahlreiche Erfolge an der Opéra bewährt hat. Aber Meyerbeer will nicht, Halévy liegt zurzeit (in Nizza) im Sterben oder ist schon tot, Auber hat nichts geschrieben. Der Minister wagt es noch nicht, sich zu meinen Gunsten zu entscheiden. Folglich geschieht nichts; man kann zu keinem Entschluß kommen. Frau Charton-Demeur hat einen großen Erfolg im Théâtre-Italien gehabt. Hoffentlich hat man so viel Einsicht, sie für die Opéra zu engagieren. Wenn man ihr mit Vorschlägen kommt, so wird sie verlangen, in den Trojanern zu debütieren. Inzwischen probieren wir bei mir jeden Dienstag „Beatrice", die am 6. August in Baden gegeben werden soll ... Ich habe alles, was ich noch zu tun hatte, fertig gemacht und hüte mich wohl, ein anderes Werk anzufangen. Unser Haus stand im Begriff einzustürzen, so schlecht ist es gebaut. Die städtischen Baumeister sind eingeschritten und haben den Eigentümer zu sehr umfassenden Reparaturen genötigt. In einigen Wochen werden wir gezwungen sein umzuziehen und alles nach dem zweiten Stock hinaufzuschaffen, der jetzt hergestellt wird; später müssen wir wieder herunterziehen. Welche Umstände! und dafür bekommt man keinerlei Entschädigung oder Vergütung. Unser Großvetter in Toulouse liegt im Sterben.

Alle unsere Bekannten schicken Dir viele Grüße.

CXIV.

An denselben.

Paris, 17. Juni (1862).

Lieber Louis,

Du wirst eine telegraphische Depesche und heute früh auch einen Brief von mir erhalten haben.[1] Ich schreibe Dir noch einmal heute morgen, um Dir zu sagen, daß es mir zeitweilig besser geht und daß Du nicht zu kommen brauchst. Meine Nichten hatten sich auch

[1] Berlioz hatte seine zweite Frau verloren, die in Saint-Germain en Laye gestorben war.

erboten, zu mir zu kommen. Aber ich fühle, daß es mir augenblicklich besser ist, wenn ich allein bleibe. Dagegen möchte ich, daß Du nach Baden kämest und mich dort am 6. oder 7. August treffen könntest. Ich weiß, daß es Dir auch großes Vergnügen machen würde, bei den letzten Proben und der ersten Aufführung meiner Oper zugegen zu sein. Du könntest dann wenigstens in den Zwischenzeiten, die mir meine Tätigkeit dort gestattet, mein Genosse sein; ich würde Dich meinen Freunden vorstellen, kurzum wir wieder beisammen sein. Es kommt also darauf an, zu erfahren, ob Du Dich ohne Nachteil zu einer Zeit, wo Dein Schiff schon bald abgehen soll, entfernen kannst. Du würdest am 11. August nach Marseille zurückkehren können, da die erste Aufführung am 9. August stattfindet.

Ich weiß auch noch nicht, wieviel Geld ich zur Verfügung haben werde um es Dir schicken zu können. Die Kosten für die Überführung der Leiche von Saint-Germain sind erheblich, ich weiß noch gar nicht wie hoch sie sich belaufen. Ich habe einige Besorgnis, Dich nach jener Stadt, wo die Spielbank ist, kommen zu lassen. Wenn Du mir indessen Dein Ehrenwort gibst, daß Du nicht einen einzigen Gulden setzen wirst, so werde ich mich auf Dich verlassen. Ich werde mich auch mit dem Schmerz abzufinden wissen, den die Trennung bei Deiner Wiederabreise mir verursachen wird, und der unter diesen neuen Umständen um so lebhafter sein wird. Schreibe mir, was Du über die Sache denkst.

Lebe wohl, lieber Louis. Gestern ist meine Schwiegermutter von Saint-Germain zurückgekommen, wohin sie gegangen war. Da sie mich am Dienstag nicht zu Mittag erscheinen sah, ahnte ihr ein Unglück. Sie kam an, als wir, Herr und Frau Laroche und ich eben von dort abgereist waren und hat ihre Tochter nur als Leiche angetroffen. Seit dem Tage hat sie halb den Verstand verloren und eine ihrer Freundinnen, die ihr zur Hilfe gekommen war, hat sie gepflegt; ich habe sie seitdem noch nicht wieder gesehen. Welche traurige Veränderung, wirst Du denken, wenn Du uns wiedersiehst!

Schreibe mir, lieber, lieber Louis.

CXV.

An denselben.

Paris, 12. Juli (1862).

Ich bin recht abgespannt, während ich Dir schreibe, aber es ist für mich eine große Erholung, ein wenig mit Dir plaudern zu können. Ja ich war ganz glücklich in der Nacht, Dich bei mir zu wissen . . . Aber ich will Dich nicht traurig machen. Ich will lieber die neue Stellung ins Auge fassen, in der Du Dich befindest und die bevorstehende Verbesserung Deiner Verhältnisse.

Du wirst nun nicht mehr diese endlosen Reisen machen, die Dich auf so lange Zeit von mir fern hielten. In einigen Jahren wirst Du ein gutes Gehalt und Nebenverdienst von den Fahrten haben. Wir werden uns häufiger sehen. Mehr verlange ich gar nicht. Heute morgen erhielt ich einen Brief von dem Regisseur aus Baden. Er schreibt, daß die Chöre einstudiert und von großer Wirkung seien. Er rechnet auf einen großen Erfolg (als ob ihm der Rest der Partitur bekannt wäre!). Alles beruht doch auf vorgefaßten Meinungen in dieser Welt. Gestern hatten wir Probe in der Opéra-Comique; ausnahmsweise waren alle da, und wir haben angefangen die Inszenierung festzusetzen.

Ich gehe heute wieder zum ersten Male ins Institut seit einem Monat.

Ich habe Alexis die Wäsche zurückgegeben, die er Dir geliehen hatte. Ich hoffe, Dein Knie ist wieder besser, Du schreibst ja nicht mehr darüber.

Lebe wohl, lieber Freund; ich umarme Dich von ganzem Herzen. Meine Schwiegermutter dankt Dir für Deine Grüße.

CXVI.

An denselben.

Baden, Sonntag, 10. August (1862).

Lieber Louis,

Großer Erfolg! Beatrice ist von Anfang bis zu Ende mit Beifall aufgenommen worden; man hat mich, ich weiß nicht wie oft,

herausgerufen. Alle meine Freunde sind erfreut. Ich bin völlig unempfindlich dabei geblieben; es war ein Tag, an dem ich viele Schmerzen hatte und wo mir alles gleichgültig war.

Heute geht es mir besser und ich freue mich über die Bekannten, die mit ihren Glückwünschen kommen. Frau Charton-Demeur war reizend und bewunderungswürdig; Montaubry hat den Benedict sehr elegant und fein zur Geltung gebracht. Das Dir bekannte Duett, welches Fräulein Montrose und Frau Geoffroy in einer hübschen Dekoration und unter einer sehr geschickt von dem Maschinisten hergestellten Mondscheinbeleuchtung sangen, hat eine riesige Wirkung hervorgebracht; der Beifall wollte gar kein Ende nehmen. Komm, ich umarme Dich, Du wirst zufrieden sein. Du hast mir aber lange nicht geschrieben. Warum läßt man Dich so von einem Schiff zum andern laufen? Ich werde versuchen, in diesen Tagen nach Paris zurückzukehren; schreibe mir also nicht mehr nach Baden.

Ich habe nur noch Zeit, Dich zu umarmen. Man belästigt mich von allen Seiten. Ich muß auch noch den Darstellern meinen Dank abstatten. Sie sind auch ganz voller Freude.

CXVII.

An Paul Smith.[1]

Paris, 28. September 1862.

Sie sind ja ein schrecklicher Mensch. Ihr Artikel über mein kleines Buch A travers chants enthält im Eingang einen der bösartigsten doppelsinnigen Ausdrücke, den Leute unseres Metiers

[1] Unter diesem Pseudonym schrieb Edouard Monnais in der Gazette musicale. Er hatte einen sehr wohlwollenden Artikel über das Buch A travers chants geschrieben. Berlioz' Vorwurf versetzte ihn in große Erregung. Vergeblich suchte er nach dem doppelsinnigen Ausdruck, der die Empfindlichkeit seines Freundes so gereizt hatte; er konnte ihn nicht finden. Wir haben auch nach diesem schrecklichen Worte gesucht, haben es aber ebenfalls nicht entdecken können.

je gefunden haben. Ich bin das Opfer desselben, aber ich bewundere ihn und beneide Sie darum. Die Kunst über alles!

Nun gut; Sie sollen jetzt erfahren, welch ein gutes Herz ich habe und wie sehr ich Leute von Geist zu schätzen weiß: Wenn mir jemals ein Wort von solch feiner Bosheit in die Feder kommen sollte, das vielleicht auf Sie Anwendung finden könnte, so werde ich es doch nicht gegen Sie gebrauchen, nein, glauben Sie mir's. Ich werde es vielmehr an einen meiner Feinde richten, zu denen Sie bekanntlich nicht gehören.

Was ist denn dies Wort, das ihn so in Harnisch gebracht hat, werden gewisse Leute fragen, die nicht über ihre Nase hinaus sehen können? Ich werde nicht so dumm sein und es selbst sagen. Mögen sie danach suchen! Jedenfalls verzeihe ich es Ihnen, weil es wirklich ausgezeichnet ist und Sie keine böse Absicht dabei gehabt haben. Was ich Ihnen aber nie verzeihen werde, ist, daß Sie Ihre Druckbogen nicht korrigiert haben. Wie! da zitieren Sie meine Worte und lassen mich sagen: L'école du petit chien est celle des chanteuses dont la voix extraordinairement étendue dans le *chant*, statt étendue dans le *haut*. Auf einer anderen Stelle treiben Sie Ihre Gleichgültigkeit gegen den gesunden Menschenverstand (anderer) so weit, daß Sie mich in meiner Paraphrase über to be or not to be sagen lassen: Ou s'armer contre ce torrent de *Maures*, anstatt ce torrent de *maux*! Das ist doch stark!

Lieber wollte ich doch, Sie hätten noch zwei weitere doppelsinnige Ausdrücke wie jenen ersten gefunden und ich hätte eine volle Ladung aus Ihrem Revolver bekommen, als mir solche lächerliche Druckfehler zuschreiben zu sehen, die mich ins schlimmste Licht setzen. Nun, ich weiß schon, das haben Sie — im Gegensatz zu dem oben erwähnten Ausdruck — mit Absicht getan. Aber gerade deshalb hege ich einen Groll gegen Sie und damit habe ich den Kummer, lieber Freund, zu verbleiben, Ihr ganz Zerschmetterter (das ist noch zu schwach ausgedrückt in unserer Sprache) your murdered.

CXVIII.

An Louis Berlioz.

Gegen 1863.

Lieber Freund,

Ich habe Deinen dreifachen Brief eben erhalten und bin ganz gerührt davon. Du sagst mir Dinge, die ich oft denke aber nie geschrieben habe. Du siehst die innere Welt mit andern Augen an, als die große Menge. Das hat mich sehr erfreut, lieber Sohn.

Ich möchte wohl, wie Du sagst, einige Zeit bei Dir an Bord zubringen unter offenem Himmel und fern von unserer kleinen Welt; ich hätte es Dir auch längst schon vorgeschlagen, wenn ich nicht zurückgehalten würde durch Bande gleich Gulliver, wie meine Gesundheit, das Geld, die Seekrankheit und meine kleinen Ämter.

Ich bin heute außer Bett. Man hat es durchgesetzt, mich wieder in die Musik hineinzustürzen, und dies Mittel hat eingeschlagen. Frau Demeur kam und hat mich gebeten, ihre Rolle als Armida, die man im Théâtre-Lyrique einstudiert, mit ihr durchzunehmen; auch Carvalho ist zu mir gekommen und hat mich aufgefordert, die Proben zu leiten. Ich bin sehr im Zweifel, ob sie eine so schwere Aufgabe lösen können. Niemand von ihnen kennt auch nur einen Takt davon, nicht ein Wort, noch eine Idee. Alles muß man sie lehren; jeder tappt und patscht umher in diesem erhabenen Dunkel. Frau Charton kommt also jeden Tag zu mir mit Saint-Saëns, dem großen Pianisten, der Dir bekannt ist und der seinen Gluck sehr gut kennt. Wir beide arbeiten zusammen, um es der armen Frau beizubringen, die ganz den Mut verloren hat und vorläufig noch gar nichts von ihrer Rolle versteht.

Du weißt wohl, daß der Minister der schönen Künste die Gehalte der Professoren des Konservatoriums erhöht hat, und daß das meinige verdoppelt ist. Ich beziehe also, vom nächsten März an, anstatt 118 Franken monatlich, 236 Franken. Das ist eine große Hilfe für mich.

Ich werde in diesem Monat dreißig Franken fürs halbe Jahr von den beiden ottomanischen Obligationen für Dich bekommen,

die ich für Dein Geld gekauft habe. Nach sechs Monaten ebensoviel.

Du bist jetzt also Rentner. Lebe wohl. Der Brief hat mich sehr angegriffen. Wann hoffst Du mich besuchen zu können?

CXIX.

An Herrn und Frau Massart.

Weimar, 9. April 1863.

Das ist ja ganz reizend von Ihnen, meine lieben Freunde, daß sie mir alle drei geschrieben haben. Sie werden sich über mich lustig machen und doch haben sie unrecht; diese Idee hat mich ganz entzückt.

Ich schreibe Ihnen, nachdem ich um ein Uhr aufgestanden bin. Ich mußte einen Teil der Nacht bei einem Festmahl zubringen, das man mir zu Ehren nach der ersten Aufführung[1] gab seitens der Weimarschen Künstler, die sich zu dem Zweck mit den Künstlern aus den benachbarten Städten, selbst aus Dresden und Leipzig, vereinigt hatten. Der Erfolg von Beatrice war großartig, das Ensemble der Ausführung ausgezeichnet. Der Großherzog, die Großherzogin und die Königin von Preußen haben mich mit Komplimenten überhäuft. Die Königin zumal hat mir Dinge gesagt, Dinge die ich gar nicht zu wiederholen wage. Das Stück, welches ihr am meisten gefiel, ist das Trio der drei Frauen, doch fand sie auch, daß das Duett reizend erfunden sei, und ausgezeichnet haben ihr auch die Arie der Beatrice und die komische Fuge gefallen.

Man hat mir gesagt, es werde morgen ein Beifallssturm losbrechen, der das ganze Theater in Gefahr bringe.

Das Orchester spielt vortrefflich, und das ganze Gesangsensemble ist sehr musikalisch geschult. Die Beatrice ist entzückend hübsch und eine wahre Künstlerin. Nur bleibt sie zu sehr Deutsche und gibt diese sizilianische Löwin fast sentimental.

[1] Es handelt sich um die erste Aufführung der Oper „Beatrice und Benedict".

Leben Sie wohl, teure Freunde. Ich werde nicht so schnell nach Paris zurückkommen, wie ich gedacht hatte. Der Fürst von Hohenzollern, der zu Löwenberg in Schlesien residiert, einhundertundzwanzig Meilen von hier entfernt, hat mich einladen lassen, ihm ein Konzert zu dirigieren, bestehend aus:

Ouvertüre zu König Lear.
Adagio aus „Romeo und Julie".
Das Fest bei Capulet (aus demselben).
Ouvertüre zum Carnaval Romain.
Harold-Symphonie.

Sein Orchester kann dies alles fast aus dem Kopf spielen. Ich habe nur drei Proben mit ihm (dem Orchester) vorzunehmen, dann wird alles ganz gut gehen.

Da sehen Sie, wie diese Fürsten sich den Luxus erlauben, ein Orchester von sechzig Musiker zu halten und für ihre Freunde solche Konzerte zu geben!

Ich drücke die drei klugen Hände und danke den drei guten Herzen, daß sie meiner gedacht haben.

CXX.

An dieselben.

Löwenberg, 19. April 1863.

Noch ein weiteres Bulletin von der grande armée.

Die zweite Aufführung der „Beatrice" in Weimar entsprach dem, was man vorher gesagt hatte. Ich bin nach dem ersten und zweiten Akte herausgerufen worden. Ich verschone Sie mit all den reizenden Schmeicheleien von seiten der Künstler und des Großherzogs. Jetzt bin ich in Löwenberg beim Fürsten von Hohenzollern, den ich seit 1843 nicht wieder gesehen hatte. Ach! was hat sich nicht alles ereignet in diesen zwanzig Jahren. Er selbst ist schwach und gichtisch geworden; aber seine heitere Stimmung ist ihm geblieben und seine Liebe zur Musik scheint noch größer geworden zu sein. Er vergöttert mich im wahren Sinne des Wortes. Sein Orchester kennt alle meine Symphonien und Ouvertüren aus dem Grunde.

Es ist ein vorzügliches Orchester und besteht aus fünfzig wirklichen Musikern. Der Prinz hat in seinem Schlosse Löwenberg einen entzückenden Konzertsaal von ausgezeichneter Akustik herstellen lassen. Hinter dem Orchester ist ein Foyer, eine musikalische Bibliothek und alles was dazu gehört. Mir hat er eine Wohnung neben diesem Juwel von Konzertsaal gegeben und jeden Tag um vier Uhr kommt man in meinen Salon, um mir anzuzeigen, daß das Orchester versammelt sei. Dann gehe ich durch zwei Türen und finde die fünfzig Künstler unbeweglich auf ihren Plätzen, schweigend und alles bereits gestimmt. Sie erheben sich höflich, wenn ich meinen Dirigentenplatz einnehme; ich ergreife meinen Taktstock, gebe das erste Tempo an und nun geht es los. Und wie diese Kerle spielen! Stellen Sie sich vor, bei der ersten Probe haben sie das Finale von Harold ohne jeden Fehler ausgeführt und das Adagio aus „Romeo und Julie" ohne irgend einen Akzent zu verfehlen! ... Der Kapellmeister Seifriz sagte mir nach diesem Adagio: O! Monsieur quand nous ... écoutons *cette* morceau, nous ... toujours ... en larmes.

Wissen Sie, teure Freunde, was mich am meisten rührt bei diesen Beweisen von Liebe, die mir hier zuteil werden? Mir scheint, als sei ich schon gestorben. In diesen zwanzig Jahren haben sich so viel Dinge zugetragen, die ich kühn genug bin, als Fortschritt zu bezeichnen. Fast überall werden meine Sachen aufgeführt. Ein Kapellmeister aus Breslau, der hier ankam, hat mir erzählt, daß die unter seiner Leitung stehende musikalische Gesellschaft im vorigen Monat das Scherzo aus La Fée Mab aufgeführt hat und daß es da capo verlangt wurde. Der Kapellmeister aus Dresden, der in der vorigen Woche in Weimar war, hat mir verschiedene Vorgänge gleicher Art mitgeteilt. In Leipzig sind vor einem Monat Teile aus dem Requiem aufgeführt worden. Meine Ouvertüre zum Corsaire wird überall gespielt und ich selbst habe sie nur ein einziges Mal gehört. Von den anderen Ouvertüren wird die zu König Lear überall, die zu Benvenuto Cellini häufig gespielt und gerade die sind in Paris am wenigsten bekannt. Vorgestern (lachen oder lächeln Sie, teure Frau) habe ich mich dabei betroffen, während ich die Ouvertüre zu König Lear dirigierte, daß ich eine Träne, die mir ins Auge gekommen war, nicht zurückhalten konnte. Ich

sagte mir, daß vielleicht Vater Shakespeare mir nicht fluchen würde, daß ich gewagt habe, seinen alten bretonischen König und seine sanfte Cordelia so reden zu lassen. Ich hatte diese Ouvertüre, die ich 1831 in Nizza geschrieben hatte, ganz vergessen.

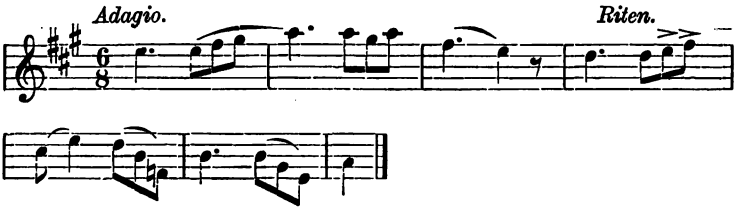
In Löwenberg gab es keine Harfe. Der Fürst hat einen Harfenspieler aus Weimar (hundertundzwanzig Meilen weit) kommen lassen . . .

Ich bin bei diesem Briefe fünfmal unterbrochen worden. Der Fürst liegt zu Bett; die Gicht hielt ihn zurück und er ist wütend, daß er nicht bei unseren Proben sein kann. Jeden Augenblick schickt er nach mir. Während der Diners, zu denen er die Güte gehabt hat, alle für das morgen stattfindende Konzert hier eingetroffenen fremden Künstler einzuladen, schreibt er mir mit Bleistift Billetts, welche mir ein großer galonierter Lakai auf einem silbernen Teller überreicht und die ich beim Dessert, zwischen Obst und Kuchen beantworte (denn frommage gibt es hier nicht. Hat frommage eigentlich ein doppeltes m? Ich glaube nicht). Dann bringe ich eine halbe Stunde bei seinem Bett zu und er sagt mir Dinge! . . . Er kennt alles was ich geschrieben habe, meine Prosa sowohl als meine Musik. Heute Morgen sagte er mir: „Ich muß Sie umarmen, ich habe eben Ihre Analyse über die Symphonie pastorale gelesen . . .“ Er wagt nicht, zur heutigen Probe aufzustehen, weil er einen Rückfall befürchtet, der ihn verhindern würde, morgen beim Konzert zu erscheinen. In der Musik haben wir den gleichen Geschmack; er liebt was ich liebe und verabscheut das, was ich hasse.

Können Sie sich denken, daß die vier Proben und zwei Aufführungen von Beatrice in Weimar, die ich geleitet habe, mich bei weitem nicht so angegriffen haben, wie die Konzertproben in Löwenberg? Ich bin ganz zerschlagen, gerädert. Das kommt, weil das Theaterorchester wie ein Sklave ist; es arbeitet wie ein Sklave, der in einer Höhle sitzt. Das Konzertorchester ist wie ein König, der auf seinem Thron sitzt. Und dann auch, diese gewaltigen Leidenschaften der Symphonien bringen einem das Herz in eine weit heftigere Bewegung als die Empfindungen bei einer halbschichtigen Oper wie Beatrice.

Warum sind Sie nicht hier? Wie reizend wäre es für die

intelligenten Zuhörer, die mich hier umgeben, Sie zu hören! ... Und doch, mein lieber Jacquard, haben wir hier einen jungen Mann von siebzehn Jahren, der würdig wäre, Ihr Schüler zu sein; aber eine Baßgeige, wie Ihre Vielgeliebte, hat er nicht. — Ja, ich komme! Man ruft mich ab; das Orchester ist auf seinem Posten und hat gestimmt. Ich lasse mir die Szene aus „Romeo und Julie" vortragen und werde an Sie denken. Ach wie wunderbar bringen sie diese Phrase zur Geltung:



CXXI.

An Frau Massart.

Paris, 23. September abends, an meinem Kamin (1863).

Liebe Frau Massart, glauben Sie vielleicht, ich dächte nicht mehr an Sie, weil ich bei Ihnen keine Tasse Schokolade mehr bekomme, keine Sonaten von Beethoven, keine Quartette. Sie wären dazu imstande; Sie haben das Gift der de la Rochefoucauldschen Grundsätze eingesogen und glauben an ein eigennütziges Motiv bei allen unseren Handlungen! Leider mag das wohl so sein.

Gleichwohl, wer nötigt mich denn, heute abend an Sie zu schreiben? Wer zwingt mich, Ihrem Mann einen Händedruck zu schicken? Wer bringt mich dazu, mit Ihrem Schicksal Mitleid zu haben. Denn ich bin überzeugt, Sie führen ein trauriges Leben in Ihrer kleinen Holzschachtel, die protzenhaft „Landhaus" genannt wird, wo nicht Platz ist für einen Flügel, sondern nur für ein Piano, wo man beständig Meeresgeruch hat, wo der Wind dem

Rindvieh die Hörner vom Kopf reißt, wo Sie sich langweilen, wenn Sie die Sonate in F-Moll spielen,

„weil Sie als Publikum nur Krabben haben".

Man soll sagen: „Frau Massart ist auf dem Lande, in ihrer Villa; sie nimmt Seebäder, sie tändelt am Strande, sie atmet Seeluft ein und die Ergüsse der Unendlichkeit . . ." Kolossale und kindische Aufschneiderei! Ich beklage Sie, aber man muß ja als Strandbesucher sein Metier treiben.

Gleichviel, ich beklage Sie.

Wann kommen Sie zurück? Ach, das scheint ja als ob ich Nachricht von Ihnen zu erhalten glaubte, aber gewiß werden weder Massart noch Sie es wagen, mir einige Zeilen zu schreiben. Dazu sind Sie viel zu bescheiden, das weiß ich, Sie werden sich nicht diese Ehre geben. Ich habe kürzlich Ihren Gevatter (o Gevatter! Weiße Dame! ist das komisch!) beauftragt, Ihnen meinen Gruß zu bringen; er wird Sie gesprochen haben. Bertsch muß auch bei Ihnen gewesen sein.

Ich bin ganz in Anspruch genommen von unseren Proben im Théâtre-Lyrique. Es macht sich. Zum Glück werden Sie im November von Ihren Besitzungen noch nicht zurückgekehrt sein und mir nicht den Kummer machen, der ersten Aufführung beiwohnen zu wollen; denn ich würde gar keine Billetts für Sie haben. Massart, der das Publikum so mit sich fortzureißen versteht, wird mir sehr fehlen. Das wird meine Aussichten auf Erfolg sehr herabmindern und kann vier- oder fünfhundert Vorstellungen weniger zur Folge haben.

Sie glauben vielleicht, ich würde jetzt sagen: „Aber der fünfte Akt! . . . aber der Abschied der Dido! Aber der Chor der Priester des Pluto! Aber dies! aber das! . . ." Nun ja, Sie haben recht, ich bin nicht so eitel, mich für bescheiden zu halten; im Gegenteil, ich bin so bescheiden mich für ganz von Eitelkeit aufgeblasen zu halten. Ja, ja, es ist alles voll von Aber! Wenn Ihre Krabben das hörten, würden sie erzittern in ihren Schalen.

Schöne Zeit! Massart hält prächtige Jagden ab, wie man sich erzählt. Das Gerücht geht, er habe einen Distelfink (a goldfinch) erlegt. Sie tun sich etwas zugute auf Ihr Englisch, aber

sicher kennen Sie nicht den britischen Namen dieses niedlichen Vogels.

Leben Sie wohl! Mein heutiges Schreiben bezweckt nur, Sie wissen zu lassen, daß es mir sehr schlecht geht. Hoffentlich bekommen Sie es trotzdem. Das wäre ein Trost für mich.

CXXII.

An Johannes Weber.

Sonntag, 22. November 1863.

Mein lieber Herr und Kollege,

Ich bin seit vierzehn Tagen krank und habe heute erst von Ihrer großen, schönen Arbeit vom letzten Dienstag über mein neues Werk[1] Kenntnis erhalten.

Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank. Ich kann nur stolz und glücklich darüber sein, daß mein Werk so gründlich studiert worden ist von einem der leider in unserer Zeit und unserer Welt so seltenen Männer, die bei musikalischer Begabung und großem Wissen das Herz und den Verstand auf der richtigen Stelle haben.

Gestatten Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken.

CXXIII.

An Alexis Lwow.

Paris, 13. Dezember 1863.

Ihr Brief hat mir die größte Freude bereitet. Vielen Dank für alle herzlichen Worte, die er enthält. Eine reizende Aufmerksamkeit von Ihnen, mir anläßlich der Trojaner Ihre Glückwünsche zu schicken. Ich bin in der Tat genötigt gewesen, während zweiundzwanzig Tagen das Bett zu hüten, infolge der Anstrengungen, die ich bei den Proben gehabt habe.

Aber was will das bedeuten im Vergleich zu dem Unglück,

[1] Die Trojaner.

welches Sie betroffen hat?[1] Es ist doch seltsam, daß so viele große Musiker von derselben Kalamität betroffen werden: Beethoven, Onslow, Lwow, Paganini; letzterer hat sich selbst gar nicht mehr hören können.

Vielen Dank für den Opernstoff, den Sie mir gütigst zur Verfügung gestellt haben. Ich kann aber keinen Gebrauch davon machen, weil ich entschlossen bin, nichts mehr zu schreiben. Ich habe noch drei Opernpartituren liegen, die die Pariser nicht kennen, und ich werde nie in die glückliche Lage kommen, sie damit bekannt zu machen. Seit vier Jahren sind die Trojaner fertig und jetzt erst kommt man dazu, auch nur den zweiten Teil, die Trojaner in Karthago, aufzuführen. Die Einnahme von Troja bleibt noch aufzuführen übrig. Ich werde nie etwas für ein Theater schreiben, wo man mir nicht blind gehorcht, ohne Gegenbemerkungen, wo ich nicht der absolute Herr bin. Und das wird kaum vorkommen.

Die Theater sind (wie ich schon manchmal in meinen Schriften hervorgehoben habe) der schlechteste Ort für Musik. Die keusche Muse, die man dorthin schleppt, kann nur mit Zittern und Zagen dort eintreten. Und die lyrischen Theater sind erst recht für die Musik sicut amori lupanar.

Da wimmelt es von Schwachköpfen und Idioten, von Spritzenleuten und Lampenanzündern, Lichtputzern und Garderobieren, die den Autoren Ratschläge geben und den Direktor beeinflussen.

Leben Sie wohl, teurer Meister, Gott bewahre Sie vor jeder Berührung mit dieser Klasse! Was ich Ihnen über die Theater im allgemeinen geschrieben habe, muß ganz vertraulich bleiben, um so mehr, da ich im Théâtre-Lyrique, vom Direktor herab bis zum letzten der Musiker, nur Hingebung und guten Willen gefunden habe.

Und doch . . .

Und nichtsdestoweniger . . .

Ich bin noch immer krank.

[1] A. Lwow war taub geworden.

CXXIV.

An Bennet.[1]

Paris, 22. Februar 1864.

Hier ist der gewünschte Brief. Ich freue mich sehr, daß Sie in Wien sind. Théodore kann sich das zunutze machen und sorgfältig die neuen Meisterwerke von Offenbach studieren, die man dort jetzt mit solchem Erfolg spielt. Sie befinden sich alle wohl? Desto besser. Was mich betrifft, so geht es mir erst seit acht Tagen ziemlich gut ... Ich habe unbegrenzten Urlaub genommen beim Journal des Débats. Keine Feuilletons mehr. Die Trojaner haben mich reich genug gemacht, daß ich mir diesen Luxus erlauben kann. Seit zwei Monaten habe ich keinen Fuß in ein sogenanntes lyrisches Theater gesetzt. Ich habe nicht Moses gesehen, nicht La Fiancée du roi de Garbe, nicht die Wunder des Théâtre-Italien, nicht das neue Ballett, nichts, gar nichts. Ich bin dabei, mich herumzuschlagen mit der Konzertgesellschaft des Konservatoriums, die Teile aus „Romeo und Julie" aufführen will, während ich es nicht will. Wer wird den Sieg davon tragen? Werden sie gegen meinen Willen etwas von mir aufführen ... oder werden sie mich zu ihrer Anschauungsweise bekehren?

Bringen Sie den lieben und liebenswürdigen Ihrigen meine besten Grüße. Ich drücke Théodore die Hand und wünsche ihm allen Ernstes, er möge die Pariser Sitten vergessen, auch die Pariser Konversation, überhaupt jede Art von Parisertum. Nichts ist dümmer als diese ewige, flache Aufschneiderei, die man überall in Paris findet; möge er es für immer vergessen. Er ist ein großer Künstler und braucht dem nicht Rechnung zu tragen. Möge er nicht zu viel schreiben, nicht zu schnell, nicht fürs große Publikum. Möge er die Leute an sich heran kommen lassen und ihnen keine großen Avancen machen. Leben Sie wohl.

[1] Mitgeteilt von Herrn Bouscatel aus Auxerre.

CXXV.

An denſelben.

Paris, 15. März 1864.

Was zum Kuckuck wollen Sie, daß ich Ihnen ſchreiben ſoll? Es gibt hier auf muſikaliſchem Gebiete nichts, was der Mitteilung wert wäre. Kürzlich iſt eine Oper von Boulanger gegeben worden, der Doktor Magnus. Man wird in der Opéra-Comique eine Oper Lara geben . . . ein Schmarren von Herrn . . . (ich erinnere mich des Namens nicht mehr); demnächſt Mireille von Gounod im Théâtre-Lyrique. Ich bin zu George Hainl gegangen und habe ihn gebeten, die Aufführung der Fragmente aus „Romeo und Julie“ aufs nächſte Jahr zu verſchieben. Ich ſah, daß man doch keine Zeit haben würde, die Proben jetzt mit der nötigen Sorgfalt vorzunehmen und ich lege Gewicht darauf, daß man meine Sachen nicht halbfertig vorträgt. Pasdeloup hat beim letzten Konzert im Hôtel de Ville eine Szene aus den Trojanern aufgeführt und hat mich nicht einmal von der Probe benachrichtigt. Carvalho hat mir geſtern beim Diner geſagt, er hätte mich aufs Programm geſetzt bei zwei geiſtlichen Konzerten, die er in der ſtillen Woche geben will, und daß er den Wunſch hätte, ich möge perſönlich das Sextett aus den Trojanern dirigieren, ebenſo wie David und Gounod es getan hatten. „Nein“, habe ich geantwortet, „ich habe keine rote Robe und kann in dieſer Zeremonie des Malade imaginaire nicht figurieren; dann wären wir ja vier Kapellmeiſter.“

Beim Journal des Débats habe ich meine Entlaſſung gegeben. Nichts iſt komiſcher als die Enttäuſchung und Wut der Leute, die mir ſeit drei Monaten den Hof gemacht haben; es war verlorene Liebesmüh, ſie ſind geradezu beſtohlen . . .

Wenn Sie in Wien zufällig mit Herrn Peter Cornelius zuſammentreffen, ſo bringen Sie ihm die herzlichſten Grüße von mir; ich würde ſehr erfreut ſein, wenn er mir einmal ſchreiben wollte.

CXXVI.

An Herrn und Frau Maſſart.

Montag, 15. Auguſt 1864.[1]

Nun ja gewiß! Der Marſchall Vaillant hat mir vor drei Tagen einen reizenden Brief geſchrieben, den die Gazette muſicale ſo wunderbar entſtellt hat, in dem er mir angezeigt hätte, daß der Kaiſer uns zu Offizieren der Ehrenlegion ernannt habe ... ja, teure Frau, Sie und mich ... Treffen Sie alſo Ihre Vorbereitungen, ändern Sie das Band, das Kreuz uſw.

Sie ſind nicht zum Diner des Miniſters gekommen; wir waren ſechzig mit Einſchluß des Hundes Sr. Exzellenz, der ſeinen Kaffee aus der Taſſe ſeines Herrn trank. Es war ein großer Schriftſteller dort, Herr Mérimée, der zu mir ſagte: „Man hätte Sie ſchon längſt zum Offizier ernennen müſſen; das beweiſt, daß ich noch nicht Miniſter bin.“ Samſon ſchwankte unter der Laſt ſeiner Freude.

Wie Sie ſehen, befinde ich mich heute nicht ganz ſo ſchlecht und bin einfältiger als gewöhnlich; hoffentlich trifft dieſer Brief Sie in derſelben Verfaſſung. Paris iſt im Feſtgewand und Sie ſind nicht hier ... Der Strand von Villerville muß doch ſehr öde ſein ... wie können Sie es dort nur aushalten? Maſſart geht auf die Jagd; er ſchießt Möwen, dann und wann tötet er einen Pottfiſch; aber wie Sie es anfangen die Zeit totzuſchlagen, das mag der liebe Gott wiſſen! Ihr Piano haben Sie gewiß ganz vernachläſſigt und wenn Sie zurückkommen, werden Sie kaum noch die Tonleiter in H-Dur ſpielen können, die leichteſte aller Tonleitern. Möchten Sie, daß ich Ihnen einen kleinen Beſuch mache? ... Sagen Sie nur dreiſt ja; denn kommen werde ich gewiß nicht. Ah! Pardon! ich werde wieder ernſthaft Die Schmerzen kommen wieder. Ich will mich aufs Bett werfen. Ich drücke Ihnen beiden die Hand.

[1] Er war am 12. Auguſt zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden, Ritter war er ſeit 1839.

CXXVII.

An Auguste Morel.

Paris, Sonntag, 21. August 1864.

Lieber Morel,

Herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief. Das Offizierskreuz und zumal die nicht offizielle Mitteilung, die mir der Marschall Vaillant über diese Gunstbezeigung zugehen ließ, haben mir meiner Freunde halber Vergnügen bereitet und auch ein wenig wegen des Ärgers, den die andern darüber empfinden werden. Aber wie können Sie sich noch Illusionen hingeben über die wirkliche Sachlage auf musikalischem Gebiete in unserem Lande. Alles ist tot, nur die Autorität der Einfältigen besteht noch. Man muß sich schon darein finden, sie anzuerkennen, weil sie nun einmal vorhanden ist. Ich bin fast allein hier. Louis ist vorgestern nach Saint-Nazaire gereist; alle meine Freunde und Nachbarn sind in der Schweiz, in Italien, in England, in Baden. Ich sehe Heller dann und wann; wir gehen zum Essen nach Asnières und sind lustig wie die Eulen. Ich lese und lese wieder. Abends gehe ich vor den lyrischen Theatern hin und her und genieße das Vergnügen, daß ich nicht hineinzugehen brauche. Vorgestern habe ich zwei Stunden auf dem Kirchhof Montmartre zugebracht; ich habe dort einen sehr bequemen Sitz auf einem prachtvollen Grabe gefunden und bin dort eingeschlafen. Von Zeit zu Zeit gehe ich nach Passy zu Frau Erard, dort finde ich einen Kreis liebenswürdiger Leute, die mich immer sehr freundlich empfangen. Ich genieße so recht das Vergnügen, keine Feuilletons mehr zu schreiben, überhaupt nichts mehr zu tun. Wenn ich nicht durch verschiedene kleine Interessen an Paris gefesselt wäre, so würde ich trotz meiner physischen Leiden reisen, aber ich muß bleiben. Übrigens wird Paris auch von Tag zu Tag schöner. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie es sich so schnell entwickelt. Übermorgen ist ein großes Fest in Karlsruhe. Liszt ist von Rom dorthin gekommen. Sie werden dort Musik machen, daß einem die Ohren zerspringen. Es ist die ketzerische Versammlung des jungen Deutschlands, in der

Hans von Bülow präsidiert. Sie wissen wohl, daß der gute Scudo verrückt geworden und eingesperrt ist.

Welch Malheur!

CXXVIII.

An Herrn und Frau Damcke
in Brunnen am Vierwaldstätter See (Schweiz).

Paris, 21. August 1864.

Wie liebenswürdig, freundlich und gut von Ihnen, daß Sie mir beide geschrieben haben. Ich wollte mir gerade Ihre Adresse von Heller holen, als Ihr Brief ankam.

Mein Sohn ist wieder abgereist. Meine Schwiegermutter ist noch nicht zurückgekommen; ich langweile mich nach Kräften. Indessen bietet die Stadt, in der ich wohne, mir doch so schöne Erinnerungen dar, wie sie Ihnen die Schweiz nicht gewähren kann.

Da ist in der Rue Victoire ein Haus, in dem Napoleon als junger Obergeneral der italienischen Armee wohnte; von dort aus ging er eines Tages nach Saint-Cloud, um die Volksvertreter aus dem Fenster zu werfen. Da ist auf einem Platze, den man den Vendomeplatz nennt, eine hohe Säule, die er aus eroberten Bronzekanonen errichten ließ. Links von diesem Platze sieht man einen ungeheuren Palast, genannt den Palast der Tuilerien, wo sich verteufelt viele Dinge zugetragen haben ... Dann gibt es noch in gewissen Straßen Häuser, — und Sie machen sich keinen Begriff davon, was für Ideen die in mir erwecken. Es gibt doch Gegenden wie diese, die eine gewaltige Wirkung auf unsere Einbildungskraft ausüben. Und dennoch langweile ich mich trotzdem.

Der Marschall Vaillant gab gestern ein großartiges Diner; ich hatte meinen Platz an seiner Seite und er hat mich mit Aufmerksamkeiten überhäuft; aber das Diner dauerte zwei Stunden. Vorgestern waren die Boulevards voll von Müßiggängern, die drei Stunden gewartet haben, um den Wagen vorüberfahren zu sehen, in dem der König von Spanien sich befinden sollte, der in der

Oper erwartet wurde. Solch ein König von Spanien ist doch etwas Staunenerregendes!

Sie haben gut sagen, teure Frau Damcke, wenn Sie den See genügend betrachtet und gefunden haben, daß er schön ist, dann möchten Sie wohl etwas anderes sehen. Ich lese täglich ein wenig in Ihrem prächtigen Don Quichote, dann und wann gehe ich nach Passy zur Frau Erard. Sie haben nichts in der Schweiz, was sich mit dem Park de la Muette vergleichen ließe, und wenigstens gibt es in diesem Park keine Kühe und keine Kuhhirtinnen.

Übermorgen ist das große Fest in Karlsruhe. Liszt ist schon dort. Das Programm des ersten Tages ist veröffentlicht. Wie können Sie wohl nicht dorthin gehen? Ich habe die beste Entschuldigung: ich bin krank.

Wie würden Sie wohl glücklich sein, wenn Sie in der Schweiz solchen Käse zum Frühstück hätten, wie man ihn hier hat! Von Melonen haben Sie gewiß keine Ahnung? Haben Sie trinkbaren Wein?

Nein, nein! Sie leben gewiß wie die Anachoreten; aber es ist nun einmal Mode, nach der Schweiz zu gehen. An irgend einem schönen Tage werde ich mit Heller in Montmorency oder in Enghien dinieren, da gibt es auch einen See!!!!!

Leben Sie beide wohl.

Ich beklage Sie fast ebenso sehr wie ich Sie liebe.

CXXIX.

An Frau Ernst.[1]

Paris, 14. Dezember 1864.

Wie reizend von Ihnen, teure Frau Ernst, daß Sie mir geschrieben haben. Meine Antwort müßte in die anmutigste Form gekleidet sein; ich müßte das Herz auf der Zunge tragen, der Stil müßte aufs äußerste elegant und liebenswürdig sein. Aber dazu

[1] Dieser Brief wurde von Xavier Feyrnet im Temps vom 15. März 1865 veröffentlicht.

bin ich nicht imstande! Ich bin krank, traurig, verstimmt, gelangweilt, dumm, langweilig, gereizt, anmaßend, stupide. Ich habe heute einen Tag, an dem ich wünschte, die Erde wäre eine mit Pulver angefüllte Bombe, die ich zu meinem Plaisier anzünden könnte. Die Schilderung, welche Sie mir von Ihren Unterhaltungen in Nizza entwerfen, reizt mich gar nicht. Ich möchte wohl Sie und Ihren armen Kranken besuchen, aber ein Zimmer bei Ihnen würde ich nicht annehmen. Lieber würde ich die Grotte unter dem Felsen der Ponchettes bewohnen als das niedlichste Zimmer bei Bekannten. Da kann man brummen wie Caliban (der wohnt da, ich habe ihn eines Abends dort getroffen) und selten nur wird die Grotte vom Meer überschwemmt. Bei guten Bekannten dagegen, selbst bei dem besten Freunde, ist man allerlei Aufmerksamkeiten ausgesetzt, einer Menge ganz unerträglicher Aufmerksamkeiten. Da wird man gefragt, wie man die Nacht überstanden hat, niemals aber wie man die Langeweile überstanden hat. Da wird einem Kaffee angeboten; da muß man eine Menge von Dingen bewundern; wenn man eine Dummheit sagt, wird darüber gelacht, da werden einem fragende Blicke zugeworfen wenn man traurig oder heiter ist; man wird angeredet, wenn man mit sich selbst beschäftigt ist und dann sagt der Mann zu seiner Gattin: „Aber laß ihn doch, Du siehst ja, er mag nicht sprechen, Du belästigst ihn!" Da greift man endlich zum Hut, geht fort und knallt beim Hinausgehen die Tür zu. Und dann sagt man sich: „Na, da bin ich wieder einmal recht ungeschliffen gewesen ... Ich kann diese Art von Aufmerksamkeiten gar nicht ausstehen; ich werde noch einmal Ursache zu einem ehelichen Zwist geben ..." usw. usw. — In der Calibangrotte dagegen riskiert man nicht, die Tür zu stark zuzuschlagen und vermeidet daher die Folgen seiner Heftigkeit.

Nun gleichviel! Sie spazieren viel auf der Terrasse, unter den Baumgängen? ... Und dann? Dann bewundern Sie die Sonnenuntergänge! ... Und dann? Dann atmen Sie in vollen Zügen die frische Brise ein ... Und dann? Dann sehen Sie zu, wie man Thunfische fängt ... Und dann? Dann beneiden Sie die jungen Engländerinnen, die viele Tausende Pfund Sterling jährlicher Rente haben ... Und dann? Dann beneiden Sie noch

mehr alle einfältigen Leute, die gar keine Ideen haben, kein Gefühl, die nichts verstehen und nichts gern haben . . . Und dann?

Ach du lieber Gott! Da kann ich Ihnen hier ganz dasselbe bieten. In Paris gibts auch Terrassen und Baumgänge; auch Sonnenuntergänge sieht man hier, Engländerinnen, Einfaltspinsel mehr noch als in Nizza, da die Bevölkerung hier zahlreicher ist; Gründlinge fischt man hier auch; man langweilt sich hier auch, fast ebenso wie in Nizza. Es ist überall dasselbe.

Gestern erhielt ich von einem unbekannten Herrn einen hübschen Brief über meine Trojaner. Er schreibt mir, die Pariser seien an eine „nachsichtigere" Musik als die meinige gewöhnt. Dieser Ausdruck hat mich wirklich entzückt. Die Wiener haben mir auch am letzten Sonntag eine telegraphische Depesche geschickt und mir angezeigt, sie hätten meinen Geburtstag durch Aufführung eines großen Stückes aus „Fausts Verdammnis" gefeiert und der Doppelchor darin habe einen großartigen Erfolg gehabt. Ich wußte gar nicht, daß ich Geburtstag gehabt hatte.

J'adore les cordiaux et les «gens bons».

Verzeihen Sie meine Kalauer. Ich verbleibe Ihr ergebenster

CXXX.

An Frau Damcke.

(Paris, 24. Dezember 1864?)

Teure Frau,

Verzeihen Sie, wenn ich morgen nicht zum Diner zu Ihnen komme. Es ist der Tag des Herrn, und da alle Arbeit untersagt ist, so will ich ruhen wie ein Arbeiter in der letzten Stunde.

Es hätte mir große Freude gemacht, bei Ihnen zu sein und die Damen d'Ortigue zu treffen, die so anmutig und gütig sind und die ich so gern habe, aber ich fühle mich so schwach und habe solche Angst, daß man von Weihnacht spricht. Wenn Sie das Wort nur fallen lassen, so bekomme ich schon eine Indigestion und einen Anfall von Cholera.

Und dann habe ich auch noch einen anderen Grund, den ich Ihnen aber nicht sagen kann.

Schlagen Sie heute den Abend tot in der Opéra-Comique, aber erzählen Sie mir um Gottes willen bei der Rückkehr nichts von dem Stück, dann werde ich Ihnen sehr dankbar sein.

CXXXI.

Herrn Berthold für Louis Berlioz,
bei Herrn von Rothschild, Rue Lafitte 17.

Ohne Datum, ungefähr 1864 oder 1865.

Wenn Du Dich ruhiger fühlst, und hoffentlich wird das morgen der Fall sein, so komme doch, so lange Du hier bist, lieber Louis, wenigstens zum Abendessen nach Hause, wenn das Mittagessen Dir in Deinen Geschäften störend sein würde. Aber das scheint mir kaum glaublich. Du hast doch fünf bis sechs Stunden täglich zur Verfügung und könntest für mich doch zwei davon übrig haben. Überlege doch einmal. Du hast allerlei Kummer, der Dir Herz und Kopf beunruhigt; aber es ist doch niemand imstande, Dir zu helfen. Mußt Du daher gegen alle Welt aufgebracht sein?

. . . . . .

Du leidest; komme doch zu denen, die Dich lieb haben. Ohne daß über die Ursache Deiner Leiden geredet wird, ist schon das Zusammensein mit ihnen eine Beruhigung für Dich. Nach dem, was Du mir mitgeteilt hast, ist Deine Lage doch auch besser als ich angenommen hatte. Du hast eine Stellung, bist unabhängig, frei, so wie der Mensch in der Welt überhaupt frei sein kann, bist niemandem etwas schuldig und Deine Lebensstellung wird sich schnell genug verbessern, da die Verwaltung, die Dich angestellt hat, mit Dir zufrieden ist. Das ist doch schon sehr viel. Was Dich bekümmert, wird vorübergehen. Jene Vorteile aber bleiben und werden andere im Gefolge haben, die noch erheblicher sind. Ich habe auch Dinge, die mich plagen und die mir Kummer bereiten; ich will indessen zugeben, daß Du nicht schuld daran bist.

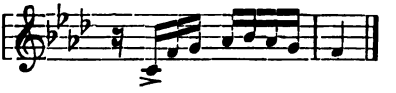
. . . . . .

Komme nur morgen, wir erwarten Dich um sechs Uhr zu Tische. Ich umarme Dich von ganzem Herzen, armer lieber Louis. Kommst Du?

CXXXII.

An Frau Massart.

Heute abend, 1865.[1]



Teure Frau,

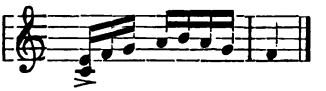
Ebensoviel Schneeflocken wie heute gefallen sind, ebensoviel Arten von Schmerzen plagen mich heute abend, und das Bedauern, daß ich nicht hingehen kann, um Sie zu hören, ist wahrlich nicht das geringste meiner Übel. Ich muß im Bett bleiben. Ich werde mir eine lebhafte Vorstellung machen von der Sonate, von dem Klang des F-Moll, von Ihrer Auffassung ... Ach! doch nicht! Ich habe nicht Einbildungskraft genug, um mir davon eine Vorstellung zu machen; daher will ich mir lieber vorstellen, daß Sie eine Virtuosin sind, wie 87 andere in Paris, 187 in Frankreich, 2187 in Europa, ungerechnet die in Amerika, Australien und Tasmanien. Daher werde ich mich glücklich schätzen, daß ich schlafen kann. Fi! fi!

Sie glauben mir nicht; Sie sagen: er macht Ausflüchte; er könnte ganz wohl aufstehen; ich glaube gar nicht, daß er krank ist.

Warten Sie nur etwas, dann will ich Sie zu meinem Begräbnis einladen und wenn Sie nicht kommen, werden Sie mich tödlich erzürnen.

Und doch, besten Gruß.

Betonen Sie recht hübsch das



[1] Dieser ungenügend datierte Brief ist vom 22. März.

Leben Sie wohl, teure Frau; ich bin ganz heiter. Ach, wenn ich doch diese Nacht sterben könnte, nur um Ihnen zu beweisen, daß Sie einen falschen Verdacht gegen mich hegen.

CXXXIII.

An Damcke.

26. April (1865?).

Lieber Freund, erwarten Sie mich nicht, um mit Ihnen ins ungarische Konzert zu gehen. Ich befinde mich heute zu wohl und will ungestört bleiben. Man lebt nur einmal und selbst dann . . .!

CXXXIV.

An Louis Berlioz.

Paris, 28. Juni 1865.

Lieber Freund,

Warum ich Dir schreibe, weiß ich nicht, denn eigentlich habe ich Dir gar nichts mitzuteilen. Dein Brief von heute morgen hat mich sehr beunruhigt. Er ist wenig verständlich, wenn auch der Ausdruck Deiner Empfindungen ganz deutlich ist. Du fürchtest jetzt Kapitän zu werden, Du hast kein Vertrauen zu Dir selbst . . . und doch möchtest Du ernannt werden. Du möchtest eine Häuslichkeit haben statt Deines bescheidenen Zimmers; Du möchtest Dich verheiraten, aber nicht mit einer gewöhnlichen Frau. Das ist alles ganz einfach und leicht zu verstehen. Nur mußt Du Dich dann auch nicht scheuen, eine solche Tätigkeit zu entfalten, die allein imstande ist, Dir alle diese gewünschten Annehmlichkeiten zu verschaffen. Du bist jetzt zweiunddreißig Jahre alt; in diesem Alter muß man das wirkliche Leben bereits kennen, sonst lernt man es nie kennen. Du brauchst Geld, ich kann es Dir aber nicht geben. Ich habe nur gerade so viel, daß ich eben auskommen kann, mehr nicht. Ich war so alt wie Du, als ich Deine Mutter heiratete, aber weniger günstig gestellt. Ich hatte nicht Deine Einnahme und hatte

mich mit meinen Eltern überworfen, die übrigens auch nicht imstande waren, mir etwas zu geben. Ich hinterlasse Dir das, was ich von meinem Vater geerbt habe und wohl etwas mehr noch, aber ich kann Dir noch nicht sagen, wann ich sterbe. Lange wird es ja nicht mehr dauern. Sprich mir also nicht von solchen Wünschen, die ich doch nicht erfüllen kann. Gewiß möchte ich auch sehr gern mehr Vermögen haben als ich besitze, ein Vermögen, das mir gestatten würde, zunächst mit Dir zu teilen und dann auch Reisen zu machen, meine Werke zur Aufführung zu bringen, usw. usw. Ich muß mich aber darein finden, daß ich kein solches Vermögen habe. Denke doch nur daran, daß Du, wenn Du verheiratet wärest und Kinder hättest, vielleicht hundertmal unglücklicher sein könntest als Du jetzt bist. Nimm Dir doch ein Beispiel an mir. Es waren wirklich eine Anzahl wunderbarer Zufälle (das Geschenk von Paganini, meine Reise in Rußland usw.), die mich aus dem entsetzlichsten Elend befreiten. Nun, solche Wunder kommen nicht oft vor, denn sonst wären es ja keine Wunder. Allein zu leben, kostet Geld; mit einer Frau zu leben kostet dreimal so viel; mit einer Frau und Kindern zu leben, kostet achtmal soviel. Das ist so gewiß, wie zwei mal zwei vier ist. Ich will dabei noch gar nicht reden von den moralischen Qualen gewisser Situationen (selbst wenn man Geld hat), das geht weit über das hinaus, was ich zu beschreiben imstande wäre.

Kurzum, Dein Brief hat nicht Hand noch Fuß; es ist als ob Du zum erstenmal herausgefunden hättest, was die Welt ist, die Gesellschaft, Freud und Leid, usw.

CXXXV.

An denselben.

Paris, d. 11. Juli 1865.

Ja mein lieber guter Louis, schwatzen wir zusammen, wann wir können und so oft wir können. Dein Brief von heute morgen war mir sehr willkommen. Ich habe gestern einen bösen Tag gehabt. Ich war zwei Stunden lang auf den Boulevards des

Italiens und des Capucines herumgeirrt. Um halb neun Uhr begann ich Hunger zu spüren. Ich ging ins Café Cardinal, um dort etwas zu genießen, ward plötzlich angerufen und sah ein heiter lächelndes Gesicht. Balfe war es, der irländische Komponist, der von London gekommen war. Er lud mich ein, mit ihm zu dinieren. Wir sind dann ins Grand Hôtel gegangen, wo er logiert. Wir haben eine vorzügliche Zigarre geraucht, die ich übrigens heute morgen noch spüre. Wir haben unendlich viel über Shakespeare gesprochen, den er, wie er sagt, erst so recht seit zehn oder zwölf Jahren versteht.

Ich lese gar keine Zeitungen. Es würde mir Vergnügen machen von Dir zu hören, woher Du alle die hübschen Sachen über mich hast, die Du anführst. Ich weiß kein Wort davon. Das Programm von Baden ist so, wie ich Dir gesagt habe. Jourdan singt den Äneas, Frau Charton die Dido. Aber es giebt auch etwas von Wagner, von Liszt, von Schumann; und Reyer weiß noch gar nicht, was ihn sonst noch bei den Proben erwartet.

Ich war gestern beim Wechselagenten. Deine fünfhundert Franken reichten nicht aus, um zwei ottomanische Obligationen, die neun Prozent bringen, zu kaufen. Ich werde daher nach dem Rate des Agenten abwarten, daß Du mir das, was man Dir noch schuldet, schickst, um eine kleine Rente für Dich zu kaufen. Ich habe Dein Geld auch zurückbehalten, weil Du selbst nach einer Verzögerung von drei Monaten keinen Sou weniger bekommen würdest für den halbjährlichen Coupon vom Januar. Du weißt doch, daß Liszt Abbé geworden ist? Sobald ein Band meiner Memoiren broschiert ist, schicke ich ihn Dir, jedoch gegen das bestimmte Versprechen Deinerseits, ihn nicht aus den Händen zu geben und ihn mir zurückzuschicken, sobald Du ihn gründlich durchgelesen hast.

CXXXVI.

An Herrn und Frau Damcke.

Genf, Hôtel de la Métropole, 22. August 1865.

Ich schreibe Ihnen nur einige Zeilen, damit Sie nicht glauben, daß ich Sie vergessen hätte. Sie wissen, ich vergesse nicht leicht

und soweit ich kann, werde ich mich wohl hüten, solche liebe Freunde wie Sie zu vergessen.

Ich bin hier in einem Zustand von Unruhe, den ich gar nicht beschreiben kann. Es gibt wohl Augenblicke wundervoller Ruhe, aber meistens habe ich viel Sorgen und selbst Schmerzen. Aufgenommen hat man mich hier mit herzlichem und höchst liebenswürdigen Entgegenkommen.[1] Man will mich immer im Hause haben und schilt, wenn ich nicht komme. Ich habe Besuche von vier Stunden Dauer gemacht; wir unternehmen lange Spaziergänge am Ufer des Sees. Gestern fuhren wir nach einem ferner gelegenen Dorfe Namens Yvonne, mit ihrer Schwiegertochter und ihrem jüngsten Sohn, die gerade angekommen waren. Aber ich bin keinen Augenblick mit ihr allein gewesen; ich habe nur über andere Dinge sprechen können; dabei schwoll mir das Herz zum Zerspringen.

Was tun? Ich habe keinen Schatten eines Anspruchs, ich bin ungerecht, dumm. Jeder in der Familie hat wiederholt den Band der Memoiren gelesen. Sie hat mir einen sanften Vorwurf daraus gemacht, daß ich drei von ihren Briefen abgedruckt habe; aber ihre Schwiegertochter hat mir recht gegeben, und ich glaube auch, daß sie es im Grunde nicht übel aufgenommen hat.

Ich zittere schon, wenn ich an den Augenblick der Abreise denke. Die Gegend ist reizend, der See so rein, so schön und so tief. Aber ich kenne etwas, was noch tiefer, reiner und schöner ist. Leben Sie wohl, teure Freunde.

CXXXVII.

An Frau Massart.

Paris, 15. September 1865.

Guten Tag, teure Frau, wie geht es Ihnen? Was macht Massart? Ich bin ganz überrascht, daß Sie noch nicht wieder in

[1] Zum Verständnis dieses rätselhaften Briefes müssen wir den Leser auf das letzte Kapitel der Memoiren verweisen.

Paris sind. Ich bin von Genf, Grenoble, Vienne und den Nachbarorten ebenso krank zurückgekommen, als ich bei der Abreise war. In den ersten beiden Tagen nach meiner Ankunft in Genf glaubte ich, daß ich ganz erlöst sei; die Schmerzen hatten völlig aufgehört. Dann sind sie aber wiedergekommen, schlimmer als vorher.

Wie glücklich sind Sie doch, daß Sie dergleichen nicht kennen! Ich benutze einen Augenblick, wo meine Schmerzen aufgehört haben, um Ihnen zu schreiben. Sie werden mir lächelnd sagen oder lachen indem Sie sagen: „Warum an mich schreiben?" Ohne Zweifel würden Sie es weit natürlicher finden, wenn ich diese alberne Idee nicht hätte. Aber was wollen Sie? ich habe sie nun einmal, und wenn Sie meine Idee nicht für gelegen erachten, so brauchen Sie mir ja nicht zu antworten und können mich als ein Original behandeln.

Und doch, der geheime Zweck dieses Schreibens ist und kann kein anderer sein, als von Ihnen einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur wüßten, mit welcher Heftigkeit man sich hier in Paris langweilt. Ich bin allein, mehr als allein. Ich höre keinen einzigen musikalischen Ton; ich höre nichts als wüsten Lärm rechts und wüsten Lärm links. Grétry sagte, er gäbe einen Louis aus für eine E-Saite in Méhuls Oper Uthal, wo es nur Bratschen gibt. Ich würde das Doppelte ausgeben, wenn ich wieder einmal französisch sprechen hörte in meiner Umgebung . . . Wann kommen Sie nach Paris? Wann spielen Sie mir eine Sonate vor? Ich habe in Genf von Ihnen erzählt; man hat mich dort sehr freundlich aufgenommen, sehr gefeiert und auch ein wenig ausgezankt. Bei unseren langen Spaziergängen am Ufer des Sees haben wir mein Leben in Paris Revue passieren lassen . . . Ach! Ich fühle schon bei diesem Worte, wie sich mir die Kehle zuschnürt. Lassen Sie uns von etwas anderem sprechen. Sie werden auch lange Spaziergänge am Strande machen. Sie haben dort ja Ihre schönen großen Krebse, die Sie so gut kennen, und die zu Ihnen herankrabbeln werden, um Ihnen für Ihre Musik zu danken, der sie so andächtig lauschen. Das schmeichelt Ihnen dann. Man fühlt sich immer geschmeichelt durch Huldigungen, selbst von Krebsen, wenn man eine hübsche Frau und eine große Künstlerin ist. Gott weiß

es, in Paris haben Sie ja auch solche Krebse in Ihrem Salon! Nun ist ja Fräulein X*** verheiratet! Wird sie ihrem Ehegatten erlauben, einen Schlafrock zu tragen? Sie wollte ja das Kleidungsstück bei Brutus nicht dulden.

Wenn Sie wieder hier sind, so müssen wir eines Abends einen kleinen Kreis versammeln und Coriolan lesen. Nichts belebt mich mehr, als die Begeisterung von Leuten zu sehen, die nicht blasiert sind, die Einsicht haben und mit Empfänglichkeit und Einbildungskraft begabt sind. Es hat mir kürzlich Vergnügen gemacht, in Vienne meine Nichten durch Vorlesen so recht aus dem Herzensgrunde zu Tränen zu bringen: . . Es sind reizende Kinder, ich liebe sie als ob sie meine Töchter wären, sie nehmen die Eindrücke der Dichtungen in sich auf, wie eine Photographieplatte die Lichtwirkungen der Sonne. Das ist etwas ganz Außergewöhnliches für ein paar junger Mädchen, die in der provinzlichsten aller Provinzen, Vienne genannt, aufgewachsen sind, in einer so wenig literarischen Umgebung, wie man sich nur denken kann.

Ich habe jetzt auch den großen Band meiner Memoiren zu Ihrer Verfügung. Ich kann Ihnen denselben aber nur leihen für die Zeit, welche Massart und Sie dafür zum Lesen brauchen. Es ist traurig, aber wahr. Ich schäme mich, daß ich nicht Geist genug besessen habe, um in dem langen Bericht die reizenden Stunden zu skizzieren, die ich Ihnen und meiner innigen Freundschaft für Sie beide verdanke. Aber ich habe erst jetzt bemerkt, daß Sie gar nicht darin erwähnt sind. Das ist unbegreiflich; schlagen Sie mich, schelten Sie mich; so sehr ich es bedauere, es ist einmal so. Und ich habe doch von so viel Krebsen darin geredet. Freilich nicht, um sie zu rühmen.

Ach! nun kommt die Krisis wieder!

Lassen Sie mich, teure Frau, lassen Sie mich, ich bitte inständigst, lassen Sie mich doch. Ich bin nicht imstande, weiter zu schreiben.

Leben Sie wohl, lieber Massart, meinen Händedruck.

CXXXVIII.

An Louis Berlioz.

6. November 1865.

Lieber Freund,

Ich habe Dir gestern nicht geschrieben; ich war sehr leidend und in einer Hundestimmung.

Stelle Dir nur vor, daß der Käufer meiner Besitzung du Jacquet, der mir in diesen Tagen zwanzigtausend Franken bezahlen sollte und sich schriftlich im Vertrage dazu verpflichtet hatte, mir ganz einfach sagen läßt, „daß er nicht zahlen könne“ und daß er mir Ostern eine ziemlich große Summe zahlen werde, d. h. nach sechs und einem halben Monat. Du würdest gewiß außer Dir sein vor Wut über so etwas ... Da siehst Du, daß die Schrift auch nicht mehr Wert hat als bloße Worte. Mein Schwager sagt, ich brauche mich nicht zu beunruhigen, der Mann sei reich. Mir ist aber ein Armer, der bezahlt, lieber, als ein Reicher, der nicht bezahlt. Ich habe noch immer fünfhundert Franken von Dir; wenn Du weitere fünfhundert schicken kannst, so kaufe ich ottomanische Obligationen, die Dir neunzig Franken jährlich (für tausend Franken) einbringen. Nach meiner Berechnung verliere ich durch die Unzuverlässigkeit meines Käufers wenigstens neunhundert Franken, denn er gibt mir nur fünf Prozent Zinsen und ich würde neun bekommen haben, wenn ich die Summe in ottomanischen Obligationen angelegt hätte.

Überdies ist man dadurch doch sehr benachteiligt. Es wäre doch seltsam, wenn die Bank von Frankreich, die doch auch reich ist, sich einfallen ließe, wenn man ihr eine Banknote präsentierte, zu sagen, „daß sie nicht zahlen könne“. Nun, man wird sich darein fügen müssen; ich kann nichts dabei tun.

Wie ich sehe, wirst Du auch Virtuose, und das große Schiff ist ein Instrument, auf dem Du ganz gut spielen kannst. Ich mache Dir mein Kompliment. Aber Du mußt eins (ein Schiff) für Dich haben. Arbeite daher nur immer dahin, daß Du eins bekommst; aber wenn man Dir eins in Aussicht stellt, so rechne nicht darauf

und tue als ob man Dir nichts gesagt hätte. Man muß immer sagen wie Paul Louis Courier: „Ich glaube daß zwei und zwei vier ist, aber ... ich bin doch nicht ganz sicher". Ein Geizhals hat einmal gesagt: „Wenn der heilige Petrus zu mir käme und Geld von mir leihen wollte, so würde ich ihm doch nichts geben, auch wenn er mir den allmächtigen Vater als Bürgen stellen würde."

In den Konzerten, welche in diesem Winter in Brüssel gegeben werden sollen, sind verschiedene Stücke aus meinen Werken angekündigt. D'Ortigue hat einen großen Artikel über Rossini im Korrespondent[1] geschrieben. Er ist sehr verständig und gerecht abgefaßt, hat aber den vermeintlichen Philosophen-Komponisten furchtbar verletzt. Ein Rossini-Freund hat d'Ortigue geantwortet und diesem Herrn hat Rossini geschrieben und ihm seinen Dank ausgesprochen: „Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie meinem Freunde, dem Herrn Kuraten d'Ortigue, die Tonsur so gewaschen haben".

CXXXIX.

An denselben.

Paris, 13. November 1865.

Lieber Freund,

Es ist ein Uhr. Ich habe soeben Deinen Brief erhalten und beantworte ihn ehe ich mich wieder hinlege. Denn Du wirst am 15. sehr beschäftigt sein und heute ist schon der 13. Ich hoffe, daß Du Dich hindurchfinden wirst durch diese Menge von Soldaten und Passagieren. Ich billige sehr Deine Idee, ein Home zu haben, eine Häuslichkeit, und Dir Möbel anzuschaffen. Aber hast Du nicht zu befürchten, daß Dein Schiff auch einmal von einem anderen Hafen ausfährt als von Saint-Nazaire? Jedenfalls darfst Du das nicht außer Acht lassen. Ich weiß nicht, was Du an Frau X*** geschrieben haben kannst, aber ich kann mir ganz gut vorstellen, was sie Dir geantwortet haben wird. Geld ist nötig! Ach gäbe es doch keins mehr auf der Welt. Man muß auf dem Lande bleiben, in Grenoble, in Claix, Friedensrichter sein, guter Pfahl-

[1] Betitelt: Les Royautés musicales.

bürger, sich darauf verstehen, sein Getreide, seine Hammel, seinen Wein usw. gut zu verkaufen. Dann ist man ein gemachter Mann, man kann Sonntags Kegel spielen, hat einen Haufen schmutziger Kinder, welche die Großeltern sehr schlecht erzogen finden; man langweilt sich wie eine Auster, hat eine Frau, die immer dicker und aufgedunsener wird und die man gar nicht mehr ausstehen kann. Dann sagt man sich: „Könnte ich doch wieder von vorne anfangen!"

Und dann fühlt man Wut bis ins innerste Mark der Knochen; denn man wird alt, man sieht wie das Leben trostlos verläuft; man hat viel Geld, das spät erst gekommen ist und mit dem man nichts anzufangen weiß und dann stirbt man als Großbauer, wie die Vorgänger.

Oh! wie ich leide! Wenn ich nur könnte, würde ich mich nach Palermo retten, oder wenigstens nach Nizza, wo die Ziege weidet, die hübsch angepflöckt ist. Es ist ein abscheuliches Wetter; um halb vier Uhr muß man schon die Lampe anzünden! Heute abend ist unser Montagsdiner; ich werde wieder aufstehen und hingehen. Ich will versuchen, vorher noch zwei oder drei Stunden zu schlafen. Ich habe in diesen Tagen keinen Brief aus Genf erhalten; freilich hatte ich auch keinen erwartet. Es belebt mir Herz und Geist, wenn ich einen Brief bekomme.

Ach mein lieber Louis, wenn ich Dich nicht hätte. Denke nur wie ich Dich lieb hatte, als Du noch ganz klein warst. Und doch wird es mir so schwer, kleine Kinder lieb zu haben! Du hattest etwas an Dir, was Dich mir anziehend machte. Später verlor sich das, als Du in die dummen Jahre kamst und so unverständig warst. Seitdem ist es aber wieder gekommen, ist immer stärker geworden; Du weißt, wie lieb ich Dich habe und daß meine Liebe immer noch zunimmt.

CXL.

An Asger Hamerik in Kopenhagen.

Paris, 1. Dezember 1865.

Ihr Brief hat mir große Freude bereitet, weil Sie mich nicht vergessen hatten. Sie haben recht gehabt, ich fühle aufrichtige Freundschaft für Sie.

Überdies rührt mich Ihre leidenschaftliche Liebe zur Musik aufs tiefste. Denn wenn ich mich auch für nichts mehr interessiere in der Kunst, die bei uns so entsetzlich herabgewürdigt ist, so sehe ich doch einen jungen Künstler wie Sie mit so edlen Zielen nicht, ohne die herzlichste Freude darüber zu empfinden.

Sie erinnern mich an das, was ich vor vierzig Jahren war; Sie erinnern mich namentlich daran durch Ihre heiße Liebe zur Musik, durch Ihren Glauben an das Schöne, durch Ihren energischen Willen, durch Ihre unbezwingliche Ausdauer.

Leben, glauben, lieben und arbeiten Sie! Verachten Sie das Niedrige, aber tun Sie zunächst noch so, als ob Sie es nicht verachteten; lassen Sie es in dem Glauben, sie seien sein Freund und schmeichelten ihm sogar. Es ist zu borniert, um die Wahrheit zu ahnen.

Später, wenn Sie stark, mächtig, Herr und Meister geworden sind, wenn Sie es niedergezwungen haben, dann klatscht es Ihnen Beifall und schreit:

„Das hab' ich ja immer gesagt!"

Von meiner Neuralgie werde ich beständig geplagt; gleichwohl lebe ich weiter unter meinen physischen Schmerzen und erdrückt von Langeweile. Der Tod kommt langsam, der Launenhafte. In den nächsten Konzerten des Konservatoriums werden einige Stücke aus meiner Symphonie „Romeo und Julie" aufgeführt werden. Wie das unverschämte, blödsinnige Publikum es wohl aufnehmen wird?

Gleichviel! Ich habe wenigstens das Vergnügen, eine der besten Sachen, die ich geschrieben habe, zu hören, noch dazu von diesem vorzüglichen Orchester! Aber ich werde nicht dirigieren; das ist der Absinth, wie Hamlet sagt.

Viele Grüße an Gade, dessen Bekanntschaft ich so gern machen möchte. Am nächsten Sonntag wird eine seiner Symphonien im Zirkuskonzert gespielt. Wenn ich nicht ans Bett gefesselt bin, so werde ich nicht verfehlen, hinzugehen. Bitte richten Sie Ihrem Herrn Vater einen Gruß von mir aus.

Wissen Sie wohl, daß Sie große Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben! Ihr Brief hat mich in Erstaunen gesetzt; es sind sehr wenig Fehler darin. Nun denn,

kommen Sie schnell nach Paris, und nach Verlauf einiger Jahre werden Sie dahin gelangen, daß Sie das Französische fast ebenso schlecht wie ein Pariser sprechen.

CXLI.

An Frau Massart.

30. Januar 1866.

Teure Frau,

Ich bin immer entzückt, wenn ich ein Briefkuvert ankommen sehe, das die beiden Buchstaben A. M. (Aglaé Masson oder Massart) trägt, weil es mir immer ein Hochgenuß ist, Ihre Briefe zu lesen, die so hübsche, niedliche, freundschaftliche Wendungen enthalten. Diesmal freilich muß ich gleich bei Ihrer ersten Zeile das eben Gesagte widerrufen. Sie nennen mich „teurer Maestro!" Bei Gott! Ich bin kein Maestro, habe überhaupt nichts Italienisches an mir. Wenn Sie hier säßen, so würde ich Ihnen mein Radiermesser in den rechten Arm stoßen, so hübsch er auch ist, um Sie zu warnen, mir derartige Injurien zu schreiben. Ist es der Arm, der hübsch ist, oder das Radiermesser? Gleichviel. Ich bin nicht rachsüchtig und nach einigen Wochen denke ich nicht mehr an Ihre Bosheit.

Ich stehe am 20. Februar zu Ihrer Verfügung, jeden Tag, jede Stunde, selbst wenn ich es Ihnen nicht versprochen hätte. Ich werde morgen, Montag abend, kommen und Sie bitten mir die Sache vorzuspielen, damit ich sie mir gehörig im Kopf herumgehen lassen kann.

Gestern war ich sehr krank; ich habe geschrien wie ein Adler, gewiehert wie ein Esel, gewinselt wie ein kleiner Hund, gebrüllt wie ein Kalb. Man brachte mir Ihren Brief, aber ich hatte nicht den Mut, ihn zu öffnen. Erst heute morgen habe ich mir dies Vergnügen gegönnt. Darnach können Sie urteilen . . .

Zum Glück weiß ich mich darein zu finden; meine religiösen Gefühle sind mir eine Stütze. Wenn ich die nicht hätte, wäre ich sehr zu beklagen . . .

Sie sind neulich nicht zum Quartett Armingaud-Jacquart gekommen. Warum nicht?

Ich bringe Ihnen morgen den Band der Memoiren; daraus werden Sie entnehmen, warum ich so guter Laune bin.

Beste Grüße für Sie und Massart; aber nennen Sie ihn doch nicht Vater Massart, wenn ich dabei bin; das bringt mich in hellen Zorn.

CXLII.

An dieselbe.

3. September 1866.

Gott, welch ein Unglück. Heute früh, teure Frau Massart, ja schon heute in der Frühe hatte ich mir einen reizenden Brief an Sie ausgedacht, voll Geist und anmutiger Komplimente, voll so feiner, geistreicher, geschickter Schmeicheleien, daß Sie alles geglaubt haben würden, was ich Ihnen sagte; ich sprach von Ihrer ausnehmenden Güte, Ihrer Anmut, Ihrem Talent, von der Zuneigung, die Sie all Ihren Bekannten einflößten, von der Eifersucht, die Sie erregten, von tausend und noch mehr Dingen. Da habe ich nun das Malheur, wieder einzuschlafen und als ich aufwache, habe ich nicht die geringste Erinnerung mehr von meinem schönen Brief und muß Ihnen nun lauter banales Zeug schreiben. Ich weiß, es gibt Leute, denen solche Dinge gerade die angenehmsten sind; aber ich glaube nicht, daß Sie zu dieser Art von Pflanzen gehören. Also geben Sie sich nur zufrieden. Ich will indessen nicht von der unendlichen Langenweile reden, die Sie verzehren muß in Ihrem kleinen Gartenhäuschen, von wo aus man, wie es heißt, das Meer sieht. Ich fürchte, ich könnte Sie damit zum Selbstmord treiben; und diese Art, sich von der Langenweile frei zu machen, ist doch äußerst unpassend für eine hübsche Frau. Aber was fangen Sie nur an? Beethoven haben Sie schon längst durchgenommen; in diesem Jahre haben Sie Homer gelesen; Sie kennen drei oder vier große Meisterwerke von Shakespeare; das Meer sehen Sie jeden Tag; Sie haben Freunde, die Sie besuchen, einen

Mann, der Sie anbetet ... Was ſoll daraus werden, großer Gott! Ich für mein Teil will wenigſtens, ſo viel ich kann, beitragen, Ihnen den Aufenthalt an der See erträglich zu machen, indem ich mit aller Macht davon Abſtand nehme, Sie dort zu beſuchen. Mehr kann ich nicht tun.

Man hat mich kürzlich ſozuſagen nach X... geſchleppt, um bei einem Wettbewerb von Mitgliedern des Geſangvereins den Vorſitz zu führen. Die haben ſieben geſchlagene Stunden lang aus vollem Halſe geſchrien und Sie wiſſen wohl, daß ſolche Stunden einem noch viel länger vorkommen, als ſie wirklich ſind.

Der Adjunkt des Maire wollte mich durchaus bei ſich haben. Er holte mich am Bahnhofe ab; der Wagen war mit zwei prachtvollen Pferden beſpannt; er hat ein ganz neues Haus, das außerhalb der Stadt auf einer kleinen Anhöhe erbaut und rings von Gehölz und Gärten umgeben iſt. Er iſt großer Muſikfreund und Millionär, trotzdem ſingt er ganz richtig und hat ein gutes Urteil. Er hat ſieben Kinder!

Als ich das hörte, machte ich mir eine eigentümliche Vorſtellung von ihrer Mutter. Ich dachte, die Frau ſei häßlich, lendenlahm, kupferig im Geſicht, kurzum ganz abſcheulich! Nichts von alledem war der Fall. Sie iſt reizend, von ſchlankem, feinem Wuchs, wie eine engliſche Nadel, entzückende Augen, voll Feuer, natürlich und ruhig, aber nicht kalt, nicht allzu devot, in guten, nicht kompromittierenden Beziehungen zum lieben Gott, verzieht ihre Kinder nicht, kleidet ſich gut und hat nicht die Denkweiſe der Provinzler. Wie kommt nun ein Mann, der nur ſeinen Champagner verkauft, dazu, das alles zu finden, Frau, Kinder, Haus und Millionen!

Ich ſtand ſchon im Begriff, nach Genf zu reiſen, als ich einen Brief von meinem Vetter (François Berlioz), Direktor der Spiegelglasfabrik von Montluçon erhielt, der ſich in acht Tagen in Paris verheiraten wollte und mich erſuchte, Trauzeuge zu ſein. Ich erwiderte ihm: „Komme nur her und Du ſollſt ſehen, welch ein guter Zeuge ich ſein werde“. Was hätte ich anderes tun können.

Man muß, ſoweit man kann, ſeinen Angehörigen in ſchwierigen Lagen zur Seite ſtehen!

Ich bin auch erſucht worden, die Proben zur Alceſte in der

Opéra zu dirigieren. Aber Perrin zieht die Sache so in die Länge, weil er das Publikum erst nach Paris zurückkommen lassen will (als ob es für Alceste überhaupt ein Publikum in Paris gebe), daß ich ihn für einige Tage sitzen lasse und nach Genf eile. Ich kann es nicht mehr aushalten.

Ach, teure Frau, wie ist es doch schön! wie schön! Neulich, bei der ersten Gesamtprobe auf der Bühne, haben wir alle geweint, wie sterbende Hirsche! „Welch ein Mensch ist dieser Gluck!" rief Perrin. — Keineswegs; wir sind ja die Menschen! verwechseln wir das nicht. — Taylor sagte gestern im Institut, Gluck hatte mehr Herz als Homer. Ja, er hatte noch mehr die menschliche Ader. Und so erhabene Werke will man dieser Bande von Flachköpfen vorführen! Das bringt mich immer wieder zurück zu meinem System „völliger Gleichgültigkeit in universellen Materien", entschieden das einzig richtige!

Von Fräulein Battu war ich ganz überrascht. Sie spielt und singt Alceste in einer in hohem Grade befriedigenden Weise, die von Tag zu Tag noch mehr zur Geltung kommt. Villaret ist ein sehr guter Admet und David gibt den Oberpriester so, wie man sich ihn gar nicht besser vorstellen kann. Ich hoffe also, daß die Sache gehen wird. Sie könnten wohl bei der ersten Vorstellung im Monat Oktober wieder in Paris sein. Versuchen Sie es doch.

Was tut Massart? Geht er auf die Jagd? Fischt er? Malt er? Baut er? Die letzte Frage nur kleinlaut, träumt er?

Car que faire en ce gîte, à moins que l'on ne songe?

Er hat sich in diesem Jahre mit Ruhm bedeckt. Seine Schüler haben alle Preise bekommen. Er wälzt sich auf seinen Lorbeeren. Das Lager könnte freilich etwas weicher sein.

Haben Sie Besuch? Ist Versch dort? Bestellen Sie ihm viele Grüße von mir. Wenn Jacquart dort ist, bitte ich auch ihn bestens von mir zu grüßen.

Leben Sie wohl, teure Frau. Verzeihen Sie alle diese Abschweifungen mit der Feder in der Hand. Daß ich mich dabei so ganz gehen lasse, beweist Ihnen wenigstens, welches Vergnügen es mir bereitet, so mit Ihnen zu plaudern und Ihnen alles zu sagen, was mir gerade durch den Kopf geht.

„Was auch kommen und d'raus entstehen mag", wie der große Dichter Scribe sagt.

Doch nun hat meine Schreiberei ein Ende und ich will Ihnen die kluge Hand drücken.

CXLIII.

An Ernest Reyer.

Wien, 17. Dezember (1866).

Mein lieber Reyer,

Ich bin heute, Montag, erst um vier Uhr aufgestanden. Ich mußte seit gestern zu Bett bleiben; ich konnte nicht mehr.

„Fausts Verdammnis" wurde hier gestern in dem großen Saal der Redoute vor einem ungeheuren Publikum mit großartigem Erfolg aufgeführt. Es wäre lächerlich von mir, wenn ich Ihnen über alle Hervorrufe, Dacapos, Tränen, Blumenspenden und Beifallsklatschen dieser Matinee berichten wollte.

Ich hatte 300 Chorsänger und 150 Musiker, eine reizende Margarete, Fräulein Bettelheim, deren Mezzosopranstimme wundervoll ist, einen Faust-Tenor (Walter), wie wir in Paris keinen zweiten haben, und einen energischen Mephistopheles (Baß), Mayerhofer; alle drei von der großen Oper in Wien. Das Liebesduett zwischen Faust und Margarete wurde vorzüglich gesungen und ist dreimal durch Beifallsbezeugungen unterbrochen worden. Noch mehr waren die Zuhörer von der Szene der verlassenen Margarete gerührt. Die Sylphen und Irrlichter, der Gesang am Osterfest, die Hölle und der Himmel haben mein wohlwollendes Auditorium ganz außer Rand und Band gebracht. Helmesberger (der Direktor des Konservatoriums) hat in höchst poetischer Weise das kleine Bratschensolo in der Ballade vom König von Thule gespielt, welche von Fräulein Bettelheim ganz vorzüglich gesungen wurde.

Mein Zimmer wird seit gestern gar nicht leer von Besuchern, die mich begrüßen wollen. Heute abend gibt man mir ein großes Fest, an dem zwei- bis dreihundert Personen teilnehmen, Künstler und Kunstfreunde; darunter auch meine hundertundvierzig Damen

(Dilettantinnen), welche meine Chöre so gut gesungen haben. Welch frische und reine Stimmen! Und wie das alles gut vorbereitet war von dem Direktor Herbeck von der Gesellschaft der Musikfreunde, einem Orchesterchef ersten Ranges, der sich mir zuliebe in Stücke gerissen hat und der als erster die Idee hatte, das ganze Werk zur Aufführung zu bringen.

Morgen bin ich vom Konservatorium eingeladen, um die Aufführung meiner Harold-Symphonie unter Helmesbergers Leitung anzuhören.

Was soll ich Ihnen sagen? Es ist die größte Freude im Musikleben, die ich je gehabt habe. Verzeihen Sie daher, daß ich Ihnen so ausführlich darüber schreibe. Es waren Zuhörer aus München und Leipzig gekommen. Walter (Faust) geht eben fort; er war gekommen, um mich nochmals zu umarmen. O! wie wunderbar hat er die Arie in Margaretens Kammer vorgetragen, und zumal die Stelle: «Que j'aime ce silence!»

Nun ist wenigstens eine meiner Partituren gesichert. Sie wird jetzt in Wien unter der Direktion von Herbeck gespielt werden, der sie auswendig kennt. Mag das Konservatorium in Paris dabei bleiben, mich draußen stehen zu lassen! Mag es sich auf sein altes Repertoire beschränken.

Sie haben mich selbst gebeten, Ihnen zu schreiben und haben sich dadurch diese weitläufige Beschreibung zugezogen.

Leben Sie wohl. Man hat mich aufgefordert nach Breslau zu kommen und „Romeo und Julie" zu dirigieren. Aber ich muß mich vor Ende des Monats wieder in Paris einfinden.

CXLIV.

An Ferdinand Hiller.

Paris, 12. Januar 1867.

Mein lieber Hiller,

Würde es Ihnen wohl möglich sein, damit ich vor dem Kölner Publikum nicht lediglich mit Instrumentalmusik auftrete, in das Programm vom 26. Februar ein Duo nocturne für zwei Frauen-

stimmen (Sopran und Alt) einzuschieben. Das kleine Stück ist aus „Beatrice und Benedict" und hat überall sehr gefallen; es ist auch nicht schwer und die Sängerinnen müßten Gänse sein, wenn sie es nicht ordentlich sängen. Freilich findet man oft solches Geflügel. Aber sehen Sie einmal nach, ob sich in Ihrem musikalischen Kreise nicht zwei Sängerinnen finden, die das leisten können. Ich schicke Ihnen dann die Exemplare des Duetts mit deutschem Text und bringe später selbst die Orchesterstimmen mit. Wenn Sie finden, daß die Sache nicht angebracht oder auch nur schwierig sei, so darf natürlich nicht weiter die Rede davon sein. Ich erwarte Ihre Antwort.

Sagen Sie mir auch, zu welchem bestimmten Zeitpunkt ich in Cöln eintreffen muß und wieviel Proben Sie mir zur Symphonie geben können. Das Duett kann mit einer Probe gehen, wenn die Sängerinnen ihre Partien gut kennen.

Ich will im Hotel Royal logieren, wo ich schon öfters abgestiegen bin. Ich bin dann freier und kann liegen bleiben, wenn ich will. Ich gehöre zu den Leuten, die sehr viel Ruhe nötig haben. Es ist wahr, ich lebe kaum noch. Trotz der musikalischen Freuden meines Aufenthaltes haben mich diese Reise nach Wien und die vielen Proben, die ich dort abhalten mußte, stark angegriffen und halbtot gemacht. Weder Homöopathen noch Allopathen, noch solche, die ihre Patienten (nach deren Belieben) auf die eine oder andere Weise behandeln, diese Doppelkünstler von Doktoren, können mir helfen. Ich will jedoch versuchen, daß mein Befinden sich bessert, damit ich zu Ihnen kommen kann, sonst werde ich ganz unausstehlich sein.

CXLV.

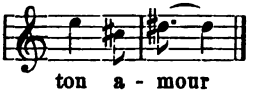
An denselben.

Paris, 8. Februar 1867.

Mein lieber Hiller,

Sie sind der vortrefflichste Kollege, den man nur finden kann. Ich werde es so machen, wie Sie sagen: Ich werde versuchen wieder einige Kräfte zu sammeln und am 23. d. M. nach Cöln abreisen,

wo ich abends im Hotel Royal sein werde. Aber bestellen Sie nicht Zimmer für mich, wie Sie sagen, ein kleines Zimmer reicht aus. Wenn ich außerstande sein sollte, mich auf den Weg zu machen, so werde ich Ihnen die Orchesterstimmen für das Duett schicken und Sie übernehmen dann alles zu dirigieren. Sie sagen zu mir wie die Ärzte: „Es ist Neuralgie". So sagte auch der Gärtner der Frau Sand, als sie darauf hinwies, daß eine Gartenmauer eingestürzt war, zu ihr: „O das ist nichts, daran ist nur der Frost schuld". — „Ja, aber sie muß wieder aufgezogen werden." — „O das ist nichts, das kommt nur vom Frost." — „Das bestreite ich nicht, aber sie liegt zu Boden." — „Beunruhigen Sie sich nicht, gnädige Frau, das macht der Frost."

Bitte, achten Sie darauf, daß Ihre junge Sopranistin nicht die alberne Abweichung auf  macht. Nur Sängerinnen können auf solche Ideen verfallen.

Auf baldiges Wiedersehen. Ich kann nicht mehr schreiben. Ich muß mich wieder hinlegen.

CXLVI.

An Frau Damcke in Montreux (Schweiz).

Paris, ich weiß nicht der wievielte.
(24. September 1867.)

Teure Frau Damcke,

Ich hätte Ihnen schon seit meiner Rückkehr geschrieben, aber ich wußte nicht, wohin ich den Brief adressieren sollte. Ich danke Ihnen daher doppelt für den Ihrigen.

Meine lakonische Antwort lautet: Ich bin noch immer krank.

In Néris angekommen, nahm ich fünf Bäder. Als der Arzt mich nach dem fünften Bade sprechen hörte und mir den Puls fühlte, rief er: „Machen Sie daß Sie von hier fortkommen; die Bäder schaden Ihnen. Sie werden eine Kehlkopfentzündung be-

kommen, Sie müssen irgendwo hingehen, wo Sie Ihre Kehle behandeln lassen können; Teufel auch! das ist keine leichte Sache!"

Ich reiste noch denselben Abend ab. Auf der Eisenbahn bin ich fast erstickt an einem fieberhaften Hustenanfall. Ich kam dann nach Vienne, wo meine Nichten mich aufs beste gepflegt haben. Ich habe fast immer gelegen. Endlich kam die natürliche Stimme wieder, das Halsübel ging vorüber. Aber meine Neuralgie ist wieder gekommen, schlimmer als je vorher.

Ich mußte in Vienne bleiben, weil die älteste meiner Nichten heiraten wollte und ich ihr als Trauzeuge dienen sollte.

Sie hat einen Bataillonschef geheiratet, der in jeder Beziehung reizend ist; sonst wäre ich auch nicht Zeuge gewesen. Nach dem Hochzeitsmahl sind sie abgereist, um eine lange Reise durch Südfrankreich zu machen; sonst wäre ich auch nicht Zeuge gewesen.

Wir waren zweiunddreißig Leute bei der Hochzeit, die aus allen Winkeln der Familie herbeigekommen waren, aus Grenoble, Tournon, Saint-Geoire usw., wir fanden uns alle dort zusammen, nur einer fehlte leider!

Das größte Vergnügen war es für mich, den Ältesten der Familie, meinen Onkel, den Oberst wiederzusehen, der vierundachtzig Jahr alt ist. Wir haben viel geweint, als wir uns wiedersahen; er schien sich zu schämen, daß er noch lebte . . .; ich tue es noch mehr als er.

Jetzt bin ich wieder in Paris, muß aber fast immer liegen, wie in Vienne. Kürzlich hat die Großfürstin Helene von Rußland mich beredet, nach Petersburg zu kommen. Sie wollte mich durchaus sehen und ich habe endlich eingewilligt. Ich werde am 15. November abreisen und sechs Konzerte des Konservatoriums dirigieren, eins davon nur aus Werken von mir bestehend.

Die Fürstin bezahlt meine Hin- und Rückreise, stellt mir einen ihrer Wagen zur Verfügung, logiert mich im Palais Michael und gibt mir fünfzehntausend Franken. Wenn ich auch davon sterbe, so weiß ich doch, daß es der Mühe wert war.

Ich habe vor einigen Tagen an Ihren Mann geschrieben, konnte aber den Brief in Ermangelung einer Adresse nicht abschicken. Ich wollte ihn fragen, ob ich ihm nicht meine schöne Leipziger Partitur

von Orpheus geliehen hätte. Ich kann sie nicht wiederfinden. Ich bin auch schon zu Heller gegangen und habe ihm meine Karte zurückgelassen, bin aber noch ohne Nachricht.

Leben Sie wohl, teure Frau, ich drücke Ihnen die Hand und schicke Ihnen beiden viele Grüße.

CXLVII.

An Herrn und Frau Massart.

Paris, 4. Oktober 1867.

Ja, ja, ich gehe nach Rußland. Die Großfürstin war vor einigen Tagen hier und hat mir Vorschläge gemacht, die ich nach einigem Zögern auf den Rat meiner Freunde angenommen habe. Es handelt sich darum, Ende November in Petersburg sechs Konzerte des Konservatoriums zu dirigieren, von denen fünf Hauptwerke der größten Meister bringen werden und eines ausschließlich aus meinen Werken zusammengestellt ist.

Sie logiert mich im Palais Michael ein, stellt mir einen ihrer Wagen zur Verfügung, bezahlt meine Hin- und Rückreise und gibt mir fünfzehntausend Franken. Ich werde, krank wie ich bin, von der Anstrengung völlig herunterkommen; aber wir werden ja sehen, ob ich davon sterben werde. Kommen Sie nun doch; Sie müssen mir Ihr lustiges Klavierkonzert in D-Moll von S. Bach vorspielen und wir werden hübsch zusammen lachen.

Leben Sie wohl. Tausend Grüße für Sie beide. Ich möchte wohl in den schönen Tagen, die Sie in Villerville zubringen, zu Ihnen kommen, aber ich muß gestehen, das erscheint mir doch als eine empörende Indiskretion.

Meine Schwiegermutter dankt bestens für Ihre Grüße. Leben Sie wohl.

P. S. Sie sind entschieden eine Nereide oder Tritone.

Sie müssen noch wissen, daß ein Amerikaner, dessen Anerbieten ich vor anderthalb Monaten abgeschlagen hatte, wieder zu mir gekommen ist, als er hörte, daß ich den Vorschlag der Russen ange-

genommen hätte, und mir vor drei Tagen hunderttausend Franken geboten hat, wenn ich im nächsten Jahre nach New York kommen wolle. Was sagen Sie dazu? Inzwischen läßt er hier von mir eine Büste aus Bronze für einen prachtvollen Saal, den er dort hat bauen lassen, anfertigen; ich muß jeden Tag dazu sitzen. Wenn ich nicht schon so alt wäre, so könnte mir das Vergnügen machen.

Haben Sie die Berichte über das Fest in Meiningen in Deutschland gelesen? Auch das würde mir Vergnügen machen, wenn ich nicht so sehr leidend wäre und so alt. Ja, Sie haben darüber gelesen, ich sah es aus Ihrem Briefe. Ich habe Leute gesehen, die dort waren. Schämen Sie sich nicht, immer noch Fasanen zu massakrieren? Das ist auch kein Heldenstück, Geflügel auf dem Hühnerhof zu töten!!!

Leben Sie wohl. Es tut übrigens nichts. Für Sie hege ich doch noch immer eine wahre und warme Freundschaft. Sie haben beide ein ausgezeichnetes Herz und das schätze ich jeden Tag mehr.

CXLVIII.

An dieselben.

Paris, 2. November 1867.

Wie geht es Ihnen, Burgherr und Burgherrin?
Was macht Ihr Schloß?
Verstehen Sie noch französisch?
Verstehen Sie noch Musik?
Verstehen Sie noch zu leben?
Verstehen Sie, daß Sie nichts verstehen?
Verstehen Sie, daß Sie in Vergessenheit geraten sind?
Verstehen Sie, daß man Sie ganz gut entbehren kann?
Verstehen Sie, daß Sie außer Mode sind?
Gute Nacht!

2. November, Allerseelentag.

Ist man erst tot, so ist man's auf lange Zeit.

CXLIX.

An Edouard Alexandre.

St. Petersburg, 15. Dezember 1867.

Teure Freunde,

Wie gütig von Ihnen, mir Nachricht zu geben. Ich muß Ihnen sehr vergeßlich erscheinen, da ich Ihnen noch gar nicht geschrieben habe. Man überhäuft mich hier mit Aufmerksamkeiten und mit Beifall, von der Großfürstin bis hinunter zum geringsten Mitgliede des Orchesters.

Man hat hier, ich weiß nicht wie, in Erfahrung gebracht, daß der 11. Dezember mein Geburtstag ist. Ich habe reizende Geschenke bekommen und abends mußte ich einem Diner von 150 Kuverten beiwohnen, wo es, wie Sie sich denken können, an Toasten auf mich nicht gefehlt hat. Das Publikum und die Presse sind ganz Feuer und Flamme. Nach der Symphonie fantastique bin ich sechsmal hervorgerufen worden. Das Stück wurde in der glänzendsten Weise aufgeführt und der vierte Teil mußte da capo gespielt werden.

Welch ein Orchester! Welche Präzision! Welches Zusammenspiel! Ich weiß nicht, ob Beethoven sich jemals in solcherweise hat aufführen hören. Ich muß auch sagen, daß ich mich neu belebt fühle trotz meiner Leiden, wenn ich ans Dirigentenpult trete und mich von so viel sympathischen Leuten umgeben sehe, und dann dirigiere ich, wie ich es vielleicht niemals wieder zu tun imstande sein werde.

Gestern hatten wir den zweiten Akt aus Orpheus, die Symphonie in C-Moll und meine Ouvertüre zum Carnaval romain aufzuführen. Alles wurde auf die wunderbarste Weise wiedergegeben. Die junge Dame, welche den Orpheus (auf russisch) sang, hat eine unvergleichliche Stimme und fand sich sehr gut mit ihrer Partie ab. Wir hatten 130 Personen im Chor. Alle Stücke erlangten den größten Erfolg. Dabei kannten diese Russen Gluck nur aus schrecklichen Verstümmelungen, die an verschiedenen Stellen von ganz unfähigen Leuten vorgenommen waren!!! Es ist eine unendliche Freude für mich, ihnen die Meisterwerke dieses großen Mannes

enthüllen zu können. Gestern wollte der Beifall gar kein Ende nehmen. Wir werden in vierzehn Tagen den ersten Akt von Alceste geben. Die Großfürstin hat angeordnet, daß man mir in allen Stücken gehorche; ich mißbrauche ihre Anordnung nicht, mache aber doch Gebrauch davon.

Sie hat mich aufgefordert, ihr an einem Abend Hamlet vorzulesen. Ich sprach vor einigen Tagen in ihrer Gegenwart mit ihren Ehrendamen über das Buch von Saint-Victor. Jetzt kaufen und bewundern Ihre königliche Hoheit und ihre Umgebung *Hommes et Dieux.*

Hier liebt man das, was wirklich schön ist. Hier lebt man für Musik und Literatur. Hier hat jeder in seiner Brust einen warmen Platz und darüber vergißt man Schnee und Reif. Warum bin ich so alt, so geschwächt!

Leben Sie alle wohl! Ich drücke Ihnen die Hand; ich umarme Sie.

CL.

An Herrn und Frau Massart.

St. Petersburg, 22/10. Dezember 1867.

Teure Frau Massart,

Ich bin krank wie achtzehn Schindmähren; ich huste wie sechs rotzkranke Esel und doch will ich an Sie schreiben, ehe ich mich wieder hinlege.

Unsere Konzerte gehen vorzüglich. Dies Orchester ist ausgezeichnet und tut, was ich will; wenn Sie von ihm die Beethovenschen Symphonien aufführen hörten, so würden Sie manches sagen, woran Sie im Konservatorium von Paris gar nicht denken würden. Meine Sachen haben sie mit derselben Vollendung gespielt; vor einigen Tagen die Fantastique, die man gewünscht hatte und die ich auf das Programm des zweiten Konzerts setzen mußte. Es war überwältigend. Wir haben drei Proben gehabt. Den Marche au supplice hat man lebhaft da capo verlangt, und bei dem Adagio (die Szene auf dem Lande) haben die Leute Tränen vergossen, ohne

daß sie sich derer schämten. Nächsten Sonnabend werden wir die Eroica und den zweiten Akt von Alceste, sowie den Opfergesang aus meinem Requiem (den Chor auf zwei Noten) bringen. Im darauffolgenden (fünften!) Konzert werde ich die drei ersten instrumentalen Teile der Symphonie mit Chören von Beethoven zur Aufführung bringen. Die Gesangspartien will ich nicht riskieren, weil ich kein hinreichendes Vertrauen zu den Sängern habe, die mir zur Verfügung stehen ... Man will mich in Moskau haben, und da die Großfürstin mir die Erlaubnis erteilt hat, so werde ich nach dem fünften Konzert dorthin gehen. Diese Herren von der halbasiatischen Hauptstadt haben Argumente, denen man gar nicht widerstehen kann, was auch Wieniawski sagen mag, welcher findet, daß ich ihren Vorschlag einfach nicht hätte annehmen sollen. Aber ich bin kein Knauser und würde mich schämen, es abgelehnt zu haben. Soeben werde ich in meinem Salon, wo ich allein bin, um Ihnen zu schreiben, unterbrochen, weil die Frau Großfürstin heute abend eine musikalische Soiree gibt, in der sie mein Duett aus „Beatrice und Benedict" hören will, das der Begleiter und die beiden Sängerinnen vorzüglich vortragen (auf französisch). Ich habe daher Ihrer kaiserlichen Hoheit die Partitur geschickt und den drei Künstlern sagen lassen, sie sollten nur keine Furcht haben, sie hätten ja ihre Partien sehr gut inne. Nun will ich mich aber wieder hinlegen.

Die Frau Großfürstin wünscht, daß ich ihr an einem dieser Abende Hamlet vorlese, aber ich habe jetzt nicht die nötige Kraft dazu. An meinem Geburtstag (11. Dezember) gab man mir ein Diner von hundertundfünfzig Kuverten, wo alle musikalischen Köpfe von Petersburg vereinigt waren. Sie werden mit Schrecken an die Toaste denken, auf die ich zu antworten hatte. Ich würde Ihnen gern noch manches andere erzählen, wenn ich nicht so angegriffen wäre; aber es ist neun Uhr und ich bin nicht gewohnt, zu so ungewöhnlicher Stunde außer Bett zu sein.

Überdies werde ich Ihnen ausführlich alles erzählen, wenn wir zusammen beim Diner im Café Anglais sitzen.

Viele Grüße für Massart, für Jacquard und alle Künste, die sich bei Ihnen die Hand reichen.

Fare well! fare well! remember me!

Sie verstehen doch noch englisch.

Ich werde drei Tropfen Laudanum nehmen und versuchen, ob ich schlafen kann.

Sie wissen, daß Sie reizend sind, aber warum zum Teufel sind Sie so reizend?

Ich kann es gar nicht herauskriegen.

Fare well. I am your

CLI.

Herrn Damcke.

Moskau, 31. Dezember 1867.

Mein lieber Damcke,

Ich war so ermüdet in diesen Tagen, daß ich nicht den Mut hatte, an Sie zu schreiben, und doch ist mir ein großes musikalisches Ereignis passiert. Die Direktoren des Konservatoriums in Moskau haben mich in Petersburg aufgesucht und von der Großfürstin einen Urlaub von zwölf Tagen für mich erlangt. Ich habe die Aufforderung, zwei Konzerte zu dirigieren, angenommen.

Da sie für das erste keinen genügend großen Saal gefunden hatten, so waren sie auf den Gedanken gekommen, es in dem Saal der Manège zu geben, ein Lokal, so groß wie der Mittelsaal in unserem Industriepalast in den Champs-Elysées. Diese Idee schien mir anfangs verrückt, hatte aber unglaublichen Erfolg.

Wir waren fünfhundert Ausführende und nach Berechnung seitens der Polizei zwölftausendfünfhundert Zuhörer.

Ich mache gar keinen Versuch, Ihnen die Beifallsbezeugungen zu schildern, sowohl bei dem Fest bei den Capulets als auch bei dem Offertorium aus dem Requiem. Nur hatte ich eine tödliche Angst, als dies letztere Stück begann, das man durchaus haben wollte, weil es in Petersburg von so großer Wirkung gewesen war. Als ich diesen Chor von dreihundert Stimmen beständig die beiden Noten wiederholen hörte, glaubte ich, daß eine wachsende Langeweile sofort die Zuhörermenge ergreifen müsse und daß

man mich nicht damit zu Ende kommen lassen werde. Aber die Menge hatte meinen Gedanken verstanden, sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit und der Ausdruck von demütiger Ergebenheit hatte Eingang bei ihr gefunden.

Bei dem letzten Takte brach ein donnernder Beifall von allen Seiten los; ich wurde viermal hervorgerufen; das Orchester und die Chöre nahmen am Beifallklatschen teil und ich wußte gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Es war das der großartigste Eindruck, den ich jemals in meinem Leben erzielt habe. Es wurde auch sofort an die Großfürstin telegraphiert, um sie von der Bewegung, die die Menge ergriffen hatte, zu unterrichten.

Übermorgen gibt man mir ein Fest in dem Versammlungssaal des Adels, wo die ganze Kunstwelt von Moskau zusammenkommen wird. Darauf kehre ich nach Petersburg zurück. Ich bin sehr angegriffen, aber doch glücklich über dies schöne Resultat. Leben Sie wohl, teurer Freund, ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Ich danke Heller herzlich, daß er so gut gewesen ist, mir den Band der Memoiren zu schicken. Ungeachtet unserer Vorsicht hat das Buch acht Tage gebraucht, um in meine Hände zu gelangen. Ich habe es der Fürstin erst am Tage meiner Abfahrt nach Moskau übergeben können.

Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, Reyer zu besuchen, so tun Sie es. Besten Gruß für Ihre liebe Frau, deren Schwester ich noch nicht gesehen habe.

CLII.

An Herrn und Frau Massart.

St. Petersburg, 16. Januar 1868.

Teure Frau Massart,

Ich komme von Moskau und finde bei meinem Eintritt in den Salon einen kleinen Haufen von Briefen, unter denen der Ihrige mir nicht die größte Freude macht, weil ein anderer dabei ist, Sie erraten wohl von wem, den ich nicht erwartet hatte. Den Ihrigen habe ich aber doch mit vielem Vergnügen gelesen. Er hätte mich gleichgültig lassen sollen; aber — vollkommen sind wir nun einmal

nicht. Ich habe also Ihre herzlichen Zeilen gelesen und schicke Ihnen heute meine Antwort. Der Michaelplatz ruht still unter seiner Schneedecke; die Krähen, Tauben und Sperlinge rühren sich nicht; die Schlitten fahren nicht; es ist ein großes Leichenbegängnis, das des Fürsten Dolgoruki, wohin der Kaiser sich mit dem ganzen Hofe begeben hat, und dem daher jedermann beiwohnt.

Mein Programm für das Konzert am nächsten Sonnabend ist festgestellt. Von mir kommt nichts darin vor, glücklicherweise, denn im folgenden und letzten wird alles von mir sein! Oh! wie will ich mich freuen, wenn ich den letzten Takt des Finale von Harold dirigiert habe! wenn ich mir sagen kann: „In drei Tagen reise ich nach Paris, d. h. Anfang Februar". Ich kann dies Klima nicht vertragen. In Moskau habe ich weniger gelitten. Und welche Beifallsbezeigungen! Das erste Konzert fand im Saale der Manège statt. Es waren zehntausendsechshundert Zuhörer dort. Als ich diese große Menge Beifall spenden sah beim Offertorium meines Requiem mit dem Chor auf zwei Noten, und den endlosen da capo-Ruf hörte, da hat mich, das muß ich gestehen, dies so seltene religiöse Gefühl, das eine ungeheuere Menge offenbarte, bis ins innerste Herz ergriffen. Beim zweiten Konzert, das nur mit den Kräften des Konservatoriums in dem Saale des Adels stattfand, wurde der Opfergesang da capo verlangt und brachte dieselbe Wirkung hervor.

Was reden Sie mir davon, Ihnen in Paris ein Konzert zu geben! Wenn ich meinen Freunden unentgeltlich ein Konzert veranstaltete und dafür dreitausend Franken ausgäbe, so würde ich nichtsdestoweniger von der Presse heruntergemacht werden.

Nachdem wir uns in Paris gesehen haben, werde ich nach Saint-Symphorien und von dort nach Monaco gehen, um mich im Veilchenduft zu baden und in der Sonne zu schlafen. Ich leide so sehr, teure Freundin, meine Schmerzen sind so anhaltende, daß ich gar nicht weiß, wie es werden soll. Und doch möchte ich jetzt nicht sterben, wo ich die Mittel zum Leben habe.

Tausend Grüße für Massart und danken Sie der reizenden Frau Nicolet, daß sie sich meiner erinnert hat.

Leben Sie nochmals wohl; ich drücke Ihnen die Hand.

CLIII.

An Herrn Wladimir Staſſow.[1]

Paris, Sonntag, 1. März 1868.

Ich habe Ihnen ſeit meiner Rückkehr nicht geſchrieben, ich litt entſetzlich. Heute geht es mir ein wenig beſſer, da will ich Ihnen guten Tag ſagen und Ihnen mitteilen, daß ich nach Monaco reiſe. Ich fahre heute abend um 7 Uhr. Ich weiß nicht, warum ich nicht ſterbe. Da es aber ſo iſt, ſo will ich meine geliebte Küſte von Nizza wiederſehen, die Felſen von Villafranca und die Sonne von Monaco. Geſtern habe ich mich nach der Akademie geſchleppt und habe dort meinen Bildhauer und Kollegen Perraud[2] geſehen. Er hat mir geſagt, daß der Amerikaner Steinway ihm endlich Zahlung für meine Büſte geleiſtet habe und daß man augenblicklich damit beſchäftigt ſei, drei Exemplare davon in mehr als Lebensgröße für New York und Paris zu gießen. Ich meine, daß Sie es waren, der den Wunſch äußerte, eine für das Konſervatorium von St. Petersburg zu haben. Wenn Sie es nicht waren, ſo war es Kologrivow[3] oder Cui[4] oder Balakirew.[5] Jedenfalls haben Sie wohl die Güte, ſich zu erkundigen und den Betreffenden zu ſagen, daß Perraud, wie er mir mitgeteilt hat, noch weitere Exemplare gießen laſſen kann ... Geben Sie mir Nachricht nach Rue de Calais Nr. 4 in Paris. Man wird mir Ihren Brief nach Nizza oder Monaco ſchicken. Beſſer wäre es noch, an Herrn Perraud, Bildhauer, Mitglied der ſchönen Künſte des Inſtituts in Paris zu ſchreiben. Sie könnten ihm dann angeben, was Sie haben wollen und bis wann. Das würde ſchneller gehen. Oh! wenn ich daran

[1] Wie oben ſchon erwähnt, verdanken wir der großen Gefälligkeit des Herrn Staſſow alle Briefe dieſer Sammlung, die an ruſſiſche Korreſpondenten gerichtet ſind.

[2] Perrot, im Original; wir kennen keinen Bildhauer dieſes Namens im Inſtitut.

[3] Inſpektor der Muſik in den kaiſerlichen Theatern.

[4] Ausgezeichneter ruſſiſcher Kritiker und Komponiſt.

[5] Kapellmeiſter und Komponiſt von Talent.

denke, daß ich mich bald werde ausstrecken können auf den Marmorstufen von Monaco, in der Sonne, am Ufer des Meeres!!! . . .

Seien Sie nicht allzu strenge und schreiben mir trotz meines längeren Schweigens. Denken Sie nur daran, daß ich krank bin, daß Ihr Brief mir gut tun wird und sprechen Sie mir nicht von Komponieren und anderen Torheiten . . .

Schreiben Sie mir dann auch, daß Sie mich in Erinnerung gebracht haben bei Ihrer liebenswürdigen Schwägerin, Ihrer anmutigen Tochter und Ihrem Bruder. Ich sehe sie alle drei als ob sie vor mir ständen.

Die Musik . . . Da wollte ich Ihnen etwas über Musik schreiben, aber ich will lieber darauf verzichten.

Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir bald, Ihr Brief wird mich neu beleben und zugleich die Sonne . . . Ach Sie Beklagenswerter! Sie wohnen im Schnee! . . .

CLIV.

An denselben.

Paris, April 1868.

Mein lieber Stassow,

Sie haben mich in Ihrem letzten Briefe mit „Herr Berlioz" angeredet und Cui auch. Ich verzeihe Ihnen beiden.

Denken Sie nur, Ihre Briefe müssen Sie beide noch mal schreiben. Sie wissen noch gar nicht, daß ich beinahe ums Leben gekommen bin. Ich war nach Monaco gegangen, um die Sonne aufzusuchen. Drei Tage nach meiner Ankunft wollte ich die Felsabhänge an der Küste durchstreifen, aber mein Leichtsinn wurde grausam bestraft. Ich fiel in den Felsen kopfüber aufs Gesicht und habe viel Blut verloren. Ich habe lange in der Einsamkeit auf der Erde gelegen und konnte erst lange Zeit nachher ganz blutüberströmt ins Hotel zurückkehren. Ich hatte schon meinen Platz auf dem Omnibus nach Nizza belegt; ich wollte gleichwohl am nächsten Tage wieder zurückfahren. Ich bin auch zurückgefahren. Gleich nachdem ich angelangt war, wollte ich die Terrasse an der Meeres-

küſte beſuchen, die mir lebhaft in der Erinnerung geblieben war. Ich ging, hatte aber keinen guten Ausblick auf das Meer. Um beſſer zu ſehen, will ich eine andere Bank aufſuchen; ich ſtehe auf, nach einigen Schritten falle ich wieder aufs Geſicht und das Blut fließt in Strömen. Zwei vorübergehende junge Leute haben mich mit großer Anſtrengung aufgehoben und ins Hôtel des Étrangers zurückgebracht, in der Nähe meiner Wohnung. Man hat mich entkleidet, ins Bett gebracht und ich habe acht Tage gelegen, ohne einen Arzt noch ſonſt einen anderen Menſchen als die Dienſtboten zu ſehen. Ach! ich kann nicht mehr ſchreiben. Auf morgen ... Ich bin ganz zu Ende. Gute Nacht.

... Nach dieſer achttägigen Klauſur fühlte ich mich etwas beſſer; mit ganz entſtelltem Geſicht nahm ich den Bahnzug und fuhr nach Paris. Meine Schwiegermutter und meine Dienerin ſchrien auf, als ſie mich ſahen. Ich ließ dann einen Arzt kommen, der mich ſo gut behandelt hat, daß ich nach ungefähr einem Monat im Zimmer herumgehen kann, wenn ich mich an den Möbeln ſtütze. So ſteht es mit mir. Meine Naſe iſt äußerlich ziemlich geheilt.

Möchten Sie die Güte haben, mir zu ſchreiben, warum man mir meine Partitur zu den Trojanern nicht zurückſchickt? Vermutlich wird ſie kopiert ſein, ſo daß man ſie nicht mehr braucht.

Ich kann nicht mehr ſchreiben; ... wenn ich ſo lange warten wollte, bis ich mich beſſer befände, ſo würde es wohl noch lange dauern ... Schreiben Sie mir doch einmal. Das wäre ein chriſtliches Werk.

CLV.

An Auguſte Morel.

Paris, 26. Mai 1868.

Mein lieber Morel,

Von Lecourt erfuhr ich, daß Sie mir nach Monaco geſchrieben haben und daß man Ihren Brief zurückgeſchickt hat. Beſten Dank für Ihre Aufmerkſamkeit. Ich habe viel aushalten müſſen und auch noch jetzt macht das Schreiben mir viele Mühe. Wundern Sie ſich nicht, daß ich Ihnen nicht geſchrieben habe. Die beiden Unfälle,

die ich erlitten hatte, einen in Monaco, den anderen in Nizza, hatten alle meine Kräfte aufgezehrt. Jetzt sind die Folgen meines zweimaligen Sturzes ziemlich verschwunden, aber die Krankheit ist wiedergekommen und ich leide mehr als je. Ich kann Ihnen nur traurige Dinge berichten. Ich war nach Rußland gegangen, um mich etwas zu zerstreuen, und habe auch die doppelte Reise nach Petersburg und Moskau ganz gut überstanden; sie haben mich dort auf jede Weise gefeiert. Die Großfürstin hat mich mit liebenswürdiger Fürsorge und Aufmerksamkeiten geradezu überhäuft. Ich habe sechs Konzerte im Konservatorium in Petersburg und zwei in Moskau dirigiert. Jetzt denke ich an nichts mehr; ich sehe, Sie sind ebenso ernüchtert wie ich, Lecourt ebenso wie Sie; es würde mir die größte Freude gemacht haben, Sie beide zu besuchen, als ich in der Gegend von Marseille war; ich wäre auch auf der Rückfahrt von Nizza zu Ihnen gekommen, wenn ich nicht in einem so schrecklichen Zustand gewesen wäre. Aber wie hätte ich das machen sollen? Und dann wäre ich in Ihrer Gesellschaft auch noch mehr heruntergewesen, als in jeder anderen. Wenige meiner Freunde haben von meinem Louis so viel gehalten, wie Sie. Das kann ich gar nicht vergessen. Das müssen Sie mir beide nicht übel nehmen.

CLVI.

An Wladimir Stassow.

Paris, 21. August 1868.

Mein lieber Stassow,

Sie sehen, ich lasse den „Herrn" weg. Ich kehre soeben von Grenoble zurück, wohin man mich fast zwangsweise kommen ließ, um bei einer Art Gesangvereinsfest zu präsidieren und der Einweihung eines Standbildes des Kaisers Napoleon I. beizuwohnen.

Man hat getrunken, gegessen, alles mögliche getan, ich war aber immer krank . . . ! Man hat mich im Wagen abgeholt und Toaste auf mich ausgebracht, auf die ich zu antworten gar nicht imstande war. Der Maire von Grenoble hat mich mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, hat mir einen Silberkranz überreicht und ich mußte eine volle Stunde zu Beginn des Festmals zugegen sein.

Am andern Tage bin ich abgereist und bin ganz erschöpft abends elf Uhr nach Hause gekommen.

Ich bin völlig zu Ende mit meinen Kräften und doch bekomme ich immer noch Briefe, in denen man ganz Unmögliches von mir verlangt. Man verlangt, das ich viel Gutes über einen deutschen Künstler sagen soll, gleichviel was ich wirklich von ihm denke, und noch dazu unter der Bedingung, daß ich Schlechtes von einem russischen Künstler sage, den man durch den Deutschen ersetzen möchte und der im Gegenteil allen Anspruch darauf hat, sehr gelobt zu werden. Ich werde es natürlich nicht tun. Was ist das für eine schlimme Welt!

Ich fühle, daß ich sterben werde. Ich glaube gar nichts mehr, aber ich möchte Sie sehen. Sie könnten mich vielleicht wieder etwas beleben. Cui und Sie könnten mir vielleicht wieder besseres Blut einflößen.

Was soll ich tun?

Ich langweile mich ganz schrecklich. Niemand ist in Paris. Alle meine Freunde sind fort, auf dem Lande, auf ihren Landgütern, auf der Jagd. Einige haben mich auch eingeladen, sie zu besuchen. Aber ich habe nicht mehr die Kraft dazu.

Was machen Sie? Und Ihr Bruder? Und Ihre reizenden Damen?

Oh! Ich bitte Sie, mir, wenn auch noch so kurz, schreiben zu wollen. Ich spüre noch immer die Folgen meines Sturzes in den Felsen von Monaco; auch Nizza hat mir seine Erinnerungen hinterlassen.

Vielleicht sind Sie bei Ankunft meines Briefes abwesend; ich bin auf alles gefaßt.

Wenn Sie in Petersburg sind, so schreiben Sie mir ein paar Worte, ich würde Ihnen unendlich dankbar sein.

Viele Grüße an Balakirew.

Leben Sie wohl, das Schreiben macht mir viel Mühe.

Sie sind so gütig; zeigen Sie es mir noch einmal.

Ich drücke Ihnen die Hand.

Anhang.

An seine Schwester.[1]

Paris, 20. Februar 1822.

Wir hatten ein reizendes Diner mit Vetter Raimond und meinem Onkel. Nachher gingen wir zu Feydeau um Martin zu hören. Man spielte an dem Abend Azémia und les Voitures versées. Ach, wie habe ich mich schadlos gehalten für die Geigen und Flageoletts auf dem Balle von T . . .! Ich verschlang die Musik! Ich dachte an Dich, liebe Schwester! Welches Vergnügen würde es Dir gemacht haben, zuzuhören! Die Oper selbst hätte Dir vielleicht nicht so gefallen; das ist zu gelehrt für Dich, anstatt der rührenden, bezaubernden Musik von Dalayrac, der heiteren Musik von Boieldieu, und unbegreiflichen Kraftleistungen der Darstellerinnen und des vorzüglichen Spiels von Martin und Ponchard . . . Ja, sicher! Ich hätte mich Dalayrac an den Hals geworfen, wenn ich neben seiner Statue gestanden hätte, als ich diese Arie hörte, für die man gar keine ausreichende Bezeichnung finden kann: «Ton amour, ô fille chérie!»

Es ist fast dieselbe Situation wie in „Stratonice", wo ich ähnliches beim Anhören der Stelle in der Opéra empfand: «Versez tous vos chagrins dans le sein paternel.» Aber ich unternehme es gar nicht, Dir eine Beschreibung dieser Musik zu geben . . .

(Das Ende fehlt.)

[1] Mitgeteilt, wie auch die drei folgenden Briefe, von Herrn de Colongeon.

An Herrn Lesueur,
Mitglied des Instituts, Oberintendanten der königlichen Kapelle.

(Ohne Datum,
gegen 1825 aus La Côte-Saint-André.)

Geehrter Herr,

Seit langer Zeit habe ich schon den Wunsch gehegt, Ihnen zu schreiben; ich ließ mich aber durch mancherlei Erwägungen davon zurückhalten, die mir jetzt lächerlich erscheinen, eine noch mehr als die andere. Ich fürchtete, Sie zu belästigen, und daß mein Wunsch, mich an Sie zu wenden, in Ihren Augen nur als Selbstgefühl erscheinen würde, das ein junger Mensch natürlich haben muß, wenn er mit einem der seltenen Männer korrespondiert, die ihrem Lande zur Zierde gereichen. Aber ich habe mir gesagt: Dieser seltene Mann, dem zu schreiben es mich drängt, wird vielleicht meine Briefe weniger lästig finden, wenn die Kunst, über die er selbst einen solchen Glanz verbreitet hat, den Gegenstand derselben bildet. Dieser große Musiker hat mir gütigst erlaubt, seinen Unterricht zu genießen, und wenn jemals die Güte des Lehrers und die Dankbarkeit und kindliche Liebe der Schüler ihm den Vatertitel erworben haben, so gehöre ich zu der Zahl Ihrer Kinder.

In meiner Familie bin ich, wie ich erwartet hatte, mit großer Liebe aufgenommen worden. Ich habe auch nicht von seiten meiner Mutter mehr diese unglücklichen, nutzlosen Einwendungen zu erdulden gehabt, die uns früher gegenseitig so viel Ärger bereitet haben. Indessen empfahl mir mein Vater, aus Vorsicht in ihrer Gegenwart nicht über Musik zu sprechen. Mit ihm spreche ich aber sehr oft darüber. Ich habe ihm auch Ihre interessanten Entdeckungen über die antike Musik mitgeteilt, welche Sie die Güte gehabt haben mir auseinander zu setzen. Es wollte mir nicht gelingen, ihn zu überzeugen, daß die Alten schon die Harmonie gekannt hätten. Er war noch ganz eingenommen von den gegenteiligen Ideen, die Rousseau und andere Schriftsteller vertreten haben. Als ich ihm die lateinische Stelle aus dem älteren Plinius anführte, in der bereits Einzelheiten enthalten sind über die Art der Gesangs-

begleitung und über die Leichtigkeit, durch das Orchester vermittels Verwendung von der Gesangsstimme abweichender Rhythmen, Leidenschaften zu schildern, war er wie aus den Wolken gefallen nnd gab zu, daß er gegen diese Erklärung nichts einwenden könne. Indessen, sagte er mir, er möchte gern das Werk selbst in Händen haben, um sich noch besser überzeugen zu können.

Seitdem ich hier bin, habe ich noch nichts getan. Anfangs, während der ersten Wochen, war ich auch gar nicht Herr meiner Zeit. Die Pflicht, Besuche zu empfangen und zu erwiedern in einer kleinen Stadt, wo sich alle Leute kennen, nahm mich fast ganz und gar in Anspruch. Dann wollte ich mich an die Messe machen, von der ich Ihnen gesagt hatte; aber ich blieb so kalt und eisig bei der Beschäftigung mit dem Credo und dem Kyrie, daß ich bald die Überzeugung gewann, ich würde in solcher Gemütsverfassung nichts Erträgliches zustande bringen; ich verzichtete also darauf. Dann machte ich mich daran, das Oratorium „Der Durchgang durch das rote Meer", das ich Ihnen vorgelegt habe, und das ich jetzt in manchen Stellen sehr verworren finde, durchzuarbeiten und zu verbessern. Ich hoffe, es nach meiner Rückkehr, die, wie ich denke, in den ersten Tagen des August stattfinden wird, in Saint-Roch zur Aufführung zu bringen.

Inzwischen und bis ich die Freude habe, Sie wiederzusehen, habe ich im Auftrage meines Vaters Ihnen seine beste Empfehlung auszurichten und seiner großen Dankbarkeit dafür Ausdruck zu geben, daß Sie so viele Fürsorge mir haben angedeihen lassen. Daß auch ich davon durchdrungen bin, geehrter Herr, bitte ich nicht zu bezweifeln. Empfangen Sie die Versicherung meiner ehrfurchtsvollen Hochachtung.

An Herrn Berlioz in La Côte-Saint-André.

Paris, 10. Mai (1828).

Mein hochverehrter Vater,

Wie sehr danke ich Ihnen für Ihren Brief! Wie gut hat er mir getan! Sie fangen also an, ein wenig Vertrauen zu mir zu hegen! Könnte ich es doch rechtfertigen! Es ist das erstemal,

daß Sie mir in diesem Tone schreiben. Ich danke Ihnen viel tausendmal dafür; es ist ein so großes Glück, wenn man denen, die uns teuer sind, Freude und Ehre machen kann. Gewiß würde ich entzückt sein, wenn Sie etwas von mir anhören könnten, da aber für Sie eine Reise nach Paris nötig wäre, so muß ich erst etwas Bestimmteres und Gesicherteres haben, als ein beabsichtigtes Konzert, das vielleicht durch eine beliebige Laune irgend eines unserer Machthaber verhindert wird. Seit acht Tagen warte ich mit der größten Ungeduld auf die Erlaubnis des Herrn Mangin, des Polizeipräfekten, um das Konzert anzukündigen. Ich darf erst morgen abend wieder vorfragen, um zu hören, ob mir die Erlaubnis erteilt ist. Es muß erst durch die Hände der Abteilungsvorsteher und Untervorsteher gehen, die eine wahre Staatsaffäre daraus machen, während es sich nur um eine Formalität handelt. Bei meinen beiden früheren Konzerten hatte ich mich davon dispensiert. Aber da es diesmal am Abend und im Theater stattfinden soll, so wollen die Direktoren des Théâtre des Nouveautés sich auf eine feste Abmachung mit mir nicht einlassen, ehe nicht die offizielle polizeiliche Genehmigung vorliegt. Andererseits könnte auch Herr de la Rochefoucauld, wenn er wollte, meine Soiree verhindern, denn in unserem freien Lande zählen die Musiker zu den Sklaven. Überdies ist der Erfolg meiner Symphonie nicht gesichert. Das Publikum ist in der jetzigen Saison weniger musikalisch als im Winter. Die höhere Gesellschaft, die eine Art musikalischer Bildung besitzt, ist auf dem Lande, und ich fürchte, daß die Originalität meines musikalischen Dramas kaum Anziehungskraft genug besitzen wird, um Leute von so kühlem Blut zu veranlassen, nach Paris zurückzukommen. Dann habe ich aber noch einen Grund zur Beunruhigung, und zwar wegen der Aufführung selbst. Mein Orchester wird gezwungen sein, sich erst Bahn zu brechen durch einen Urwald. Abgesehen davon, daß für die Musiker viele neue Sachen darin sind, liegt die größte Schwierigkeit in der Ausdrucksweise. Die erste Partie zumal ist von solch ungestümer Bewegung, einer solchen Intensität der Empfindungen, daß es einer Engelsgeduld seitens des Dirigenten und sehr zahlreicher Proben bedarf, ehe sie meine Intentionen genau verstehen lernen und imstande sind sie wiederzugeben.

Glücklicherweise ist es nicht schwieriger zu spielen, als die Ouvertüre zu den Francs Juges (die ich auch wieder aufführen lasse) und die vortrefflich gespielt wurde.

Was meine Lebensweise betrifft, so folge ich Ihren Angaben; ich esse meistens wenig und trinke fast nur Tee.

Seit einigen Tagen tue ich weiter nichts, als Orchesterstimmen korrigieren, meine Abschreiber überwachen und selbst abschreiben. Abends gehe ich ins deutsche Theater, dessen Direktor so freundlich gewesen ist, mir Eintrittskarten zu geben, ohne daß ich in irgendwelcherweise darum nachgesucht hätte. Ich rechne darauf, daß der unübertreffliche Sänger Haizinger in meinem Konzert singen und das Programm vervollständigen wird. Ich habe ihn in diesen Tagen gesehen; er fragte mich, ob ich in den Francs Juges (die ich bisher in Paris nicht aufführen lassen konnte) eine Rolle wäre, die für seine Stimme wichtig genug sei; und auf die Versicherung hin, die ich ihm gegeben habe, riet er mir sehr zu, nach Deutschland zu kommen, wo es mir sehr viel leichter werden würde, sie zur Aufführung zu bringen. Ich habe mich aber noch nicht damit beschäftigen können, das Werk ins Deutsche übersetzen zu lassen. Mein Plan ist nun folgender: Wenn die Herren vom Institut mir einen der beiden großen Preise zusprechen und ich mich klein genug machen kann, um durch die Pforte ins Himmelreich einzugehen, so will ich nur möglichst kurze Zeit in Italien bleiben und dann nach Karlsruhe eilen, wo Haizinger gewöhnlich weilt, oder vielleicht auch nach Dresden, wo der berühmte Komponist Spohr Kapellmeister ist, der sich zu ganz anderen, großherzigen Grundsätzen bekennt als die Komponisten in Paris es tun. Dann wird es mir auch ein Leichtes sein, zu sehen, was ich tun muß, um meine Oper zur Aufführung zu bringen. Sie schreiben von Schriftstellern von Ruf, damit ist es aber nichts. Es ist nur einer unter ihnen, nämlich Scribe, der es durchsetzen könnte, daß eine Partitur angenommen würde. Von den anderen machen die Direktoren nicht mehr Wesens, als wenn es ganz unbekannte Leute wären. Meine große Oper Atala ist vor zwei Monaten einstimmig ohne Abänderungen oder sonstige Bedingungen von der Jury der Opéra angenommen worden. Neulich als Onslow die Partitur der Francs Juges gelesen hatte,

die ich ihm geliehen, lief er voll Enthusiasmus wie ein junger Mensch (obgleich er 49 Jahre alt ist) zu Lubbert, dem Direktor der Opéra, um mit ihm über mich zu sprechen. Er wußte, daß die Aufführung von „Atala" zu meinen Gunsten entschieden war. Nun drängte er Lubbert, daß er meine Sachen aufführe, versicherte ihm, daß die Hindernisse, die man mir bereitete, ganz lächerlich seien und daß es in seinem Interesse liege, sie zu beseitigen. Auf alles das beschränkte Lubbert sich zu erwidern, es hätten viele Leute ihm schon von mir gesprochen, die einen mit Bewunderung, die anderen hätten ihm versichert, ich wäre verrückt, noch andere, es sei kein Verlaß auf mich (darunter Cherubini, der nie in seinem Leben Verständnis für eine einzige Note von mir gehabt hat, mit Ausnahme vielleicht der albernen Institutsposſen, die auf dem Klavier ganz entstellt wurden). Auf alle Fälle aber hätte er die Absicht mir zu schreiben und zu raten, ich solle doch nicht solche Musik wie Atala schreiben, denn er würde eine derartige Dichtung, trotzdem sie angenommen sei, nicht aufführen, da er nicht wünsche, daß dies Genre in der Opéra Eingang finde. „Außerdem", fügte er hinzu, „ich wiederhole nochmals, was ich schon so oft gesagt habe: ich brauche Geld; nichts bringt mehr ein als die Aubersche Musik, weil das Publikum sie gern mag. Daher habe ich an Auber und Rossini vollkommen genug. Wenn Beethoven und Weber wieder zur Welt kämen und mir ihre Opern brächten, so würde ich sie gar nicht haben wollen."

Bei Feydeau, dieser untersten Stufe musikalischer Erniedrigung, würde man nichts von mir aufführen können. Der Direktor wird unfehlbar Bankerott machen. Es ist durchaus ein neues Theater erforderlich, um die neue Musik zur Aufführung zu bringen; dies häßliche Privilegium muß fallen, und es wird fallen, wenn in der Deputirtenkammer der Antrag gestellt wird. Benjamin Constant und zwei andere hatten es übernehmen sollen, ihn einzubringen, aber die Vertagung ist dazwischen gekommen. Es ist gar nicht zu begreifen, daß die Deutschen, die Italiener, alle Ausländer in Paris, während einer Zeit des Jahres Theater errichten können, wohingegen die Franzosen allein genötigt sind, sich im Théâtre-Feydeau die Kehle abschneiden zu lassen oder ihre Partituren für sich zu behalten, während andererseits das Théâtre des Nouveautés ein

vorzügliches Orchester und ganz gute Chöre hat, die man aber nur verwendet, um Vaudevilles zu singen oder Stücke, die aus ausländischen Partituren entnommen sind. Aber man darf es dem Konservatorium, das den Gassenhauern und der Routine huldigt, nicht übelnehmen; alles muß geopfert werden, damit das Rondo, die Romanze, das Duett gedeiht; und trotz dieser großen musikalischen Mittel muß man es noch subventionieren aus den Taschen der Provinzialen, die niemals in die Opéra-Comique gehen, und muß zusehen, wie alle Jahre ein Direktor Bankerott macht.

Nun, du lieber Gott! Lasse man ihnen doch die Freiheit zu spielen, was sie wollen; Opern, große oder kleine; gebt keine Subventionen und laßt sie sich zugrunde richten. Das kommt den Steuerzahlern weniger hoch zu stehen und einigen wenigstens wird es nicht an Mitteln fehlen, sich zu bereichern.

Ich schreibe Ihnen in einigen Tagen und gebe Ihnen Nachricht, wie es mit meiner Angelegenheit steht, ob die Proben begonnen haben. — Leben Sie wohl, mein teurer Papa, ich umarme Sie aufs zärtlichste.

An seinen Vater.

Paris, 3. November 1828.

Mein lieber Vater,

Zunächst, um Sie von der Unruhe zu befreien, teile ich Ihnen mit, daß ich einen enthusiastischen Erfolg bei den Künstlern und dem Publikum erreicht habe. Die Kosten des Konzerts sind gedeckt und ich habe einen Überschuß von . . . 150 Franken gehabt! Ich zog es vor Ihnen lieber nichts von diesem Konzerte zu sagen, bis es nicht stattgefunden hatte. Ich hätte Sie nur zu sehr damit beunruhigt. Obgleich es mir sehr viel weniger Mühe gemacht hat, als das erste, so konnte ich mich doch nach der letzten Probe kaum noch aufrecht halten. Die Ermüdung drückte mich nieder. Jetzt spüre ich aber nichts mehr davon. Cherubini hat sich diesmal damit begnügt, mir nicht zu viel Schwierigkeiten zu machen. Zuerst hat er mir alles verweigert und gleich nachher hat er alles bewilligt, was ich von ihm verlangte.

Kurz, mein Konzert hat stattgefunden. Mein Orchester bestand aus hundert Musikern und wurde von Habeneck dirigiert. Abgesehen von einigen Fehlern, die durch die geringe Zahl von Proben veranlaßt waren, wurden meine großen Stücke in der glänzendsten Weise aufgeführt. Nur fehlte es mir an Zeit mein Septett aus „Faust“ den Ausführenden beizubringen und es dem Publikum vorzuführen.

Ich wurde auf eine schreckliche Probe gestellt, woran ich gar nicht gedacht hatte. Hiller, der junge Deutsche, von dem ich Ihnen schon erzählt habe, spielte in meinem Konzert ein Klavierkonzert von Beethoven, eine wirklich wundervolle Komposition. Gleich darauf sollte meine Ouvertüre zu den Francs Juges folgen. Als sie den Erfolg des herrlichen Klavierkonzerts sahen, glaubten alle meine Freunde, ich sei verloren, erdrückt, vernichtet, und ich muß gestehen, ich empfand auch einen Augenblick eine wahre Todesangst. Aber sobald erst die Ouvertüre begonnen hatte, nahm ich wahr, daß sie Eindruck beim Publikum machte und war vollkommen beruhigt. Die Wirkung war eine gewaltige, fast vulkanische; der Beifallssturm dauerte fast fünf Minuten. Nachdem die Ruhe einigermaßen hergestellt war, wollte ich mich zwischen den Notenpulten durchwinden, um einen Stoß Notenhefte zu holen, die auf einer Bank des Theaters lagen (das Orchester war nämlich auf der Bühne); da sah mich das Publikum. Nun begannen aufs neue die Zurufe und die Bravos; die Künstler schlossen sich an. Wie Hagelschauer prasselte das Klappern der Violinbögen auf Geigen, Bässe und Notenpulte nieder. Es wurde mir fast schlimm dabei. Dieser plötzliche Überfall warf mich beinahe um. Ich zitterte am ganzen Leibe, wie Sie sich wohl denken können, und Sie fehlten mir sehr. Ich hatte keinen von der Familie bei mir in einem solchen Augenblicke. Alle Welt umarmte mich, jedermann . . . ausgenommen mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern.

Den Schluß des Konzerts bildete mein Chor aus „Jüngstes Gericht“, der fast ebensolche Wirkung hatte, wie die Ouvertüre zu den Francs Juges. Ich hatte aber nicht genug Sänger; das Orchester erdrückte sie.

Als alles zu Ende war und ich die Ausgänge frei glaubte,

ging auch ich fort. Aber die Künstler hatten mich im Hofe des Konservatoriums erwartet, und als sie mich kommen sahen, begannen aufs neue die Zurufe. Gestern abend in der Opéra kamen alle Musiker zu mir, machten mir Komplimente und beglückwünschten mich. Endlich habe ich also einen großen Erfolg errungen, der mich völlig befriedigt. Der heutige Figaro hat einen Bericht über mein Konzert gebracht; ich schicke Ihnen denselben mit den übrigen Zeitungen.

Nun bin ich aber seit gestern von einer tödlichen Niedergeschlagenheit befallen. Ich habe immer Neigung zu weinen; ich möchte tot sein. Ich fühle, daß der Spleen mich wieder stärker erfaßt als früher. Ich glaube, ich müßte viel schlafen. Ich kann meine Gedanken nicht zusammenhalten.

Leben Sie wohl, teurer Vater. Ich umarme Mama und Sie, meine Schwestern und meinen Bruder.

An Herrn Berlioz, La Côte-Saint-André.

Paris, 2. August 1829.

Mein lieber Vater, ich habe gewartet bis alles zu Ende sei, um auf den letzten Brief von Mama zu antworten, den ich im Institut erhalten habe. Gestern ist die Entscheidung getroffen: Weder ich noch irgend ein anderer haben einen ersten Preis erhalten.

Das Institut hat erklärt, es habe sich nicht veranlaßt gesehen, einen zu erteilen und hat ihn für das nächste Jahr zurückgestellt, um dann vielleicht zwei zu verleihen, wenn es ihm gut dünkt. Lesueur war krank und konnte nicht daran teilnehmen; das hat mir sehr geschadet. Indessen sind Cherubini und Auber für mich eingetreten. Die Herren Pradier und Ingres, große Verehrer der deutschen Schule, haben am Schlusse der Sitzung lange Reden gehalten, worin sie ihren ganzen Unwillen darüber kundgaben und es für unbegreiflich erklärten, daß eine solche Versammlung so leichthin ihr Urteil über mich abgebe, dessen Antezedenzen man doch kenne und dessen Werk man nach einer derartigen Aufführung gar nicht beurteilen könne.

In der Tat war Frau Dabadie, die singen sollte, genötigt gewesen, mich im Stich zu lassen, wegen einer Generalprobe zu Wilhelm Tell, die gleichzeitig mit dem Wettbewerb im Institut stattfand. Sie hatte ihre Schwester geschickt, eine Schülerin des Konservatoriums, die gänzlich unerfahren ist und nur einige Stunden Zeit gehabt hatte, sich vorzubereiten.

Die Hauptsache von alledem ist aber folgendes. Nach der öffentlichen Meinung mußte der Preis mir zufallen. Ich glaubte daher auch einen genügenden Rückhalt zu haben, um mir erlauben zu können so zu schreiben, wie ich wirklich empfand und mir nicht einen ähnlichen Zwang aufzuerlegen, wie im letzten Jahre. Der Stoff war der Tod der Kleopatra, der mir groß und neu erschien, so daß ich dem Reiz nicht widerstehen konnte, ihn zu behandeln . . . Das war mein Fehler!

Alle diese Herren waren mir günstig gestimmt, aber sie haben mich nicht verstanden, und für die Musiker unter ihnen war mein Werk gewissermaßen eine Satire auf ihre Kompositionsweise.

Ich traf eben Boieldieu auf dem Boulevard. Er kam sofort ganz freundlich an mich heran und hat sich eine Stunde lang mit mir unterhalten.

„Ja mein Freund, was haben Sie denn da gemacht? Wir hatten alle darauf gerechnet, Ihnen den Preis zu geben. Wir dachten alle, daß Sie verständiger sein würden als im letzten Jahre und siehe da, ganz im Gegenteil sind Sie noch hundertmal schlimmer geworden. Ich habe kein Urteil über das, was ich nicht verstehe; ich bin auch weit davon entfernt, zu behaupten, daß Ihre Arbeit nicht gut sei. Ich habe schon so viele Sachen gehört, die ich nicht verstanden habe und die doch von denen bewundert wurden die sie verstanden hatten. Aber was wollen Sie? Ich habe nicht die Hälfte von Beethovens Werken verstehen können. Sie müssen eine ganz vulkanische Organisation haben, ein Niveau, auf das wir uns nicht stellen können."

„Übrigens konnte ich mich doch nicht enthalten, den anderen Herren gestern zu sagen: Dieser junge Mann, der solche Ideen hat und so schreibt, der muß uns ja aus dem Grunde seines Herzens verachten. Er will absolut keinen Ton so schreiben, wie irgend

ein anderer. Er muß sogar ganz neue Rhythmen haben, er würde auch, wenn möglich, neue Modulationen erfinden. Alles was wir machen, muß ihm als gemein und abgenutzt erscheinen! . . ."

Da liegt der Schlüssel zu dem Rätsel in betreff von Catel und Boieldieu. Auber und Cherubini waren nichtsdestoweniger aus persönlichen Gründen für mich; aber auch sie hatten denselben Eindruck von meinem Werk, Cherubini freilich weit weniger als die anderen.

Die nichtmusikalischen Mitglieder haben überhaupt nichts davon verstanden. Es ist gerade so als wenn man „Faust" dem P . . . vorlesen wollte. Der zweite Preisbewerber, der mit mir konkurrierte, hat in der entgegengesetzten Richtung auch nichts erreicht; es war zu flach und hat Heiterkeit erregt.

Ich habe den Auftrag wegen des irdenen Kühlkruges nicht ausrichten können; als ich aus der Loge kam, war die Bücherkiste für Sie schon abgegangen.

Jetzt kann ich noch nicht zu Ihnen kommen. Ich muß noch einige Angelegenheiten mit Feydeau in Ordnung bringen, damit ich mehr freie Hand bekomme, um länger bei Ihnen bleiben zu können.

Ich schreibe Ihnen nächstens wieder. Den heutigen Abend muß ich bei Boieldieu zubringen. Er hat mir das Versprechen abgenommen, damit wir unsere Unterhaltung fortsetzen können. Er will mich studieren, wie er sagt.

An Théophile Gautier.

Ungefähr 1845 (ohne Datum).

Mein lieber Thé,

Andere sagen Théo, ich lasse das o fallen und behalte nur das Thé; erste Dummheit!

Ich will ein Konzert geben; zweite Dummheit!

Begehen Sie die dritte und machen Sie die Ankündigung, um das Publikum zu veranlassen, die vierte, die größte von allen, zu begehen, nämlich hinzukommen.

Sie können in Ihrem Feuilleton gehörig prahlen mit meiner Reise durch Deutschland, dann sagen Sie, daß Sonntag den 19. im Konservatorium Duprez, Massol und Frau Dorus-Gras auftreten und ein großes Trio meiner Mache vortragen werden. Duprez wird auch l'Absence von Théophile Gautier, einem Dichter, der zu großen Erwartungen berechtigt, mit Orchesterbegleitung singen. Ich habe das Stück in Dresden instrumentiert; in Paris hat man es noch nicht zu hören bekommen.

Überdies wird Alard ein Geigensolo spielen; dann kommt die Ouvertüre zu „König Lear", die „Harold-Symphonie", das Scherzo der „Königin Mab", das Finale der Symphonie Funèbre und die Apotheose mit den beiden Orchestern.

Ich muß den jungen, zu großen Hoffnungen berechtigten Dichter ersuchen, wenn er Zeit hat, Sonnabend zur Probe zu kommen, so sehr brenne ich vor Ungeduld, daß er das Gesangsstück l'Absence hört, welches vom Orchester und Duprez vorgetragen wird.

Leben Sie wohl! Herzliche Grüße.

An General Lwow.

Riga, 16/28. Mai 1847.

Tausend Dank, General, für die ausgezeichneten Empfehlungen, die Sie mir geschickt haben. Ich habe schon Gebrauch davon gemacht und die Familie des Gouverneurs hat mich als einen Ihrer Freunde aufgenommen. Wir beschäftigen uns mit dem Konzert, das gehen wird wie es Gott gefällt. Vor meiner Probe, die in einer Stunde beginnen wird, muß ich Ihnen doch noch sagen, wie sehr mir die schönen Dinge gefallen haben, welche Ihre letzte Partitur in so großer Zahl enthält. Dieser Stoff von „Undine" hat Sie inspiriert, wie man es nicht besser wünschen kann. Der harmonische und methodische Stil dieses großen Werkes glänzt nicht nur durch Wahrheit im Ausdruck, sondern auch fortgesetzt durch Feinheit und jugendliche Frische, wie sie heutzutage sehr selten sind. Die Ouvertüre ist eine der glücklichsten Erfindungen, die ich kenne; es sind darin Wirkungen von synkopischen Rhythmen, die mich mit der

größten Freude erfüllt haben. Der erste Chor und die Arie der Undine haben ein reizendes Kolorit, das erste Finale ist so frei und warm, das Gebet mit Geigenbegleitung, die glänzende Partie des Festes, das zweite Finale, der Marsch und zahlreiche andere Stellen, die ich anführen könnte, zeigen eine Erfindungsgabe, einen Geschmack und ein Wissen ersten Ranges und geben Ihnen eine sehr hohe Stellung unter den gegenwärtigen Komponisten. Aber, um auch das noch zu sagen, ich war dessen auch ganz sicher, noch ehe ich Ihr Werk gehört hatte. Wenn man die Musik so liebt und achtet, wie Sie es tun; wenn man von ihr so spricht, wie Sie von ihr reden und wenn man die Kunst so ausgeübt hat wie Sie, so muß man so komponieren. Da fügt sich alles ineinander; aber trostlos ist es auch, wenn man dabei an die Mittel der Ausführung denkt, die immer schwerer zu finden sind. Ich weiß nicht, ob jener Engländer nicht ganz recht gehabt hat, als er in einem unserer großen Restaurants in Paris zum Dessert entweder einen Tenor oder eine Melone haben wollte und dabei dem Kellner die Auswahl überließ. Ich würde immer eine Melone verlangen, damit hat man noch eher Aussicht, Bauchgrimmen zu vermeiden; Pflanzen sind weniger schlimm als lebende Geschöpfe.

An Ernst.[1]

Paris, 8. Mai 1849.

Mein lieber Ernst,

Besten Dank für Ihren Brief; ich wartete schon ungeduldig auf Nachricht von Ihnen. Sie sind also nicht gestorben; gut! Ich bin krank vor Langerweile, habe einen Ekel vor Paris und vor allem, was da abgekartet wird. Ich bin in einer gräulichen Stimmung, möchte ausgehen und kann mich nicht rühren, auch habe ich Feuilletons zu schreiben ... ach die Plagen von Ägypten sind nichts im Vergleich mit diesen hier. Ich hatte Ihretwegen an Maurice Barnett geschrieben; kennen Sie ihn? Er redigiert die Morning

[1] Mitgeteilt von Emile Laurent.

Post; es ist ein vortrefflicher Mensch. Wie geht es Halle? und Dawson? und Vivier? . . . Was ist das für ein Wetter! Gestern hat es gegossen, daß die Häuser hätten fortgeschwemmt werden können! jetzt friert es beinahe. Ich habe Kopfschmerzen, verwünschtes Feuilleton! Ich kann gar nicht dazu kommen, es sind nun schon acht Tage, daß ich davor zurückschrecke; ich weiß gar nichts über den Gegenstand zu sagen, über den ich schreiben soll . . . Schöne Beschäftigung! . . . Wo finde ich Sonnenschein und Muße! Die Freiheit, um nichts zu denken, zu schlafen, kein Klaviergeklimper zu hören, kein Gespräch über den Propheten anhören zu müssen, noch über Wahlen, noch über Rom, noch über Proudhon; durch den aufsteigenden Rauch der Zigarre schauen zu können, wie die Menge vorüber wandert, . . . gedankenlos zu sein, wie ein Dutzend Volksvertreter . . .

Ach mein Gott! mein Gott! welch eine verwünschte Welt hast du uns da geschaffen! Das war kein guter Gedanke von dir, am siebenten Tage auszuruhen, du hättest sehr viel besser getan noch weiter zu schaffen, denn es blieb noch viel zu tun übrig.

Mein lieber Ernst, ich wollte Ihnen einen Brief schreiben, der sehr . . . (sehr was? laßt sehen!) sehr . . . (Schaf! man kündigt doch kein Beiwort an, wenn man keins finden kann!) kurz, einen Brief, der Ihnen Freude machen sollte, und ich sehe wohl ein, daß ich vollständig darauf verzichten muß, mich dazu aufzuschwingen (dumme Phrase!). Ich finde rein gar nichts, nichts, nicht das Geringste. Es geht gerade so, wie mit meinem Feuilleton. Dies Feuilleton wird mich noch verrückt machen, das ist sicher.

Ich will ausgehen, ich will mich draußen langweilen, zu Hause ist die Langeweile zu groß.

Kommen Sie doch ein wenig nach Paris.

Leben Sie wohl.

P. S. Ich habe Magenschmerzen; das ist auch noch etwas, was ich vergessen hatte, Ihnen zu sagen. Ach mein armer Ernst, bedauern Sie mich; die Feuilletons bringen mich um.

An Erard.[1]

Old Cavendish Street, Cavendish Square,
London, 20. April 1852.

Mein lieber Erard,

Ich komme aus der ersten Probe zu dem Fragment aus der Vestalin, das wir Mittwoch d. 28. abends 8 Uhr in unserem dritten Konzert in Exeter Hall aufführen wollen.

Die Musiker sind von unbeschreiblichem Staunen und Bewunderung erfüllt. Sie waren mit einem feindlichen Vorurteil gekommen, das eine Art von Anti-Spontinische Partei sich bemüht hatte, seit fünfundzwanzig Jahren in London zu verbreiten. Ich hoffe, ich werde ihnen eine gehörige Lektion geben. Die Wirkung wird eine ganz gewaltige sein; wir haben hundertundzwanzig Choristen und ein kolossales Orchester. Staudigl singt den Oberpriester, Frau Novello die Julia; für Licinius habe ich einen jungen deutschen Tenoristen, Reichart, dem ich die Partie einstudiere und der sich schon machen wird.

Sehen Sie doch zu, daß Sie mit Frau Spontini dem Triumph beiwohnen können, der zwanzigmal so groß sein wird, wie die auf dem Kontinent erzielten. Eine Kabale niedergeschmettert zu sehen, die seit einem Vierteljahrhundert gedauert hat! Das ist eine Freude, wie man sie nur selten findet.

Kommen Sie! Kommen Sie!

An Zacharias Astruc.

23. Mai 1858 (?).

Gestatten Sie mir, Ihnen meinen herzlichen Dank für den schönen Artikel zu sagen, den Sie über mein Konzert geschrieben haben. Ich habe niemals etwas über meine musikalischen Versuche gelesen, das mich so gerührt hätte. — Das fratzenschneidende Gespenst der Ironie ist aber gleich wieder da, wie immer, und ruft

[1] Mitgeteilt von Frau Erard.

mir höhnend ins Ohr: „Es ist ja nicht wahr, Herr Astruc täuscht sich und täuscht dich auch. Ihr seid beide Einfaltspinsel.“ Aber es gibt auch noch einen anderen Richter, an den man sich wenden kann, der seinen Sitz in unserem eigenen Innern hat. Und wenn ich dem die Frage vorlege: „Ist mein Kritiker einfältig, bin ich einfältig, täuschen wir uns in diesem Punkt? Ist die Liebe zum Schönen ein Hirngespinst, die Leidenschaft ein Federball, der Enthusiasmus eine Wahnvorstellung? . . . So gibt der Richter mir zur Antwort: „Nein, nein, nein . . . und abermals nein.“

Sie lieben das, was ich liebe; Sie ehren alle meine Götter und beten sie an. Daher verknüpft sich mit der Freude, von Ihnen gelobt zu werden, ein noch weit lebhafteres, tieferes und mächtigeres Gefühl: der hellsehende Fanatismus des Glaubensgenossen.

Darum möchte ich einige Worte von Shakespeare entlehnen und Ihnen zurufen:

Most noble brother, give me your hand.

An Stephen Heller.

Vienne (in der Dauphiné) Dienstag, 4. oder 5. September oder vielmehr Mittwoch 6. (1865).

Lieber Heller,

Ich habe lange keine Nachricht von Ihnen gehabt Warum haben Sie kein einziges Wort auf meinen Kollektivbrief geantwortet, den ich an Frau Damcke adressiert hatte? Ich schrieb doch Ihnen allen dreien. Ich bin immer krank und fürchte sehr, noch mehr Langeweile hinzuzufügen zu der, an welcher Sie schon so schwer zu tragen haben. — Meine Nichten sind reizender als je zuvor. Wir lesen viel, sie verstehen alles bewunderungswürdig und schnell. Trotz ihrer Bitten, daß ich bleiben soll, werde ich Ende der Woche nach Paris zurückkommen. Möchten Sie die Güte haben und meinem Hausmeister sagen, daß ich Sonntag morgen um $6\frac{1}{2}$ Uhr eintreffe. Kommen Sie zum Mittagessen am Sonntag zu mir. Wir werden allein sein, denn ich glaube, daß meine Schwiegermutter noch nicht zurückgekommen ist. Wenn Sie kommen, so benachrichtigen Sie für alle Fälle Caroline, damit sie uns das Essen bereitet.

Es ist hier schrecklich heiß. Ich habe heftige Kopfschmerzen, so daß ich kaum schreiben kann.

Vor vier Tagen erhielt ich einen Brief aus Genf, der mir unendlich wohl getan und mich wieder einigermaßen vernünftig gemacht hat. Es ist wirklich Zeit, daß das geschieht und daß ich ein Leben führe, wie es sich gehört, ohne doch so grausam unter unverständigen Kämpfen gegen das Unmögliche zu leiden. Das wird auch kommen, wenn Ihre Freundschaft mir dazu hilft.

Haben Sie etwas komponiert? Sie werden mir das erzählen und wie Sie die Zeit, diesen Briganten, der uns so feige umbringt, totschlagen.

Leben Sie wohl, auf Sonntag.

An Szarvady.

Paris, 25. Februar 1866.

Mein lieber Szarvady,

Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich geben wegen der deutschen Ausgabe meiner Memoiren. Ich ermächtige Sie, mit Herrn Heinze zu verhandeln und ihm das völlige Eigentumsrecht an diesem Werke für die Summe von 4000 Franken abzutreten, nicht weniger, zu den Bedingungen von denen ich Ihnen gesagt habe, nämlich daß das Werk erst nach meinem Tode und nachdem es bereits in Paris veröffentlicht worden ist, zum Verkauf gelangt. Die Herren Heller und Damcke haben die Arbeit, es für die Summe von 500 Franken zu übersetzen, völlig zurückgewiesen. Wenn Sie daher die Übersetzung übernehmen wollen, wird es mir recht sein. Aber ich muß daran festhalten, daß es in Paris unter Ihren Augen geschehe. Halten Sie mich auf dem Laufenden über das, was Sie mit Herrn Heinze in Leipzig abmachen, aber schreiben Sie, bitte, etwas deutlicher, denn trotz aller Anstrengungen war es mir unmöglich, manche Zeilen Ihres Briefes zu entziffern.

Das Konzert von Kreutzer wird gut gehen; wir haben schon vier Einzelproben gehabt. Frau Massart hat Fräulein Szarvady eingeladen, die uns Hoffnung gegeben hat, daß sie kommen werde.